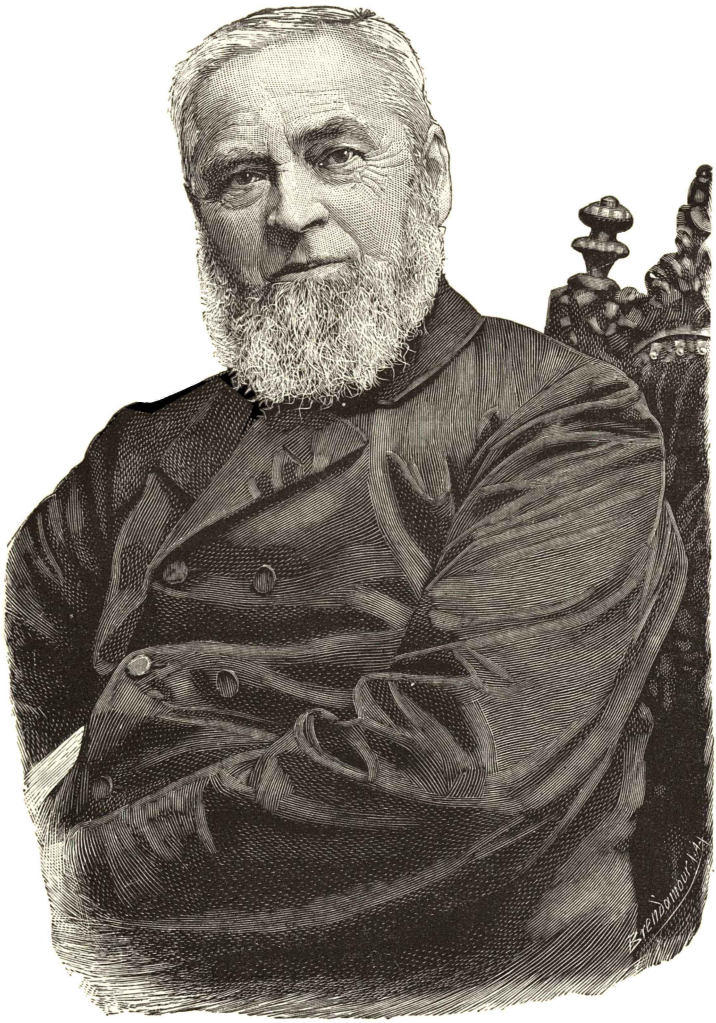
Pilgerleben und Pilgerarbeit

von E. Schrenk.

Frank Dürr
7257 DITZINGEN
Siemensstraße 21

Ich bin zu gering
aller Barmherzigkeit
und aller Treue,
die du an deinem
Knechte getan hast.
1 Mose 32, 11.
E. Schrenk



Verlag von Ernst Röttger, Kassel.

Pilgerleben

und

Pilgerarbeit.

Von

E. Schrenk.

Zweite Auflage. • 8.—15. Tausend.

Kassel.
Verlag von Ernst Röttger.

Vorrede.

Wie kommst du dazu, deine Selbstbiographie zu veröffentlichen zu deinen Lebzeiten? So werden viele Freunde mich fragen. Bis vor wenigen Jahren dachte ich nicht im entferntesten daran, mein Leben zu beschreiben. Ich hatte nicht einmal ein Tagebuch geführt, und meine Familie hatte über die letzten fünfzig Jahre meines Lebens nichts in Händen. Meine Frau und Kinder baten mich wiederholt, Erinnerungen aus meinem Leben für sie zu schreiben. Ich versprach es ihnen, weil ich glaubte, es ihnen schuldig zu sein. Nachher wurde ich von drei Seiten ersucht, Erinnerungen aus meinem Leben zu veröffentlichen. So kam ich zum Schreiben dieser Blätter. Über Evangelisation hatte ich noch nie etwas geschrieben; man wird es verstehen, wenn ich es endlich tue. Wer meine Stellung kennt, weiß, wie wenig Zeit ich habe für eine solche Arbeit. Meine Freunde werden es daher begreifen, wenn ich die Mitteilungen in unvollkommenem, teilweise familiärem Gewand gebe. Wenn dieser und jener Leser Gott lobt für Seine Liebe, Gnade und Treue, mit der Er mich geführt hat, so ist der Hauptzweck dieser Blätter erreicht. Herrn Missionsinspektor Dr. Oehler in Basel danke ich herzlich für die Freundlichkeit, mit der er mir das Missionsarchiv zur Verfügung stellte; es hat mir wesentliche Dienste geleistet.

Barmen, im Juli 1905.

Elias Schrenk.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Elternhaus und Jugendzeit	7
2.	Meine kaufmänniſche Lehre	14
3.	Ein Jahr in Donaueſchingen	21
4.	Ein Jahr in Freiburg i. B.	30
5.	Fünf Jahre im Miſſionshaus in Baſel	44
6.	Erſter Aufenthalt in Afrika von 1859–1864	65
7.	Dreizehn Monate in England	98
8.	Ein Jahr zur Erholung in der Schweiz	108
9.	Zweiter Aufenthalt in Afrika von 1866–1872	115
10.	Ein Jahr Erholung im Kanton Zürich und ein Jahr Kurpfarrer in Davos	150
11.	Ein Jahr in England von 1874–75	159
12.	Vier Jahre Reiſeprediger in Frankfurt a. M.	170
13.	Sieben Jahre Prediger der evangeliſchen Geſellſchaft in Bern	179
14.	Evangeliſt in Deutſchland vom Oktober 1886 an	204

1. Elternhaus und Jugendzeit.

Im schönen Württemberg, im Oberamt Tuttlingen finden wir am Fuße des Hohenkarpfen das lieblich gelegene Pfarrdorf Hausen ob Verena, wo meine Eltern Jakob Schrenk, Schneider, und Regina, geb. Glunz, wohnten. Dort bin ich als das zweitjüngste von fünf Kindern am 19. September 1831 geboren. Die zwei ältesten Geschwister starben in früher Jugend. Mein Vater war ein begabter, unternehmender und gottesfürchtiger Mann, der viel von der Welt gesehen hatte. Neben der Schneiderei betrieb er noch ein gemischtes Warengeschäft mit Landwirtschaft, so daß in meinem Elternhaus ein großer Umtrieb war. Ich hing mit inniger Liebe an meinem Vater und er an mir. Es war mir eine große Freude, wenn ich als kleiner Knabe ihn nach dem eine Stunde entfernten Aldingen begleiten durfte, wo er oft Waren einkaufte.

Schon in meinem sechsten Jahre erkrankte er, und war über fünf Jahre fast immer im Bett, was für die Erziehung von uns Kindern nach einer Seite nachteilig wirkte; nach der anderen Seite auch segensreiche Folgen hatte, indem unsere Jugend unter dem Zeichen des Kreuzes stand. Schon mein Großvater war ein frommer Mann mit viel Bibelkenntnis. Sein Segen ruhte sichtlich auf meinem Vater und seiner Schwester.

In meinem Elternhause war tägliche Hausandacht, in der mein Vater Schmolkes Gebetbuch las, das mir zum Segen wurde. Ich fand es daher immer verkehrt, wenn man da und dort gegen Andachtsbücher eiferte. Hätten wir doch in jedem Hause unsers Volkes Andachtsbücher! Gewiß stände es dann in religiöser Beziehung viel besser bei uns. Ich sage das selbstverständlich nicht, um das Herzensgebet in den Schatten zu stellen. Zur Hausandacht gesellte sich dann noch stramme väterliche Zucht, die jede Unart strafte und auf Ordnung hielt. Wenn Abends die Betglocke geläutet wurde, so mußte ich rasch nach Hause springen, um vor meinem Vater zu beten:

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist;
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
Laß ja bei uns auslöschen nicht.

In dieser letzten betrübten Zeit
Verleih uns, Herr, Beständigkeit,
Daß wir dein Wort und Sakrament
Rein behalten bis an unser End.
Und neiget unser Leben sich,
Laß uns einschlafen seliglich. Amen.

Meine Mutter hatte weniger religiösen Einfluß auf uns Kinder, der Herr mußte sie erst später durch viel Trübsal zu sich ziehen. Dagegen habe ich meiner Großmutter viel zu verdanken. Als kleines Knäblein durfte ich in ihrem Zimmer schlafen, und sie ist die erste Person, die mir in früher Kindheit etwas von der Kraft des Blutes Jesu Christi in mein Herz hinein betete. Ich werde es nie vergessen, wie sie jeden Abend mit Inbrunst betete:

Christi Blut und Gerechtigkeit
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Drum soll auch dieses Blut allein
Mein Trost und meine Hoffnung sein.
Ich bau im Leben und im Tod
Allein auf Jesu Wunden rot.

Ich steh' in Gottes Macht,
Ich steh' in Gottes Kraft,
Ich steh' in Christi Blut,
Das ist für alle bösen Geister gut.

Wenn Augen und Herze im Tode sich beugen,
So will ich doch endlich mit Seufzen bezeugen,
Daß Jesus, nur Jesus, mein Jesus soll heißen,
Von welchem mich ewig kein Teufel soll reißen.

Wüßten doch alle Mütter und Großmütter, von welcher Bedeutung es für ihre Kleinen ist für Zeit und Ewigkeit, wenn sie ihnen in zarter Kindheit herzlich vorbeten, und sie, sobald sie stammeln können, beten lehren! Gewiß hätten wir dann viel mehr betende Menschen und viel mehr Freude an unsern Kindern. Der Geist der Dorfjugend in Hausen war kein guter; es gab Konfirmandenklassen, an die ich nur mit Entsetzen denken kann. Auch ich nahm frühe Schaden in dieser Stickluft durch Vergiftung der Phantasie, was mir später viel Not machte. Der Herr hielt mich aber in seiner Hand, so daß ich vor viel jugendlichem Leichtsinn bewahrt blieb. Doch fehlte es nicht an Knabenstreichen. Es gab viel Obst im Dorf, und als kleiner Kommunist eignete ich mir

leider oft fremde Äpfel, Zwetschen und Birnen an. Der Herr züchtigte mich später dafür, und ich bekannte meinen Frevel und erstattete alles zurück. Meines Vaters Krankheit hatte zur Folge, daß ich mit meiner zwei Jahre älteren Schwester schon frühe manche Arbeit in Haus, Feld und Wald verrichten mußte. Wir hatten in meiner Jugendzeit prachtvolle Kommunal- und Privatwaldungen, Tannen und Buchen von einem Umfang, wie man sie jetzt nicht mehr kennt. Das Leben im Wald war meine Lust und Freude, und man sagte mir nach, ich könne klettern wie ein Eichhörnchen. Das war aber wohl übertrieben; denn einmal fiel ich hoch von einer Tanne herunter, weil ein Ast unter meinen Füßen brach. Ich fiel auf den Kopf und die rechte Hand, und habe es der göttlichen Bewahrung zu danken, daß ich ohne bleibenden Schaden, wenn auch blutüberströmt nach Hause kam. Eine Spur dieses Falles trage ich an meiner Stirne. Dieser Unfall hinderte mich aber nicht, am selben Abend auf dem Dach eines Hauses zu sitzen und Ziegel beim Dachdecken zu bieten. Charakteristisch war es für meinen damaligen Zustand, daß ich auf die Frage, was ich werden wolle, gewöhnlich antwortete: Förster oder Pfarrer.

Mein Vater hatte mir versprochen, mich Theologie studieren zu lassen, wenn er wieder gesund werde. Wir hatten ja im benachbarten Spaichingen eine Lateinschule, die ich hätte besuchen können, wie die Söhne unsers Pfarrers es taten. Allein des Vaters Krankheit hielt an, und durch die großen Kosten, die sie verursachte, litt auch unser Vermögensstand. Als er dann in meinem elften Jahr starb, war keine Rede mehr vom Studieren, ich blieb in der Dorfschule bis zur Konfirmation.

Mein Lehrer Beutel war ein ernster, pflichttreuer Mann, und machte es sich zur Aufgabe, seine Schüler in Gottes Wort einzuführen, so daß ich ziemlich viel Bibelkenntnis bekam. Durch ihn wurden auch die ersten Missionsgedanken in mir geweckt, die nie wieder verschwanden, sondern von meinem zehnten Jahr an immer wieder in mir aufwachten. Er machte uns auch frühe auf das Herzensgebet aufmerksam, wofür ich ihm heute noch danke. Mit der Rechenkunst stand ich einige Jahre auf Kriegsfuß. Meine Schwester war aber eine sehr gute Rechnerin und half mir nach. Ich ahnte damals nicht, daß ich in meinem späteren Leben so viel werde zu rechnen haben und die schwierigsten Kopfrechnungen mit Lust machen werde. Das mag manchen ermutigen, der vor dem Einmaleins gar zu viel Respekt hat. Im übrigen war ich fast immer der Erste in meiner Klasse. Auf den Konfirmandenunterricht schaue ich mit Wehmut zurück. Unser Herr Pfarrer Lang war in damaliger Zeit krank und starb. Auf ihn folgte ein sittenloser Pfarrverweser, der sich so weit vergaß, daß ihn unsere Jünglinge bei Nacht durchprügelten. Das Konsistorium entließ ihn nachher. Vom Konfirmandenunterricht weiß ich kein Wort, außer dem Versprechen des Pfarrverwesers, er wolle uns das Lied lehren: „Jetz geh i ans Brünnele, trink aber nit." Aber — unser Gott ist ein wunderbarer Gott: Dieser unwürdige Mann gab mir folgenden herrlichen Denkspruch:

Unvergeßlich bleibe dir die Stunde,
Da du sprachst: treu will ich ewig sein!
Weiche nie von diesem heil'gen Bunde,
Folge deinem Heiland, Ihm allein.

Sieh, wie Er dich sucht, dich liebt und leitet,
Dich bewahren will, Sein Eigentum:
Wie Er dir ein ew'ges Glück bereitet.
Nun, so lebe denn auch Ihm zum Ruhm.

Diese Worte nahm ich am Konfirmationstag direkt vom Herrn; sie wurden mir in den gefährlichsten Jahren Stecken und Stab, und dienten mir sehr oft zur Ermunterung und Bewahrung, dem Herrn sei Lob und Dank dafür!

Schaue ich auf meine ganze Schulzeit zurück, so darf ich einen Einfluß auf mein Herz nicht unerwähnt lassen. Meine Gemeinde gehört zum Dekanat Tuttlingen, wo damals der gottselige Dekan Heim stand, der eine vortreffliche Erklärung vom ersten Buch Mose geschrieben hat. Dieser geheiligte Mann visitierte unsere Schule. War mir bei meinem Vater vor allem Gottesfurcht und unbestechliche Gerechtigkeit entgegengetreten, so sah ich in Herrn Dekan Heim die erste geheiligte Persönlichkeit, in der Christus eine Gestalt gewonnen hatte. Er machte mir als Knaben einen tiefen Eindruck. Außer einem frommen Schuhmacher gab es damals in Hausen keine lebendigen Christen. Um so eindrucksvoller war mir die Persönlichkeit des Herrn Dekan. Der genannte fromme Schuhmacher ging nie zur Kirche, weshalb man ihn Separatist nannte. Er wurde sehr alt. Mit neunzig Jahren bestieg er noch den östlich vom Dorf gelegenen bewaldeten Berg, verirrte sich gegen Abend und fiel einen Abhang hinunter. Unten angekommen, betete er und sang noch ein Lied. Dann legte er sich schlafen in einem Kartoffelacker. Am darauffolgenden Morgen erschien er unversehrt mit seinem Stock im Dorf. Schade, daß dieser Mann allein stand; zwanzig Jahre später hätte er Gemeinschaft gehabt.

Nach meiner Konfirmation handelte es ſich bei mir um die Wahl eines Berufes. Das war aber nicht leicht. Durch die lange Pflege meines kranken Vaters, verbunden mit vieler anderer Arbeit brach die ſonſt kräftige Konſtitution meiner Mutter völlig zuſammen, ſo daß alle Arbeit im Haus und auf dem Feld auf mir und meiner Schweſter lag; mein Bruder war noch ſchulpflichtig. Ich war alſo faſt unentbehrlich. Zwar hatten wir nicht mehr ſo viel Land wie früher; mein Vater verkaufte ſoviel, daß unſer Beſitz nach ſeinem Tod völlig ſchuldenfrei war. Dabei ging es uns aber wie vielen anderen Landleuten: wir hatten reichlich Nahrung, aber oft wenig bares Geld. In letzterer Tatſache lag für mich eine Aufforderung, etwas zu verdienen. Ich arbeitete daher vom vierzehnten bis zum fünfzehnten Jahr viel im Wald, machte Holz, band Beſen und war hoch erfreut, Mk. 48.— zu verdienen; das war damals eine große Summe, denn das Geld hatte mehr Wert als jetzt und die Verhältniſſe waren noch einfacher.

2. Meine kaufmänniſche Lehre.

Meines Vaters letzter Wunſch war, ich möchte ſein kleines Warengeſchäft weiterführen, und ſo entſchloß ſich meine Mutter, mich in eine kaufmänniſche Lehre zu tun. Am 16. Februar 1847 verließ ich meine todkranke Mutter und meine Geſchwiſter und trat bei Herrn Kaufmann Johann Conrad Martin in Tuttlingen in eine vierjährige Lehre ein. Bei uns Menſchenkindern bleibt in allen Lebensverhältniſſen etwas zu wünſchen übrig; ſo war es auch mit meiner Lehre; aber im ganzen war doch die Wahl dieſes Lehrherrn eine freundliche Fügung Gottes, für die ich heute noch dankbar bin. In religiöſer Beziehung vermißte ich ſchon inſofern vieles, als ſich niemand meiner perſönlich annahm. Mein Prinzipal hatte nicht viele religiöſe Bedürfniſſe; er lebte ganz ſeinem Geſchäft und brachte im Sommer die Sonntagvormittage oft im Garten zu. Mit mir redete er während meiner Lehrzeit nie über Religion. Seine Frau ſtand beſſer; aber ſie behielt ihr Chriſtentum mehr für ſich. Wir ſaßen manchen Winterabend arbeitend an einem Tiſch; aber nie redete ſie mit mir über mein Seelenheil, und doch wäre ich empfänglich geweſen für Zuſpruch. Mit Wehmut und Überraſchung hörte ich nach ihrem Tode, ſie habe mit andern auf den Knien gebetet. Hätte

sie doch auch mit mir gebetet! Ich glaube, ich würde mich schon damals bekehrt haben, wenn mir jemand den Weg gezeigt hätte. Wollen wir unser Licht leuchten lassen vor den Leuten, so müssen wir uns der Verantwortung klar bewußt sein, unsern Hausgenossen Gelegenheit zu geben den Heiland zu finden, wenn sie ihn suchen wollen. Wie viel wird von manchen Herrschaften in diesem Stück an jungen Leuten versäumt und gesündigt!

Zur Predigt und zum heiligen Abendmahl ging ich aus eigenem Antrieb regelmäßig und hörte noch einige Zeit den seligen Dekan Heim; allein ich kam innerlich zu keiner Entscheidung, weil mir jede persönliche Berührung mit lebendigen Christen fehlte. Der Nachfolger des Dekans war kein lebendiger Zeuge. Die geistliche Luft war damals in Tuttlingen überhaupt nicht günstig für junge Leute. Die Bevölkerung war sehr materiell gerichtet; Sonntagsarbeit war leider an der Tagesordnung, der Kirchenbesuch daher mäßig. Die vorhandene Gemeinschaft hatte auch nicht die rechte Frische; der Kleinbärenwirt gehörte zu derselben. War die Gemeinschaftsstunde vorbei, so gingen die Brüder in den kleinen Bären und tranken ihren Schoppen. Später wurde es durch jüngere Brüder entschieden besser, der Schoppen verschwand. Ich war geschäftlich sehr angespannt, und hatte keine Zeit, für Verkehr mit anderen, was insofern sein Gutes hatte, als ich bewahrt blieb vor sehr vielen Versuchungen. Tuttlingen war nicht nur reich an Messer-, Schuh- und Strumpfwarenfabrikation, sondern besonders auch an Brauereien und darum auch reich an Wirtshäusern.

Blicke ich zurück auf meine vierjährige Lehrzeit, die für

Jünglinge so gefährlichen Jahre, so habe ich Gott für drei Stücke besonders zu danken: 1. ich wurde von meinem Prinzipal sehr streng gehalten. Meine zwei letzten Vorgänger waren Diebe: der eine aus Genußsucht, der andere aus Eitelkeit. Deshalb durfte ich nur alle Monate einen einzigen Spaziergang von zwei bis drei Stunden machen. Das war gesetzliche Zucht auf Christum hin. 2. Gott hat mich in äußerer Kirchlichkeit und in einer gewissen Gottesfurcht bewahrt, so daß mir ein äußerlich rechtschaffenes Leben zur andern Natur wurde, und ich nie in grobe Sünden fiel. 3. Ich blieb in zarter Anhänglichkeit an meine kranke Mutter, schränkte mich aus freiem Antrieb in allen Ausgaben ein, ging nie über meinen Stand hinaus und machte meiner Mutter keine Sorgen. Dabei war ich aber leider sehr selbstgerecht und meinte, ich sei ein Christ, während mein Herz voll Sünde war. Ich war einer der vielen jämmerlichen Kirchenchristen, der vielen soliden Menschen, ohne den heiligen Geist, ohne Wiedergeburt, ohne eigenen Heiland. Ich stand im Vorhof, und kannte das Heiligtum nicht. Einmal bekam ich in jenen Jahren einen tieferen Eindruck. Herr Prälat (Generalsuperintendent) Kapff kam nach Tuttlingen zur Visitation, und predigte über die Zeitsünden. Sein Wort packte mich; aber zu innerer Klarheit und Entscheidung kam ich nicht. Eigentliche Liebe zu Gottes Wort und Trieb zum Gebet hatte ich wenig; doch hörte das Gebet nie ganz auf, ich war nie ohne Arbeit des Geistes Gottes an meinem Herzen. Auch die Missionsgedanken kamen mächtiger als früher; ich wies sie aber ab, weil ich entschlossen war, meiner Mutter durch materielle Hilfe erst unter die Arme zu greifen. Im ganzen kann ich, was meine

innere Stellung betrifft, nur mit Schmerz auf meine Lehrjahre zurückblicken. Doch muß ich auch loben und danken daß der Herr mich nicht weiter von Ihm abkommen ließ.

Günstiger sah es aus in meiner geschäftlichen Stellung. Herr Martin, mein Prinzipal, war ein tüchtiger, sehr solider Kaufmann, kein Spekulant, er ging immer Numero sicher. Seine Buchführung war musterhaft, das Geschäft ein gutes. Da es ein gemischtes Warengeschäft war, so konnte ich mir sehr viele Warenkenntnisse aneignen, was mir für mein ganzes Leben zu gute kam. Wir hatten Manufaktur-, Farb- und Kolonialwaren; daneben führten wir alle Messerschmiedeartikel: Ebenholz, Perlmutter, Elfenbein, Neusilber, Messing, Nickel, Stahl, Messer, Gabeln u. s. w. Meine erste Arbeit war das Kopieren eines Wechsels; wir hatten nämlich auch ein kleines Wechselgeschäft, was für meine künftige Laufbahn sehr wichtig war. In den ersten Tagen schwindelte es mir beim Anblick der vielen Artikel, und ich fragte mich, wie sollst du alle die Preise in deinen Kopf bekommen? Nach einem halben Jahr war aber die größte Schwierigkeit überwunden, und ich lebte mich immer mehr ein in das ganze Geschäft. Herr Martin hatte die Eigentümlichkeit, seinen Lehrlingen in der Kontorarbeit wenig Anleitung zu geben, man mußte alles selbst lernen. So nahm ich denn Morgens vor dem Frühstück alle Geschäftsbücher vor, und lernte die doppelte Buchhaltung. Mein Kollege verklagte mich, ich stöbere alle Bücher durch; die Antwort war: „Lieber Freund, mach's auch so." In jener guten alten Zeit hatte man noch keine Kopiermaschinen, die Lehrlinge mußten jeden Brief abschreiben. Ich hatte damals keine Ahnung, daß dieses viele mühsame

Briefabschreiben eine herrliche Vorbereitung sei für die viele Korrespondenz, die ich als Missionar und Evangelist bekam. Unser Leben besteht nicht nur in losen Abschnitten; jeder Lebensabschnitt ist eine direkte Vorbereitung für fernere Lebensaufgaben, wenn wir uns von Gott führen lassen. Wie außerordentlich viel habe ich z. B. beim Verkauf im Laden gelernt für künftige Seelsorge! Wir hatten oft eine Menge Menschen im Laden, besonders an den Sonntagen. Da kamen natürlich allerlei Leute, auch Diebe. Unwillkürlich lernt man da jedes Gesicht fixieren und bekommt im Lauf der Jahre viel Menschenkenntnis. Einige Zeit kam immer eine Dame in den Laden am Sonntag morgen, solange ich allein war, und ließ sich teure Artikel vorlegen, wie z. B. Wienershawls. Wenn ich die Leiter hinaufstieg, mußte ich sie unausgesetzt im Auge behalten, wenn ich nicht bestohlen werden wollte. Ich weiß nicht, wie ich fertig geworden wäre in meinen Sprechstunden als Evangelist, wo ich von zwanzig, dreißig Menschen belagert war, wenn ich nicht als Kaufmann beim Ladenverkauf gelernt gehabt hätte, die Gesichter zu studieren.

Endlich kam der Schluß meiner Lehrzeit und ich freute mich von Herzen, sie hinter mir zu haben. Heute würde niemand mehr auf eine vierjährige Lehrzeit eingehen und dazu noch 300 Mark Lehrgeld zahlen; denn nach einem halben Jahr verdient ein Lehrling sein Brot. Aber die damalige Art hatte gewiß ihr Gutes; die Schultern wurden breiter zum Tragen als heutzutage, das Wort des Jeremias wurde in Praxis umgesetzt: „es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in der Jugend trage", Klagel. 3, 27. Mein Prin-

zipal nahm es genau mit dem Lehrling: kein Nagel, den man aus einer Kiste zog, durfte verschleudert, kein Kistendeckel zerbrochen werden. Jeden Morgen mußten die Ladentische blank sein. Auch im Magazin war stramme Ordnung, was nicht immer leicht war, weil wir so vielerlei Artikel hatten. Dazu war die Arbeit sehr anstrengend: die Kaffeeballen, die Stahlbündel, das Eisenblech, die Ebenholzblöcke, die Salzsäcke waren oft recht schwer für so ein kleines Männchen, wie ich es war. Der Höhepunkt der Magazinarbeit war das Kaffeefärben, das mir ganz übergeben war. Ganze Tage färbte ich Kaffee. Die Frauen wollten ja gerne grünen Kaffee haben; und den stellt man her mit grüner Erde. Zum Glück ist sie nicht schädlich; aber ich rate doch den lieben Leserinnen dieser Zeilen, Kaffee mit Naturfarbe zu kaufen; sie brauchen ihn dann nicht zu waschen, und ersparen dem Magazinier die Mühe. Auch die Kontrolle des Schnupftabakschneidens war mir übertragen, da Herr Martin keinen Geruchssinn hatte. Am meisten Freude hatte ich an den Manufakturwaren; wenn im Frühjahr die großen schönen Sendungen von Damenstoffen kamen, so lebte ich auf. Früher brachte ich meine Zeit ja ganz in Feld und Wald zu, der Wald war meine Luft; und jetzt war der Laden, das Magazin, der Salzschuppen und das Kontor die kleine Welt, in die ich Jahre lang eingeengt war, die ich nur alle vier Wochen auf zwei bis drei Stunden verlassen durfte, um etwas frische Luft zu genießen. Da kam mir ein schönes Stück Kattun mit schönem Dessin wie Poesie, wie ein Gruß aus der Natur vor.

Wenn ich aber gemeint hatte, nun bald in die weite Welt hinaus zu kommen auf eine neue Stelle, so täuschte ich

mich. Mein Prinzipal bat mich, länger bei ihm zu bleiben mit einem Jahresgehalt von 140 Mark; heute lacht man darüber. Ich ging auf seinen Wunsch ein und blieb noch ein Jahr als Kommis; lernen konnte ich natürlich nichts mehr. Als er aber nach diesem Jahr keine Miene machte, mir eine Stelle zu verschaffen, weil er mich behalten wollte, so legte ich meine Schüchternheit ab, und fing an, eine Stelle zu suchen, denn ich war jetzt fünfeinhalb Jahr auf meinem ersten Posten gewesen, und das war übrig lang genug.

3. Ein Jahr in Donaueschingen.

Wenn man fünfeinhalb Jahr in einem Geschäft ist, so lernt man eine große Anzahl Reisende kennen und steht dem einen und andern auch näher; das kam mir zu gute, als Herr Martin sich gar nicht für mich bemühte. Durch einen Handelsreisenden aus Freiburg i. B. fand ich eine Stelle in dem Eisen- und Kolonialwarengeschäft von Franz Lachers Wwe. in Donaueschingen (Baden), wo ich am 24. Juni 1852 eintrat. Hier hatte ich das ganze Geschäft in meiner Hand. Zu Lebzeiten von Herrn Lacher war das Eisenwarengeschäft blühend, aber nach seinem Tode ging es zurück, besonders unter meinem Vorgänger, der eine gräuliche Unordnung in der Buchführung hatte, so daß ich gleich im Anfang den ganzen Schwarzwald bereisen, und unsere alten Kunden besuchen mußte, um klar zu werden über die Ausstände.

Meine Stellung in Donaueschingen war so verschieden von der in Tuttlingen, wie Tag und Nacht. Wäre ich in Tuttlingen nicht fünfeinhalb Jahre in den engen, unnatürlichen Schranken gestanden — denn es ist unnatürlich für die Entwicklung eines jungen Menschen, monatlich nur einen Spaziergang machen zu dürfen — so wäre ich vielleicht in Donaueschingen für immer zu grunde gegangen, denn das dortige Jahr war das versuchungsreichste meines Lebens. Die

Dame, deren Geschäft ich führte, war streng katholisch. Sie war eine Schwester von Herrn Ganter, dem Besitzer des Gasthofes „Zur Linde". Auch die Familie von Herrn Ganter war streng katholisch. Parterre in der Linde war mein Laden und das Kontor, das Magazin war eine Schußweite von der Linde entfernt. In der ersten Etage war eine sehr frequentierte Wirtschaft, in der sich verschiedene Beamte des Fürsten von Fürstenberg und andere Gäste, z. B. ein katholischer Pfarrer, fleißig einfanden. Im zweiten Stock war ein großer Saal für Konzerte und Theater. In diesem Hause wohnte ich mit Frau Lacher. An meinem Vorgänger war man es gewohnt, ihn jeden Abend in der Wirtschaft zu sehen. An stark besetzten Abenden, wie Konzert-, Theater- und Gesangabenden spielte er auch den Kellner, eine angenehme Hilfe für die vielbeschäftigten Wirtsleute.

Selbstverständlich ließ ich mich in der ersten Zeit nie in der Wirtschaft sehen, sie ging mich ja nichts an. So nach und nach kam ich aber in ein näheres Verhältnis zur Familie Ganter. Die Wirtin war eine fromme, ernste Katholikin. Als sie merkte, „ich habe auch Religion", wurde sie freundlich und zutraulich. Einmal war sie krank und bat mich, ihr aus katholischen Legenden vorzulesen; ich wurde Hausfreund. Dazu kam ich auf eigentümliche Weise in nähere Beziehung zu den fürstlichen Beamten, die Abends die Linde besuchten. In meinem Geschäft waren auch Zigarren. Mein Vorgänger hatte auch das Zigarrengeschäft sehr vernachlässigt; als ich aber merkte, es läßt sich unter diesen Beamten ein gutes Geschäft machen, wandte ich mich an die Zigarrenfabriken, die ich im ersten Geschäft kennen gelernt hatte

und bestellte Muster. Bis dorthin hatte ich wenig geraucht, obschon ich zwanzig Jahre alt war. Nun aber mußte ich die Muster probieren. Als ich das erste Mal etwa sechs brennende Zigarren nebeneinander liegen hatte, wurde ich kreideweiß und seekrank auf dem Schwarzwald. So nach und nach gewöhnte ich mich aber an das Rauchen, und bekam durch die Gäste der Linde ein gutes Zigarrengeschäft. Natürlich wurde ich so persönlich mit ihnen bekannt.

Nun war es Frau Lacher und ihren Geschwistern fast unerträglich, daß ich Abends immer einsam auf meinem Zimmer saß und nie in der Wirtschaft erschien. Da hieß es immer wieder: „Herr Karl! Kommen Sie doch herauf und setzen Sie sich zu den Herren; Sie brauchen ja nichts zu trinken, Sie werden gewiß noch schwermütig." — Wenn man mich fragt, warum ich in Donaueschingen auf einmal Karl hieß, so läßt sich das auf einfache Weise erklären: Herr Martin, mein erster Prinzipal, hatte wohl trotz meines allemannischen Gesichtes Angst, man könnte mich für einen Juden halten, wenn er in mein Zeugnis den altmodischen Namen Elias schreiben würde; darum schrieb er „El". Ich mußte das Zeugnis einsenden vor meiner Anstellung und da machten die lieben Donaueschinger Karl daraus; dabei blieb es ein Jahr lang, trotz der Korrektur des Elias. — Ich sträubte mich einige Zeit, in die Wirtschaft zu gehen; endlich ging ich, setzte mich aber nicht unter die Gäste, sondern zur Familie Ganter. Nun kamen aber die arbeitsreichen Abende, an denen meine Wirtsleute gehetzt wurden bis lange nach Mitternacht. Da hatte ich Mitleiden mit ihnen, half mit und wurde Kellner. Entsetzlich! wird mancher Leser denken. Die Sache sieht

schlimmer aus als sie ist. Wenn es nötig gewesen wäre, mich von der Wirtschaft zu bekehren — es war aber durchaus unnötig — so hätte man mich zum nächtlichen Kellner machen müssen. Da lernte ich die ganze Öde des elenden Wirtshauslebens kennen. Wie tief fühlte ich oft mit den beiden Wirtstöchtern, wenn sie bis Nachts zwei Uhr zu einigen Stammgästen hinsitzen und unter Seufzen das leere Gerede anhören mußten! Oft sagte ich: Ich könnte alles Mögliche werden, nur kein Wirt. Häufig sind aber die Wirte besser als die Gäste. Vor einigen Jahren arbeitete ich in einer süddeutschen Stadt. Die Wirte der Stadt hatten eine Bitte um eine frühere Polizeistunde beim Stadtrat eingereicht mit dem Zusatz: Wir Wirte möchten auch Nachtruhe haben. Die Stadtväter verweigerten aber die frühe Polizeistunde, waren also schlimmer als die Wirte. Ich kann nun sagen: Die Wirtschaft hat mir nicht geschadet, ich habe fast nichts getrunken, rate aber heute jedem aus Erfahrung: Halte dich fern von den Wirtschaften und werde in deinem Leben kein Wirt. Hätte ich damals dem Herrn angehört, so hätte er mich wohl gar nicht nach Donaueschingen geführt.

Hat schon mancher Leser den Kopf geschüttelt über den Kellner, so wird er noch entsetzter sein, wenn ich ihm von weiteren Dingen erzähle, die ich in Donaueschingen lernte, aber nachher nicht praktizierte. Wie ich bereits bemerkte, war in der Linde ein großer Saal für Gesangvereine, Konzerte und Theater. Der katholische Gesangverein, zu dem auch einer der beiden Priester gehörte, sang sehr schöne Stücke, da war für mich keine Gefahr. Wenn bei dem Abschied des Priesters vor seinem Umzug auf eine andere Pfarrei, derselbe bei einem

Sologesang stecken blieb, weil er zu tief ins Glas geschaut hatte, so nahm ich nicht teil am Gelächter des Vereins, sondern bedauerte, daß ein Priester sich so benehmen durfte, ohne seinen Beichtkindern Ärgernis zu geben. Auch die Konzerte boten keine Gefahr für mich; sie wurden gegeben von Mitgliedern der fürstlichen Kapelle, die damals unter dem berühmten Direktor Kalliwoda stand, ich hörte also wirkliche Künstlermusik. Anders stand es mit dem Liebhabertheater, bei dem ich nicht nur auf die Bühne, sondern auch hinter die Kulissen sah. Da waren die leitenden Persönlichkeiten nicht gerade ein Vorbild für einen jungen Mann. Die Herren kamen aber zu mir in den Laden, und als sie für ein Stück aus dem dreißigjährigen Kriege jemand brauchten, ließ ich mich überreden, eine Rolle zu übernehmen. Es war ja durchaus kein anrüchiges Stück; aber ich fühlte doch, zumal hinter den Kulissen, wo die Herren sich gehen ließen, daß ich auf schlüpfrigem Boden stand, und spielte nie mehr mit. Überhaupt besuchte ich von dort an das Theater nur noch einmal in meinem Leben, wo Goethes Faust gegeben wurde.

Da die völlige Leitung des Geschäftes in meiner Hand lag, so wünschte die Besitzerin, daß ich sie bei verschiedenen Veranlassungen vertrete, z. B. bei Hochzeiten. Dann waren auch Wirte unsere Kunden; bei diesen sollte ich zuweilen ein Glas Bier trinken. Das waren aber für mich sehr unangenehme Ansprüche. Es ging nicht lange, so fragte mich Frau Lacher: Herr Karl, können Sie tanzen? Nein, sagte ich. Das geht nicht, erwiderte sie, denn sie müssen mich vertreten an Hochzeiten. Der Tanzlehrer kam und der Kursus begann; ich wartete aber noch acht Tage, und wollte nicht teilnehmen.

Endlich gab ich nach und lernte tanzen. Mit dem Tanzunterricht war Anstandslehre verbunden, die ich mir schon gefallen lassen konnte; aber für das Tanzen — ich mußte acht Tage nachholen — waren meine Beine etwas steif. Ich hatte aber angefangen, und um mitzukommen und die vielerlei Bewegungen machen zu können, mußte ich meine Beine täglich mit Franzbranntwein einreiben. Ich schämte mich vor mir selber bei diesen Einreibungen. Ich lernte tanzen; aber mein bisheriges Leben war absolut keine Vorbereitung zum Tanzen und so war etwas in meiner ganzen Haltung, was die jungen Damen nicht anzog. Wir lernten auch französische Tänze; beim Kontretanze mußten die Damen ihre Tänzer wählen. Was geschah? sie ließen mich stehen, es wählte mich keine. Das war heilsam; ich bekam den bestimmten Eindruck, da gehörst du nicht her. Und als der Schlußball kam, blieb ich schön daheim, ich nahm nicht teil. Nachher vertrat ich Frau Lacher ein einziges Mal bei einer Hochzeit und machte da eine kurze gymnastische Übung. Damit war meine Tanzperiode für mein ganzes Leben abgeschlossen, ohne irgend welchen Schaden für meine Seele. Ich hatte die Sache nicht gesucht und wurde nicht begeistert dafür. Mein Nachbar, auch ein junger Kaufmann, nahm Schaden in jener Zeit.

So lernte ich in Donaueschingen die Welt aus Erfahrung kennen, was mir für mein ganzes Leben, für meine Kinder und für meinen künftigen Beruf, ein bleibender Gewinn war. Ich danke heute noch Gott dafür. Damals stand ich in der Welt; aber Gott in Seiner Barmherzigkeit bewahrte mich, daß ich innerlich nicht selber Welt wurde. In Tuttlingen hatte ich keine Bibel bei mir, trotz meines Kirchenbesuches,

konnte daher auch nicht darin lesen. In Donaueschingen, inmitten der mich umgebenden Welt, die das Herz so leer läßt, erwachte in mir ein tiefes Verlangen nach Gottes Wort. Ich bat meine Schwester, die den Herrn schon kannte, mir meine Bibel zu senden und fing an, sie wieder zu lesen. Ich merkte aber zu meinem Schrecken, daß meine Augen in den fünfeinhalb Jahren in Tuttlingen nicht heller, sondern dunkler geworden waren: ich verstand die Schrift weniger als in meiner Jugend, und hatte in jener Zeit mehr Segen von den Liedern des Württembergischen Gesangbuches, als von Gottes Wort. Es war besondere Treue des Herrn, daß Er in jenem versuchungsreichen Jahr ohne Menschenzutun geistlichen Hunger in mir erweckte. Von außen hatte ich ja keinerlei geistliche Versorgung. Während des ersten halben Jahres war evangelischer Gottesdienst im Schloß. Die damalige Fürstin war evangelisch. Ich besuchte ihn regelmäßig, erinnere mich aber nicht, je einen tieferen Eindruck empfangen zu haben; ich begegnete in Donaueschingen auch keinem lebendigen, evangelischen Christen. Wollte ich mit jemand über innere Angelegenheiten reden, so hatte ich nur die katholische Wirtin. Sie beriet mich auch, als damals mit dem inneren Erwachen die Missionsgedanken wieder mit Macht in mir auftauchten. Sie meinte aber, ich sei zu alt, um Missionar werden zu können. So schickte ich mich an, Kaufmann zu bleiben, ich hatte ja Freude an meinem Berufe.

Im zweiten Halbjahre meines dortigen Aufenthaltes hatten wir keinen evangelischen Gottesdienst, und so besuchte ich regelmäßig den katholischen. Das war für mich nichts unvermitteltes. Ich hatte von Jugend auf viel Berührung

mit Katholiken gehabt, weil meine Heimatgemeinde umgeben war von katholischen Gemeinden, die immer durch Hausen pilgerten nach dem Wallfahrtsort auf dem Dreifaltigkeitsberg. Wir waren auch in geschäftlicher Beziehung angewiesen auf die benachbarte katholische Stadt Spaichingen. Meine Jugend fiel in die Zeit, in der katholische Priester noch viel Verkehr hatten mit evangelischen Geistlichen, was durch Papst Pius IX. mit einem Schlag anders wurde. So kannte ich in Spaichingen einen frommen katholischen Dekan. Als ich einst in meiner Jugend das Bedürfnis hatte zu beichten, wandte ich mich an ihn. Er durfte aber nur im Beichtstuhl Beichte anhören und dieser war einem Evangelischen verschlossen. Er entließ mich freundlich mit den Worten: ich wünsche, daß Sie unserer Kirche immer näher kommen. Ich war also dazu vorbereitet, eine katholische Predigt zu hören. Es standen damals zwei katholische Priester in Donaueschingen, ein frommer ultramontaner Tiroler, und ein weltlicher, national gerichteter Badenser. Letzterer trank regelmäßig seinen Schoppen in der Linde, sang auch jenes Solo, in dem er stecken blieb. Er war ein guter Redner. Es versteht sich von selbst, daß ich im katholischen Gottesdienst nicht viel holen konnte. So war in meiner ganzen Stellung und Lage nichts, was mich hätte veranlassen können, lange in Donaueschingen zu bleiben, als etwa das bequeme Leben. Ich hatte einen vorzüglichen Tisch, mäßige Arbeit und war gehalten wie ein Familienglied. Aber gerade in letzterer Tatsache lag wohl für mich die größte Gefahr, hängen zu bleiben, und später mit der jüngeren Wirtstochter das Geschäft zu übernehmen. Daran dachte ich aber nicht im entferntesten. Das Geschäft suchte

ich zu heben, so gut ich konnte; aber es ist immer schwer, ein älteres, herabgekommenes Geschäft wieder in die Höhe zu bringen, umsomehr, wenn die Lokalitäten und das Betriebskapital bescheiden sind. Lernen konnte ich nicht viel, und ich sehnte mich nach einem Prinzipal. Diesen sollte ich bälder bekommen, als ich erwartete.

4. Ein Jahr in Freiburg i. B.

Derſelbe Reiſende, der mich ſeiner Zeit auf die Stelle in Donaueſchingen hingewieſen hatte, teilte mir mit, daß die Herren Gebrüder Mez in Freiburg einen Gehilfen ſuchten; es werde aber keiner engagiert, der ſich nicht perſönlich ſtelle. So reiſte ich nach Freiburg, und die Folge war, daß ich die Stelle bekam, am 17. Auguſt 1853 in Donaueſchingen austrat, um am 18. Auguſt in Freiburg einzutreten. Mit Tränen entließ mich Frau Lacher; aber der Wechſel war für mich geboten. Als ich im Poſtwagen von Donaueſchingen nach Freiburg fuhr, hatte ich keine Ahnung von der Bedeutung, die Freiburg für mein künftiges Leben haben werde. Wie in meinem ganzen Leben, ſo offenbarte ſich beſonders in meiner Freiburger Anſtellung das gnadenvolle Walten meines Gottes. Ich hatte keine Empfehlung als mein ehrliches Geſicht und das Zeugnis meines erſten Prinzipals, und dennoch erhielt ich jene Stelle, in einem der erſten Geſchäfte Süddeutſchlands, nach einer kurzen Unterredung. Oft fragte man mich nachher: wer hat Ihnen dieſe Stelle verſchafft? Ich mußte ſagen: Gott.

* *
*

Hatte ich in Donaueschingen keinen Prinzipal gehabt, so bekam ich in Freiburg drei, die Herren Carl, Gustav und Christian Mez. Die ersteren zwei Herren hatten die Seiden- und Bandfabrikation in der Hand. Die Fabrik lag eine viertel Stunde vor der Stadt, draußen im schönen Dreisamtal; mit ihr waren eine ganze Reihe von Filialen auf dem Lande verbunden. Christian Mez war der Leiter der Bank in der Stadt, mit der ein Engros- und Detailgeschäft von Seide, Faden, Garn, Bändern ꝛc. verbunden war. In letzteres Geschäft trat ich ein; und Herr Christian Mez war mein Vorgesetzter. Die drei Herren waren in jeder Beziehung sehr verschieden. Carl, der Gründer der Seidenfabrik, war der allseitig begabteste und ein entschiedener Christ. Gustav war ein gemütlicher Weltmann. Christian war Bankier von Kopf bis zu Fuß, Geschäftsmann durch und durch, Kirchenältester, aber Rationalist; bei ihm logierte ich.

Das ganze Geschäft wurde auf gemeinsame Rechnung der drei Teilhaber geführt; aber jeder derselben war in seinem Gebiet völlig selbständig. Das mußte ich in meiner Stellung bald erfahren. Obschon mein Chef Kirchenältester war, so war doch unser Laden an Sonn- und Festtagen geöffnet, was mir und meinen Kollegen oft schwer war. An einem Charfreitag hatten wir einen Erlös von 60 Pfennigen, sodaß jeder der drei Millionäre zwanzig Pfennig bekam. Nach meinem Abgang wurde der Laden an Sonn- und Festtagen geschlossen. Auch im Bankgeschäft war einzelnes, wodurch ich mein Gewissen beschwert fühlte, ohne es ändern zu können. Die ersten Monate verliefen für mich mit Einarbeiten in das Engros- und Detailgeschäft. Bald verließ uns aber der Buch-

halter und ich übernahm seinen Posten. Von dort an gehörte meine Zeit fast ganz dem Bankgeschäft. Dasselbe war sehr ausgedehnt; wir hatten Verbindung mit allen größeren europäischen Städten, wie auch mit New York. Da konnte und mußte ich viel lernen, wofür ich sehr dankbar war. Mit den Familien unserer Prinzipale hatten wir Angestellte fast keine Berührung, da wir uns die Kosthäuser selber zu suchen hatten; ich speiste mit katholischen Studenten bei einer Witwe. In den ersten Wochen verkehrte ich mit einigen jungen, soliden Kaufleuten, in deren Kreis unser Reisender mich einführte. Es war ein ganz anständiger Verkehr, bei dem aber für mein Herz nichts zu gewinnen war. Es sollte aber bald anders kommen.

In dem Kontor, in dem ich arbeitete, lief die Post für das ganze Geschäft ein. Jeden Morgen kam ein junger Mann in die Stadt und holte bei uns die Post für die Fabrik. Dieser Mann fiel mir auf durch sein ausgeprägt jüdisches Gesicht. Ich fragte unsern Hausknecht Riser: wie kommt denn dieser Jude in das Haus von Herrn Carl Mez? Er antwortete: Alexander ist kein Jude mehr, er wurde getauft in Karlsruhe und will Missionar werden. Letzteres war für mich eine große Überraschung. Missionar werden! Der war ja so alt wie ich. Seit bald einem Jahr hatte ich den Missionsgedanken auf die Seite gelegt, weil ich dachte, ich sei zu alt, nun rückte er mir wieder näher. Am folgenden Morgen fragte ich Alexander, ob er wirklich Missionar werden wolle und ob er nicht zu alt sei. Er antwortete ja, er wolle Missionar werden, und in seinem Alter nehme man junge Männer am liebsten auf, weil man voraussetze, sie wissen was sie wollen. Er war wie ich zweiundzwanzig Jahre alt. Also es gab auch

für mich eine Hoffnung, meine Missionsgedanken in die Tat umzusetzen.

Ein Hindernis, das mir früher im Wege stand, verschwand je mehr und mehr. In Tuttlingen und Donaueschingen gab ich meiner Mutter einen großen Teil meines Salärs. In Freiburg, wo ich viel besser gestellt war, konnte ich ihr noch mehr geben, so daß ihre Auslagen für mich reichlich zurückerstattet wurden, und sie keinerlei Mangel hatte. So fragte ich sie um Erlaubnis, Missionar werden zu dürfen. Erst antwortete sie ja; aber bald kam ein Brief mit einem entschiedenen Nein und der Bemerkung: ich könne Gott überall dienen. Dazu schrieb mir ein Onkel, der mich warnte vor dem Missionsgedanken, und mir das bekannte Schreckgespenst vorhielt, ich werde gewiß noch schwermütig.

Ich schäme mich, bekennen zu müssen, daß ich zunächst eine große Freude hatte über das Nein meiner Mutter; ich hatte ja jetzt eine vorzügliche Stelle, mit schönen Aussichten für die Zukunft. Die Firma Gebrüder Mez war eine vortreffliche Empfehlung für junge Leute, so daß meine Vorgänger sehr gute Stellen bekommen hatten; deshalb wäre ich gerne auf meinem Posten geblieben, um den so viele junge Kollegen mich beneideten. Die Freude über meiner Mutter Nein sollte aber nicht lange währen. Kurze Zeit nach meiner ersten Unterredung mit dem Proselyten Alexander bekam ich auf einen Sonntag Abend eine Einladung zum Nachtessen von dem gläubigen Carl Mez, dem ich vorher nicht näher getreten war. Ich folgte ihr dankbar und blieb an jenem Abend auch bei der Hausandacht. Diese machte mir einen wunderbaren Eindruck; war es doch die erste lebendige Familien-

andacht in meinem Leben, der ich beiwohnen durfte in einer gebildeten, reich begabten Familie. Schon der Gesang ergriff mich. Man sang das Lied: Ach bleib mit deiner Gnade, nach der schönen, Hohenloheschen Melodie, und nachher das Lied: Die Gottesseraphim erheben ihre Stimm'. Der Gesang mit Klavierbegleitung war in hohem Grade gemütvoll, und es war mir, als wäre ich im Vorhof des himmlischen Jerusalem. Dann folgte ein Bibelabschnitt mit praktischer Erklärung und zum Schluß betete Herr Mez mit der ganzen Familie knieend. Das alles packte mich tief, und mein Herz sprach zu allem Amen.

Auf dem Heimwege nach der Stadt sagte ich mir: Diese Leute haben, was du seit Jahren gesucht, aber nirgends gesehen hast. Ich besann mich keinen Augenblick, gab allen bisherigen Umgang auf und suchte und pflegte von Stund an nur entschieden gläubigen Umgang, den ich auch fand. Besonderen Segen hatte ich von dem in Gottes Wort tief gegründeten Lehrer Gilg im Blindeninstitut, einem Schüler des berühmten Direktor Stern in Karlsruhe. Ihn besuchte ich oft nach Feierabend; wir wurden innig befreundet und schieden nie von einander ohne Betrachtung von Gottes Wort und Gebet. Damals stand der jetzige Kirchenrat Bähr, Dekan in Offenburg, als Stadtvikar in Freiburg. Auch von ihm hatte ich Segen. Dann war auch eine kleine Gemeinschaft dort, zu der ein Briefträger mit seiner kranken Frau gehörte. Diese war eine herrliche Christin: immer war sie fröhlich und lobte Gott, so daß man von ihr nie leer ausging. War Lehrer Gilg mein mich vertiefender Rektor, so war Herr Carl Mez mein Inspirator. Ich verkehrte von nun an fleißig mit ihm

und seiner Familie. Er war nicht nur ein sehr bedeutender, selten tüchtiger Fabrikant, sondern auch ein reich begnadigter, groß angelegter, begeisterter Christ. Das Große war, daß der Fabrikant und der Christ bei ihm vollständig verbunden waren, und so in seinem täglichen Wirken segensreich in die Erscheinung traten allen gegenüber, die mit ihm im Geschäft oder außer dem Geschäft in Berührung kamen.

Der Sonntag war ihm des Herrn Tag, an dem nie ein Geschäftsbrief geöffnet, nie über das Geschäft geredet wurde. Er hatte einen weiten Weg zur Kirche; aber er benutzte nie ein Gefährt; die Pferde sollten auch einen Ruhetag haben. Am Sonntag Abend hielt er eine Bibelstunde, zu der jedermann Zutritt hatte. In seinem persönlichen, wie in seinem Familienleben war stramme, vom Gebet und Gottes Wort getragene Ordnung. Bis in sein Alter arbeitete er täglich zwölf Stunden. Jahraus, jahrein stand er morgens um fünf Uhr auf, nahm erst ein kaltes Bad, betete für sich auf den Knieen und arbeitete bis sieben Uhr. Dann kam das Frühstück mit der Familie und daran anschließend gemeinsame Andacht mit Gebet auf den Knieen. Ebenso wurde es abends gehalten. Nach dem Mittagessen las er ein kurzes Wort Gottes und machte darüber einige praktische Bemerkungen. Seine Frau, geb. v. Langsdorff ergänzte ihn trefflich; während er ein begeisterter Mann war, der immer eine offene Hand hatte, und deshalb manchmal mißbraucht wurde, war sie eine ruhige, abwägende Natur mit scharfem Blick. Sein Familienleben war musterhaft.

Die Familie Carl Mez verband eine gewisse Vornehmheit mit großer Einfachheit, es gab kein Gebiet im persönlichen Leben und im Familienleben, das nicht unter der Zucht des

Geistes Gottes stand. Auch die Tischgespräche waren immer fruchtbar. Einmal war ich zu Tisch geladen mit einem amerikanischen Pastor; da kam die Rede auf das Rauchen. Anno 1848, als Mez in den ersten Reihen der Freiheitsmänner stand, fragte er sich einmal: was heißt frei sein? Antwort: durch nichts mehr gebunden sein. Er und sein berühmter Freund Hecker waren leidenschaftliche Raucher; als freie Männer gaben sie es auf und berechneten dann, daß in Deutschland jährlich eine bedeutende Flotte verraucht werde. Von dort an war Herr Mez ein Feind des Rauchens. Er sagte an jenem Mittagessen: wer raucht, hat dem Teufel den kleinen Finger gegeben, denn rauchend kann man nicht vor Gott treten. Ich war in Donaueschingen auch Raucher geworden. Von jenem Mittag an wurde ich nicht völlig ruhig, bis ich das Rauchen aufgab. Wer Herrn Mez nur in der Familie sah, hätte kaum geahnt, daß er jahrelang auch in der Politik eine große Rolle gespielt hat. Er war wiederholt Mitglied der II. Badischen Kammer und anno 1848 auch Mitglied der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Überall gehörte er der linken Partei an und kämpfte für die Freiheit. Er unterschied sich aber doch wieder sehr von seinen Genossen, indem er sich offen auf den Boden des Wortes Gottes stellte, seinen Glauben überall freimütig bekannte, und entschieden gegen allen Umsturz auftrat. Letzterer Tatsache hatte er es zu verdanken, daß er fast der Einzige war unter den badischen Parteihäuptern der Linken, der anno 1848 nicht gerichtlich verfolgt wurde.

Es war ein großer Segen für Herrn Mez, daß er während seiner politischen Tätigkeit mit Herrn Seminardirektor

Professor Stern, Herrn Pfarrer Henhöfer und andern bekannt wurde. Diese Säulen der badischen Kirche halfen ihn bewahren gegenüber der mächtigen Zeitströmung, sodaß er nie im Glauben wankte. Im Laufe der Zeit erweiterte sich sein christlicher Freundeskreis, und als es galt, gegen den sich erhebenden Unglauben in Baden zu streiten, stand er Schulter an Schulter da mit den genannten Männern, sowie mit Pfarrer Rein, Oberkirchenrat Mühlhäuser, Dekan Ledderhose, Doerrfuß und andern.

Ich habe nicht viele Kaufleute getroffen, die ein so lebhaftes Interesse hatten für alle Kirchen- und Reichsgottes-Fragen, wie ich es bei ihm fand. Alle religiösen Zeiterscheinungen wurden in seinem Hause besprochen, die verschiedensten Reichsgottesmänner kehrten bei ihm ein. Sein Standpunkt war mehr Reichsstandpunkt als Kirchenstandpunkt. Er hielt sich immer zur Kirche; war doch Herr Stadtpfarrer Helbing sein Jugendfreund; aber sein Kirchturm war bisweilen recht niedrig. Das wird niemand wundern, der die Geschichte der badischen Kirche während seiner Zeit kennt. Er pflegte die Zeiterscheinungen gerne im Lichte der apostolischen Zeit zu betrachten und fühlte sehr den Mangel an Geistesgaben. Sein Herz war ungemein weit; er verkehrte gerne mit Katholiken, wie z. B. mit dem bekannten Alban Stolz und Professor Hirscher, hatte Verbindung mit Vertretern der Irvingianer, dem bayerischen Chiliasten Pfarrer Clöter, und stand jahrelang in engem Verkehr mit Christoph Hoffmann, dem Gründer der Templer-Kolonie in Palästina. Solche Vielseitigkeit hat ja große Gefahren, er stand aber so fest im Zentrum, in der Versöhnung, war so eng mit seinen badischen Freunden und

besonders auch mit der Chrischona und ihrem Gründer C. F. Spittler verbunden, daß er vor Verirrungen bewahrt blieb.

In Freiburg selber war er als Stadtrat sehr tätig und es zeugt von hoher Achtung, und ist ein glänzendes Zeugnis für ihn, daß ihm in einer Stadt, die zu $^5/_6$ katholisch war, das Bürgermeisteramt angeboten wurde. Er mußte es aber ausschlagen, weil sein großes Geschäft ihm die Annahme nicht erlaubte. Der Schwerpunkt seines Lebens lag doch in seinem christlich-sozialen Wirken, verbunden mit seinem Geschäft. Als christlicher Sozialist ist er auch heute noch Vorbild. Nicht nur für seine Person hatte er den Wahlspruch: „bete und arbeite", sondern für alle seine Arbeiter und Angestellten. Für ihn waren seine Arbeiter nicht nur Mittel zum Erwerb; Zweck seiner Industrie war das zeitliche und ewige Glück und Wohlsein seiner Angestellten. Vermehrung des Wohlstandes ohne Besserung der sittlichen Zustände sah er für eine Gefahr an. Diese Prinzipien waren nicht nur in seinem Kopf, er führte sie auch konsequent durch in seinem ganzen Geschäft, in dem er fast nur Mädchen beschäftigte. Er stand nicht nur als Fabrikherr, sondern als Vater unter seinen Arbeitern.

Wir haben schon gehört, daß er viele Filiale auf dem Lande hatte. Wo schon eine Fabrik oder hinreichende Beschäftigung war, errichtete er kein Filial; er sprang nur da ein, wo es an Beschäftigung und Verdienst fehlte, er wollte Segen bringen. Für die fremden Mädchen, die in der Hauptfabrik in Freiburg beschäftigt waren, errichtete er ein Heim, wo sie Kost, Logis, tägliche Andachten und zugleich Gelegenheit hatten, sich als künftige Hausfrauen in Haus- und Gartenarbeit auszubilden. Die täglichen fünf Mahlzeiten kosteten einem Mäd-

chen 30 Pfennige und so kam es, daß dieselben schöne Beträge in die Sparkasse legen konnten, die Herr Mez für sie errichtet hatte. Er zahlte ihnen 5% Zins. Kein Wunder, daß evangelische, wie katholische Mädchen bei ihm Arbeit suchten. Sie fanden ein christliches Heim, ohne konfessionelle Beengung. Carl Mez hat in seinem Geschäft Bahn gebrochen für Lösung der sozialen Frage und im Interesse der letzteren empfehle ich seine Biographie im Verlag von Paul Kober, vormals C. F. Spittler in Basel.

So viel muß ich sagen von Carl Mez Persönlichkeit, wenn man die Bedeutung meines einjährigen Aufenthalts im Hause Mez verstehen soll. Freiburg bildete einen Wendepunkt in meinem Leben für Zeit und Ewigkeit und ich bleibe meinen dortigen zwei Hauptfreunden Carl Mez und Lehrer Gilg für immer dankbar; dem ersteren für seinen christlichen Anschauungsunterricht und die außerordentlich viele Anregung, und dem letzteren für Vertiefung und Befestigung. In Freiburg lernte ich zum ersten Male in meinem Leben den Unterschied zwischen Geselligkeit der Welt und christlicher Gemeinschaft verstehen. Die anständigste Geselligkeit ist doch ein armseliges und leeres Ding im Vergleich mit der Gemeinschaft der Kinder Gottes. Welch herrliche Sonntage verlebte ich in Freiburg! Noch viel herrlicher waren sie, als die Natur um mich her, und diese ist doch auch wunderschön in Freiburg.

Man wird es wohl begreifen, daß die vom Herrn schon in meiner Jugend in mich gelegten Missionsgedanken nun in ganz anderer Weise in mir hervortraten; jetzt hieß es in meinem Herzen: Du mußt Missionar werden, Gott will es. Ich schrieb daher wieder an meine Mutter, bat sie nochmals um

Erlaubnis, und erinnerte sie an ein Wort meines seligen Vaters: „Meine Kinder dürfen ihren Beruf selbst wählen". Der Herr lenkte das Herz meiner Mutter und ich bekam ihre Zustimmung. Nun bat ich Herrn Prälat Kapff in Stuttgart um seinen Rat, wie ich Missionar werden könne. Am 16. November 1853 antwortete er mir und wies mich an das Missionshaus zu Basel. Am 20. November meldete ich mich in Basel und bekam drei Tage nachher die Antwort, die Aufnahme finde erst im Anfang des Sommers statt.

Das war für mich eine lange Wartezeit vom November bis Juni. Ich hatte mich Herren Gebrüder Mez gegenüber kontraktlich für eine vierteljährliche Aufkündigung verpflichtet, war also in Verlegenheit. Infolgedessen besuchte ich im Februar 1854 an einem Sonntage, in Gemeinschaft mit dem Proselyten Alexander, der sich auch gemeldet hatte, Herrn Inspektor Josenhans in Basel, um zu hören, ob wir Hoffnung hätten, aufgenommen zu werden. Er war gegen Alexander sehr freundlich, gegen mich eher unfreundlich, was ich zehn Monate nachher als „Musterung" verstand. Josenhans war Regent und prüfte seine künftigen Untergebenen gern, ob sie sich auch etwas gefallen lassen könnten. Er konnte uns über die Aufnahme noch gar nichts sicheres sagen. Seine unfreundliche Behandlung hatte mich mutlos gemacht. Alexander dagegen war siegesgewiß und sagte: ich werde aufgenommen, du wirst nicht aufgenommen. Nach Freiburg zurückgekehrt, ging ich am selben Abend zu Carl Mez und erzählte ihm mein Erlebnis. Er sagte: „Wenn man mich so behandelt hätte, so hätte ich mich sofort auf der Chrischona gemeldet". Herr Mez war, wie gesagt, sehr befreundet mit dieser Anstalt, und dem

damaligen Inspektor derselben, Christoph Hoffmann, dem späteren Gründer der Templer-Kolonie in Palästina. Also — ich meldete mich dort, ohne die Basler Meldung zurückzuziehen. Nun war aber Herr Spittler Komiteemitglied auf der Chrischona und in der Basler Mission. Er hätte mich sehr gerne sofort aufgenommen und nach Jerusalem gesandt; weil ich mich aber in Basel zuerst gemeldet hatte, fühlte er sich gebunden, auf die Entscheidung des Basler Komitees zu warten. Am 27. Juni erhielt ich die Nachricht von meiner Aufnahme in das Missionshaus in Basel. Alexander wurde nicht aufgenommen, und was geschah? Nach dieser Enttäuschung entpuppte er sich als durch und durch unsittlicher, unaufrichtiger Mensch, der sich nur in die Mission gemeldet hatte, um umsonst Theologie zu studieren, wie er mir selbst bekannte. Herr Mez mußte ihn Hals über Kopf nach Amerika senden. Es war mir eine wunderbare Führung, daß ich, nachdem ich meinen Missionsberuf glaubte aufgeben zu müssen, durch diesen Menschen zur Meldung in der Mission kommen mußte.

Erst als ich meiner Aufnahme in Basel gewiß war, konnte ich meine Stelle kündigen. Mein Chef wußte natürlich wohl, daß Herrn Carl Mez mein Vorhaben bekannt sein werde, und so nahm er meine Kündigung freundlich an, obschon die Kündigungsfrist zu kurz war. Am 25. August 1854 verließ ich Freiburg und trat am selben Tag in Basel ein. Mit Dank und Anbetung gegen Gott schied ich von Freiburg unter dem Segen meiner dortigen Mitverbundenen. Unklar war ich ein Jahr vorher dort angekommen; ich gehörte seit Jahren nicht recht der Welt an, und gehörte doch auch nicht Gott an. Als Jünger Jesu durfte ich Freiburg verlassen.

Betrachte ich heute die damals hinter mir liegenden dreiundzwanzig Jahre, so geschieht es mit Beugung und mit Wehmut zugleich. Mit Beugung, weil ich bekennen muß, daß wenn ich mit der Erkenntnis, die ich von Jugend auf bekam, treuer gewesen wäre, ich bälder als im dreiundzwanzigsten Jahre hätte zum Heiland kommen können. Was mich aber besonders demütigt, ist die Erinnerung an das tiefe Verderben meines Herzens. Was wäre aus mir geworden, wenn die Macht der Gnade meines Gottes mich nicht bewahrt hätte! Ich habe es an meiner eigenen Person gründlich erfahren, daß man bei regelmäßigem Gebrauch der Gnadenmittel ein vor Gott erbärmlicher, selbstgerechter Mensch sein kann, solange man Jesum nicht wahrhaftig kennt als persönlichen Heiland. Wenn ich in späteren Jahren oft der Meinung begegnete, Leute, die in die Kirche gehen, brauchen keine Evangelisation, so seufzte ich manchmal entrüstet und dachte: o, wenn ihr wüßtet, wie selbstgerecht, wie blind, wie unrein und unbefriedigt viele eurer Kirchgänger sind, ihr würdet ganz anders reden. Zweiundzwanzig Jahre lang habe ich es an meinem eigenen Herzen gründlich erfahren, daß man eine gewisse Gottesfurcht, viel äußere Rechtschaffenheit und Kirchlichkeit, wie auch eine gewisse Bekanntschaft mit Gottes Wort haben kann, und doch nie eigentlich hinauskommt, über eine Art alttestamentliche, gesetzliche Frömmigkeit, die dem Herzen keinen Frieden mit Gott, und keinen Sieg über inwohnende Sünde gibt.

Ich denke aber auch mit tiefem Schmerz an meine ersten zweiundzwanzig Jahre. In jener ganzen Zeit ist mir kein Mensch begegnet, der mir unter vier Augen den Heilsweg klar dargelegt, mit mir gebetet und mich aufgefordert hätte,

mich dem Heiland zu übergeben. Ist das nicht ein Jammer! Meine man doch ja nicht, es sei getan mit dem Anpredigen. Nein, es ist nicht damit getan. Der größte Teil der Menschen bedarf persönliche Seelsorge. Wir stehen, Gott lob! im allgemeinen viel besser als vor fünfzig und sechzig Jahren: wir haben Jünglings- und Jungfrauenvereine, Evangelisation und vieles andere Gute; aber auch heute findet man noch an vielen Orten schreienden Mangel an Einzelseelsorge. Gott helfe in Gnaden, daß das mehr erkannt werde und mehr im Gewissen brenne. Er helfe auch jedem gläubigen Christen, nicht stumm an anderen vorüberzugehen, sondern sich ihrer anzunehmen, und ein Zeuge für Jesum zu sein.

Nach all dem Gesagten spreche ich es vor Gott aus, wie dankbar ich heute noch bin für die von Jugend auf in mich gepflanzte Gottesfurcht, für den Segen des Elternhauses, für das Wort Gottes, das ich hören durfte, für göttliche und menschliche Zucht, für die viele Trübsal, in der ich im Elternhaus aufwuchs. In allem war die gute Hand Gottes über mir, es war eine Schule der vorlaufenden Gnade Gottes, direkt vorbereitend für die Gnade in Christo Jesu, die mir in Freiburg geoffenbart wurde. Durch langes Tasten und Suchen wurde ich zubereitet, im späteren Leben allerlei Menschen dienen zu lernen, und die göttlichen Spuren vorlaufender Gnade auch im Leben anderer anzuerkennen, statt ein Schablonenmann zu werden, der jeden Menschen durch ein und dieselbe Putzmühle schickt, über ein und denselben Leisten spannt, weil man kein Verständnis hat für göttliche Erziehung vor der Bekehrung.

5. Fünf Jahre im Missionshaus in Basel.

Immer bleiben wir hienieden Schüler, nie lernen wir aus. Mit meinem Eintritt in Basel begann eine neue Schule im Vollsinn des Wortes. Das Basler Missionshaus besteht aus zwei Abteilungen. Erst kommt die Voranstalt mit zwei Jahresklassen und dann das Missionshaus mit vier Jahresklassen. Die Voranstalt ist Probeanstalt. In den ersten zwei Jahren muß es sich zeigen, ob die Gesundheit, die Begabung, und das innere Leben der Zöglinge ausreichen für den Missionsdienst, und so versteht es sich von selbst, daß in den ersten zwei Jahren immer einzelne entlassen werden. Da ich kaufmännische Bildung hatte, so beschloß das Komitee, ich solle die Voranstalt überspringen und sofort in das Missionshaus eintreten. Ich bat aber, mich ein Jahr in der Voranstalt bleiben zu lassen, damit ich mir mehr Bibelkunde aneigne, was gewährt wurde. Unser damaliger Hausvater war Herr Kolb, Vater des gegenwärtigen Oberhofpredigers Kolb, in Stuttgart, Neffe des berühmten Lehrers Kolb in Dagersheim, dessen Biographie bekannt ist. Er war ein treuer Schüler seines Onkels, ein ernster Christ, dem es ein Anliegen war, uns anzuleiten durch Wort und Vorbild zu einem demütigen Wandel vor Gott. Sein Gehilfe war Herr Lehrer Krauß, der heute

noch lebt in Heilbronn. Beide Männer gehörten der Hahnischen Gemeinschaft in Württemberg an.

Zu meiner Zeit war die Voranstalt provisorisch in Birsfeld, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Da war alles sehr einfach, auf Demut abzielend. Wir wuschen uns morgens im Sommer und Winter am offenen Brunnen im Hof. Zum Frühstück hatten wir nach alter Art Suppe, an einem Morgen gebrannte Mehlsuppe, am andern Wassersuppe mit Zwiebeln. Ich war an Kaffee gewöhnt, und so verdarb mir diese Zwiebelsuppe den Magen derart, daß ich manche Speise nicht mehr vertragen konnte. In Kleinbasel, dreiviertel Stunden von der Anstalt entfernt, hatten wir einen Garten, den wir Zöglinge bearbeiten mußten. Eine meiner ersten Taten war, daß ich einen zweiräderigen Dungkarren nach dem Garten schieben mußte; natürlich ging mein dreiviertel Stunden langer Weg durch die Stadt Basel. Wenn ich mich mit meinem Karren auch nicht gerne präsentiert hätte vor meinen Freiburger Kollegen, so muß ich doch sagen, daß solch Karrenschieben zu den leichtern Übungen gehörte. Schon etwas schwerer war das Zusammenleben mit den Brüdern, die natürlich sehr verschieden waren. Es ist aber für das künftige Zusammenarbeiten auf dem Missionsfeld eine ausgezeichnete Vorbereitung, wenn man in der Voranstalt und im Missionshaus einander kennen, und sich ineinander schicken lernt, was nur stattfinden kann, wenn sich jeder duckt. Wer letzteres nicht kann, wird einfach ausgeschieden. Der Schwerpunkt der Disziplin liegt in der Hand der Brüder selbst, was nicht anders sein kann. Wir hatten zwei in meiner Klasse, die nicht hinein gehörten; der eine war ein unreiner Mensch, und der andere ein Heuchler;

sie mußten weichen. Die Handhabung einer richtigen biblisch-geistlichen Disziplin durch die Brüder selbst, halte ich für Missionshäuser für eine der wichtigsten Aufgaben. Wird diese Aufgabe richtig verstanden, so werden wenig unlautere Elemente auf das Missionsfeld hinauskommen. In diesem Stück haben die Brüder eine große Verantwortung.

In der ersten Zeit stand ich in der Voranstalt etwas auf Kriegsfuß mit dem Lektionsplan. Das Wort Gottes wird ja reichlich getrieben; weil aber der Bildungsgrad der Schüler ein verschiedener ist, so versteht es sich von selbst, daß die Elementar- und Realfächer doch viel Zeit beanspruchen, wozu dann noch Latein kommt. Ich trat mit der Idee ein: In Basel lehrt man dich, wie man den Heiden das Evangelium verkündigen soll, und hätte am liebsten schon in der ersten Woche Predigtübung gehabt. Im Kleinen hatte ich mich ja in Freiburg schon geübt im „Stundenhalten". Statt dessen mußte ich auf der Schulbank sitzen. Das gefiel mir gar nicht, es war mir nicht fromm genug. Ich fing an nach Chrischona zu schielen mit dem Gedanken: O, wärest du doch auf der Chrischona, dort muß man nicht so viel lernen. Zweimal ging ich vor die Zimmertür des Hausvaters, um meine Entlassung zu nehmen; das erste Mal traf ich ihn nicht, und das zweite Mal verwehrte mir der Geist Gottes das Anklopfen. So blieb ich, und befreundete mich allmählich mit meinen Aufgaben in der Hoffnung, daß dann im Missionshaus meines Herzens Sehnen gestillt werde durch die Theologie.

Gelernt habe ich doch vieles in der Voranstalt; sie war mir in verschiedener Richtung eine Vorschule; und besonders in der Bibelkunde habe ich viel gewonnen. Doch muß ich

jetzt nach fünfzig Jahren sagen, daß ich es für halb verlorene Zeit halte, wenn junge Männer von zwanzig bis dreißig Jahren regelmäßig lange Bibelabschnitte auswendig lernen müssen. Was ich in meiner Jugend lernte, weiß ich heute noch; die vielen Bibelabschnitte, die ich in der Voranstalt auswendig lernte, habe ich vergessen. Die Hauptsache bleibt doch das Einführen in das Verständnis der Schrift, was ich dann, Gottlob! im Missionshaus reichlich bekam. In lieblicher Erinnerung ist mir die Verbindung, in die ich mit mehreren Brüdern in der Voranstalt trat, die aber fast alle heimgegangen sind.

Die wichtigste Erfahrung während meines Aufenthaltes in der Voranstalt, machte ich in Verbindung mit Herrn Pfarrer von Brunn, der damals in Kleinbasel wirkte. Er hatte an den Sonntag Abenden offene Konferenzen mit jungen Männern, die ich auch besuchte; von Brunn war ein Gebets- und Glaubensmann. Er legte auch Kranken die Hände auf und sie wurden besser. Wenn er das Vaterunser auf der Kanzel der Theodorskirche betete, so fühlte man etwas von einer Geistesbewegung. Er redete mit uns jungen Leuten aus lebendiger Erfahrung mit einer solchen Geistesmacht über das Blut Jesu Christi, wie ich es noch nie gehört hatte. Ich war hiefür offen, denn wie ich schon am Eingang bemerkte, hat mir meine selige Großmutter schon als kleines Knäblein etwas von der Kraft des Blutes Jesu Christi in mein Herz hinein gebetet. Ich litt, wie so viele junge Leute, an verderbter Phantasie. Als nun Herr Pfarrer von Brunn mit Macht von der Kraft des Blutes Jesu Christi, zur Erlösung, zur Reinigung und zur Bewahrung redete, ergriff ich es im

Glauben und erfuhr eine tiefgehende innere Reinigung. Das war mir eine herrliche Erfahrung, für die ich heute noch dem Herrn von Herzen danke. Wie viele Tausende sind in derselben Not, in der ich damals war. O, möchten viele Leser dieser Mitteilungen im einfältigen Glauben an das Blut Jesu Christi dieselbe Erfahrung machen, die ich damals machte, und die andere mit mir machten. Innere Absage an die Sünde und völliges Vertrauen auf Jesu Blut führt zum Sieg.

Diese tiefgehende Erfahrung, und viele ähnliche Erfahrungen, die ich in den letzten fünfzig Jahren machen durfte, erklären es mir, warum Satan das Blut Jesu Christi so grimmig haßt. Ein ganzes Heer moderner Menschen hat nicht nur keine Ahnung mehr von der Kraft des Blutes Jesu Christi, sondern bietet alles auf, die sogenannte „Bluttheologie" in der christlichen Gemeinde zu vertilgen. So lange es eine gläubige Gemeinde gibt, deren Ruhm Jesus Christus, der Gekreuzigte ist, werden auch die Pforten der Hölle die biblische Lehre vom Blut Jesu Christi nicht beseitigen können.

Nach einem Jahr trat ich in das Missionshaus ein. Mit Dank gegen den Herrn erinnere ich mich noch heute der trefflichen Männer, die meine Lehrer waren: Herr Inspektor Josenhans, ein Missionsmann von Gottes Gnaden, von Kopf bis zu Fuß, energisch, zum Herrschen geboren, und doch wieder so zart wie ein liebevoller Vater; ein Bahnbrecher für die Missionswissenschaft, ein Mann mit weitem Blick. Herr Pfarrer Geß, nachher Professor der Theologie und später Generalsuperintendent, ein gründlicher Theologe aus der Bengelschen Schule, der uns tief in die Schrift einführte, der den Verfassern der heiligen Schrift nichts in den Mund legte,

sondern sie immer selbst zu uns reden ließ, und der auch durch seinen Wandel zu uns redete. Herr Dr. A. Ostertag, der feingebildete, ästhetische Mann, der uns in die Geschichte einführte und grundlegend arbeitete für die Missionsgeschichte. Kirchenrat Peter, der demütige, innige, durchgebildete Theologe, von dem „Kraft ausging". Das waren die Männer, die Gott mir als Lehrer und Führer gab im Missionshaus. Sie alle standen im lebendigen Glauben an den ewigen Gottessohn, unsern gekreuzigten, auferstandenen und erhöhten Herrn. Dazu kamen dann noch eine Reihe jüngerer theologischer Lehrer. Diese Männer waren sehr verschieden und gerade darin lag ein Segen für ihre Schüler. Am meisten charakterbildend wirkten wohl Herr Inspektor Josenhans und Herr Kirchenrat Peter auf mich. Ich trat als schüchterner Jüngling in Basel ein. Josenhans trieb mir die Schüchternheit aus. Nahte ich mich ihm einmal zaghaft, so konnte er sagen: „sei kein altes Weib." Als ich ihm später gestand, ich habe ihn von Anfang an gefürchtet — er war mir ja vor meinem Eintritt unfreundlich begegnet — freute ihn das so sehr, daß er es allen Brüdern im Lehrsaal mitteilte. Man nannte Josenhans den kleinen Bismarck. Er hatte mit dem großen Bismarck auch das gemein, daß er gerne untertänige Leute hatte. Wurde dann der gehorsame Schüler später selber zum selbständigen Mann, so war das Verhältnis zum Meister nicht immer leicht; er glich aber vieles aus durch seine väterliche Art.

Mit Herrn Kirchenrat Peter machte ich s. Z. eine Reise auf ein Missionsfest und logierte mit ihm in einem Zimmer. Er betete mit mir in so überwältigender Demut, daß ich einen unauslöschlichen Eindruck bekam, und mich

hätte verkriechen mögen. Nachher kritisierte er meine Festrede auf so feine Weise, daß es auch eine Korrektur für mein ganzes Leben war. Als ich ihn im hohen Alter noch besuchte, er war Pfarrer in Spöck (Baden), da sagte er zu mir: „Bruder, wir wandeln auf des Messers Schneide." Ja, er wandelte auf des Messers Schneide, darum bekehrten sich auch fast alle seine Vikare, er war ihnen eine lebendige Predigt.

So bekamen wir im Missionshaus nicht nur wissenschaftliche Ausrüstung, sondern wir wuchsen auch in der lebendigen Erkenntnis Gottes und unseres Heilandes. Zum Segen für mein inneres Leben schenkte Gott mir auch einen treuen Freund in der Stadt, in dem Fabrikanten Gustav Gengenbach. Er stand in seinem inneren Leben ungefähr so wie ich. An den Sonntagen machten wir regelmäßige Spaziergänge und sprachen alles miteinander durch, was uns bewegte, zu unserer gegenseitigen Vertiefung in der Schrift. Er hatte wie ich Verbindung mit Herrn Pfarrer von Brunn, und wir blieben in Gemeinschaft bis zu seinem Heimgang.

Nach etwa zweijährigem Aufenthalt in Basel bekam ich auch etwas praktische Arbeit. Zunächst durfte ich im Gefängnis abwechselnd mit anderen Brüdern Andachten halten. Dazu kamen Erbauungsstunden in Pratteln und nachher auch Predigten in Mülhausen i. E. und in Läufelfingen (Basel-Land). Mülhausen war meine erste Predigtstation an Weihnachten 1856; ich hatte in einer Woche sechsmal zu reden und bereitete mich gründlich vor. Als ich am heiligen Abend das erstemal geredet hatte, bekam ich den tiefen Eindruck: deine Sache ist nichts, du hast die Leute mit kaltem Wasser übergossen; deine Predigtmanuskripte sind wertlos. Ich war in

großer Not, denn ich sollte am folgenden Morgen um 10 Uhr am Christfest wieder predigen. Ich arbeitete bis morgens um 3 Uhr und brachte rein nichts zustande. Was sollte das werden? Ich schrie zum Herrn in jener Nacht um Hilfe und Er erhörte mich. Am folgenden Morgen konnte ich mit großer Freudigkeit reden. Damit hatte mir der Herr für mein ganzes Leben einen unvergeßlichen Eindruck gegeben: Kniearbeit ist unzertrennlich von Predigtvorbereitung und ich habe seit 49 Jahren darnach gehandelt. Ich habe mich immer vorbereitet und mich gefürchtet vor jener übergeistlichen Geistlosigkeit, die aus dem Ärmel schüttelt. Dabei habe ich mich immer in den Text hineingebetet, und bin betend auf die Kanzel gegangen. Auch bei meiner ersten Predigtübung im Missionshaus ging es mir ähnlich. Wir hatten immer zu zweit zu predigen. Mein Kollege wurde krank. Weil ich nun allein war und meine Predigt noch nicht gut memoriert hatte, bat ich um $^1/_4$ Stunde Verschub. Nein, hieß es, sofort. Der Herr half mir und ich konnte ohne Anstand reden. Von dort an hatte ich nie mehr Angst vor einer Predigt, auch in fremder Sprache nicht, obschon ich in meinem ganzen Leben keine Predigt wörtlich auswendig lernen konnte.

Je mehr ich mich in die Schrift einlebte, desto klarer wurde es mir, daß mir die innere Versiegelung meines Gnadenstandes durch den heiligen Geist nach Ephes. 1, 13 und 4, 30 fehle. In dieser Überzeugung wurde ich bestärkt durch das Lesen der Biographie von Aug. Herm. Franke. Ich war ja von Kind auf nie ungläubig; wenn mich in meinen ersten 22 Jahren irgend jemand gefragt hätte, wie hofft du selig zu werden, so hätte ich wohl ohne Besinnen geantwortet:

allein durch Jesum Christum, den Gekreuzigten. Aber ich hatte jahrelang nicht viel von diesem Glauben, er hatte für mein Herz und Leben wenig erneuernde Kraft. In Freiburg kam ich zum lebendigen Glauben, der sich fest an das Wort hält, und mich auch in einen ganz andern Umgang mit Gott brachte. Ich konnte auf Grund des Wortes fest an die Vergebung meiner Sünden im Blute Jesu glauben, und hatte Frieden mit Gott. Aber dieser Friede war kein beständiger, es kam immer wieder Unruhe in mein Herz in Betreff meines Gnadenstandes. Die Notwendigkeit der Versiegelung durch den heiligen Geist wurde mir immer klarer. So gewiß es nach der Schrift ein Innewohnen des heiligen Geistes gibt, so gewiß gibt es eine Versiegelung; beides läßt sich nicht trennen. Wer die Versiegelung durch den heiligen Geist bestreitet, bestreitet auch das Innewohnen des Geistes und setzt sich in Widerspruch gegen die Schrift.

Mit dieser Erkenntnis begann für mich eine schwere Zeit. Wir hatten ja in der Voranstalt und im Missionshaus Betkämmerlein, die fleißig benützt wurden. Wie oft stieg ich in jenen bangen Monaten hinauf ins Betkämmerlein. Ja, ich kann sagen: wo ich ging und wo ich stand, betete ich. Ich ging in jener Zeit fast immer allein spazieren, um mit Gott allein zu sein. Es blieb aber nicht allein beim Beten, sondern es kam zum Kämpfen und Ringen; denn der Teufel will keine versiegelten Christen haben; liegt doch in der Versiegelung mit dem heiligen Geist unsere Kraft zum Zeugen Apostg. 1, 8; sie ist auch das Pfand unseres Erbes, Ephes. 1, 14.

Nach monatelangem Ringen erbarmte sich der Herr meiner und begegnete mir. Eines Abends, es war schon dunkel ge-

worden, ging ich spazieren im Garten des Missionshauses und betete. Nicht etwa durch Nachdenken, sondern als Gabe stand auf einmal das Wort Offenb. 7, 13—17 in göttlicher Beleuchtung vor meiner Seele: sie haben ihre Kleider gewaschen, und haben sie helle gemacht im Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhl Gottes usw., und der Geist Gottes sagte mir: das gehört dir. Vom Moment an erfüllte heilige Ruhe und Stille mein Herz, wie ich das nie vorher erfahren hatte; der Herr hatte mich heimgesucht. Von jenem Abend an, also seit 48 Jahren blieb mir mein Gnadenstand gewiß. Ist mir schon vorher das Blut Christi teuer gewesen, so war es mir von dort an noch köstlicher und unentbehrlicher, mein Kleinod für Zeit und Ewigkeit, und wenn ich seither Strömungen sehe, in denen Christi Blut zurücktritt, so kommen sie mir vor wie Feuerwerk von Kindern.

Ich war nun innerlich ein überaus glücklicher Mensch; aber mein Nervensystem war von dem monatelangen Kämpfen sehr mitgenommen und das Studium wurde mir schwer. Ich schleppte mich weiter bis Ostern 1857, bis ich unfähig war für alle Kopfarbeit, und daher völlig ausspannen mußte. Ich ging zunächst nach Freiburg zu meinem Freunde Carl Mez und von dort nach Teinach im Schwarzwald, wo ich eine Kaltwasserkur machte. Mein Kopf war so angegriffen, daß ich immer nur einen Vers im neuen Testament lesen konnte. Ich las die zwei letzten Kapitel der Offenbarung Johannis und hatte herrliche Wochen in Teinach. Das kalte Wasser steigerte aber meine Erregung; deshalb fragte ich Hofrat Burkhardt in dem benachbarten Wildbad um Rat. Seine Antwort war: Sie können über Teinach und Wildbad nach

Rom kommen. Infolgedessen nahm ich ein Bad in Wildbad. Dieses regte mich so furchtbar auf, daß ich die ganze darauffolgende Nacht kein Auge schließen konnte. Nun wußte ich, daß mich der Weg weder über Teinach noch über Wildbad nach Rom führe. Da kam mir der Herr zu Hilfe: eine innere Stimme sagte mir klar: gehe nach Männedorf. Damals leitete Jungfer Trudel die bekannte Anstalt in Männedorf am Züricher See. Hätte ich doch dieser Stimme gefolgt, es war Gottes Stimme; aber ich hatte Bedenken, weil Herr Inspektor Josenhans kein Freund von Frauenarbeit war. Darum dachte ich, ich wolle nach Boll zum alten Herrn Pfarrer Blumhardt gehen, bei dem schon manche gesund geworden waren.

Auf der Reise von Teinach nach Boll hatte ich reichen Gewinn. In der Voranstalt hatten wir in einer Klasse einen württembergischen Bruder aus der Hahnischen Gemeinschaft, der nicht aufrichtig war. Dieser Bruder machte mich mißtrauisch gegen diese Gemeinschaft. Als ich nun von Teinach nach Boll reiste, nahm ich mir vor, lauter Hahnische Geschwister zu besuchen. Ich tat es, und lernte da eine Reihe herrlicher Menschen kennen, sodaß ich völlig von meinem Mißtrauen kuriert wurde. Wie schlimm und verkehrt ist es, eine böse Erfahrung mit einem einzelnen Menschen, von diesem auf einen ganzen Stand, oder eine ganze Gemeinschaft zu übertragen! Ein Leidensgenosse, der augenkranke Cand. theol. Schroeder aus Detmold begleitete mich auf der ganzen Reise nach Boll. In Stammheim gingen wir in die Stunde, schon der Gesang mit Violinbegleitung war herrlich, ich merkte sofort, daß Leben da sei. Als dann vollends der alte, ehrwürdige Bruder Jakob den Mund öffnete und über die Rechtfertigung

durch den Glauben redete, hatte ich große Freude. Hätten wir doch viele solcher Gemeinschaftsvorsteher. — In Aidlingen kehrten wir ein bei zwei Hahnischen Schwestern, die uns mit viel Liebe im Herrn aufnahmen und bewirteten, und uns den Weg zeigten nach Dagersheim.

In Dagersheim fanden wir Quartier bei dem begnadigten Schulmeister Kolb, dem damaligen Leiter sämtlicher Hahnischen Gemeinschaften. Ich achte es heute noch als große Gnade, daß ich bei diesem Knecht Gottes logieren durfte, in dessen Haus eine Gebetsluft wehte, wie ich sie bis dorthin nicht getroffen hatte. Er behandelte uns junge Brüder mit väterlicher Liebe und gab uns zum Abschied folgende Worte mit: 1. Brüder! „sucht in den Weg zu kommen, den Gott für euch bestimmt hat; dann werdet ihr glücklich sein." 2. „Heute ist immer die beste Vorbereitung für morgen." Dankbar pilgerten wir weiter zu dem alten Bruder Metzger in Böblingen, wo wir kurz blieben, um am selben Tag noch nach Kornthal zu kommen. Bruder Metzger gab uns auch einen trefflichen, geistlichen Zehrpfennig mit auf den Weg: „Brüder! wer viel richtet, betet wenig." Das galt besonders mir; ich hatte etwas scharf geredet über einen Freiheitshelden, dem er nachfragte. In Kornthal fanden wir Herberge bei zwei Brüdern unseres Hausvaters Kolb in Basel, wo wir gleich daheim waren. Durch sie lernten wir noch andere liebe Brüder kennen, ehe wir unsere Reise nach Stuttgart fortsetzten, wo wir außer einer Frau Reihlen niemand sahen. Sie war auch augenleidend wie mein Reisegefährte, und sagte mit innerer Bewegung: „O Brüder! wenn nur das innere Auge klar ist." Von Stuttgart brachen wir auf nach Boll, wo wir eine

große Gesellschaft fanden. Offenbar waren viele Gedrückte dort, denen Blumhardt die große Liebe des erhöhten Heilandes warm ans Herz legte. Mir legte er die Hände auf, aber mein Leiden blieb dasselbe. Der Herr hatte mich nicht nach Boll, sondern nach Männedorf gewiesen.

So blieb mir nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen. Dort hatte ich ja gute Luft und die nötige Pflege. Zugleich konsultierte ich Herrn Oberamtsarzt Heim in Tuttlingen, einen lieben, gläubigen Mann, mit dem ich nachher innig befreundet wurde. — Er entdeckte bei mir Spinalirritation, hoffte aber auf Heilung. Mein Allgemeinbefinden wurde besser, aber das eigentliche Leiden blieb. Ich war daheim bis Weihnachten 1857 und gründete in jener Zeit eine Gemeinschaft in Hausen, die seither bestand. Zugleich trat ich in Verbindung mit den gläubigen Kreisen der Umgegend, in denen tief gegründete Brüder waren, wie z. B. in Aldingen und Trossingen. Am letzteren Orte schloß ich bleibende Freundschaft mit dem lieben Bruder Kieferjakob, einer wahren Johannisseele.

Fünf Stunden von meiner Heimat entfernt ist die Brüdergemeinde Königsfeld, wo ich am 13. August mit reichem Segen das Heilige Abendmahl genoß, und die Bekanntschaft mit einem alten Baumeister Geyelin aus Mülhausen i. E. machte. Dieser war früher einfacher Maurergeselle, schwang sich aber empor zu einem bedeutenden reichen Baumeister. Er lebte bis in sein Alter ohne Gott, war ein Spaßvogel und guter Gesellschafter. Da ließ ihn der Herr blind werden. Er kam in das Diakonissenhaus in Straßburg, um dort operiert zu werden. Der Herr gab Gnade und schenkte ihm sein Augenlicht wieder.

Die liebevolle Pflege der Schwestern, Gottes Wort und tägliche Fürbitte öffneten ihm auch sein inneres Auge, er fand seinen Heiland. Glücklich, als neugeborenes Kind, traf ich ihn in Königsfeld. Überall warb dieser Mann für den Herrn; er hatte eine Anzahl Kernsprüche drucken lassen und verteilte sie auf den Spaziergängen. Es war eine Freude, ihn zu sehen.

Auf Weihnachten 1857 trat ich wieder ein in Basel. Aber schon nach wenigen Wochen zeigte es sich, daß vorderhand Weiterstudieren unmöglich sei wegen meines Rückens und Kopfes. Das war nicht leicht; es wußte damals niemand, was aus mir werden sollte. Ich machte mich etwas nützlich auf dem Kontor, fühlte mich aber sehr unbehaglich dabei.

Da sandte mir der Herr Licht. Von dem kranken Pfarrer Forchhammer in Davos-Glaris in Graubünden kam die Bitte um einen Vikar, und ich wurde gefragt, ob ich die Stelle annehmen wollte. Ich sagte mit Freuden zu und reiste im März 1858 ab. Studieren konnte ich nicht, aber beten konnte ich, und zeugen von dem, was ich gesehen und gehört hatte! Joh. 1, 1—3. Die Reise nach Davos war damals beschwerlich und lang, weil sie aus Mangel an Eisenbahnen teilweise per Post gemacht werden mußte. Zweimal mußte ich übernachten, das erste Mal bei dem lieben Herrn Stadtrat Usteri in Zürich, einem warmen Missionsfreund; das zweite Mal in der Post in Chur. Die Postfahrt bis Chur war nicht angenehm: der Wagen war sehr voll, und unter den Mitreisenden war ein gemeiner, unflätiger Mensch. Ich drückte mich still in die Ecke, bis er sich mit seinen gemeinen Reden direkt an mich wandte. Da sagte ich ihm: „Wenn Sie bleiben, wie Sie sind, so kommen Sie nicht in den Himmel". „Was Himmel! Wir

kommen alle in den Himmel," sagte er. Ich antwortete ihm: „Wenn Hurer und Ehebrecher, Neidische und Zornige und andere Sünder im Himmel wären, so gäbe es keinen Himmel, sie würden ihn uns verderben." Diese Antwort stopfte ihm den Mund, und wir hatten Ruhe bis Chur.

Bei tiefem Schnee kam ich in Davos an, und traf den lungenkranken Pfarrer gerade an einem Weinfäßchen, das er in seinem Wohnzimmer abließ. Es war eine eigentümliche Fügung, daß ich als Missionszögling Vikar dieses Mannes wurde. Bekanntlich war Herr Professor Tobias Beck erst Professor in Basel, ehe er Professor in Tübingen wurde. Er stand der Mission, speziell der Basler Mission, sehr kritisch gegenüber. Pfarrer Forchhammer war damals Missionszögling und hörte Becks Vorlesungen. Durch diesen Einfluß veranlaßt kehrte er der Mission den Rücken und wurde schweizerischer Pfarrer in Davos. Nun sollte ich sein Vikar sein. Er war noch ganz Beckianer; Becks Kollegienhefte waren seine Lektüre. Seine erste Bemerkung war: man predige jetzt zuviel das Kreuz Jesu Christi. Ich antwortete: ich glaube nicht, daß man es zuviel, wohl aber, daß man es verkehrt predigen könne. Wir wurden aber bald gute Freunde; ich kam überhaupt immer sehr gut mit Beckianern aus, da ich selber Beck viel verdanke und ihn hoch verehre.

Forchhammer war schwer lungenkrank, und ich mußte eine Zeitlang mit ihm zur Kur im Kuhstall schlafen, war aber sehr froh, als diese Atmosphäre mit der Zimmerluft vertauscht wurde. Da er gar nichts tun konnte, so mußte ich sein ganzes Amt in den Gemeinden Glaris und Frauenkirch versehen. Ich hatte sonntäglich zwei Predigten, dazu Religionsunterricht und

Konfirmandenunterricht mit Seelsorge. Der Herr half mir wunderbar, daß ich die ganze Arbeit tun konnte. Man nahm mir das Wort ab, besonders in Glaris. Es war den Zuhörern etwas neu, soviel vom gekreuzigten Heiland zu hören, den ich mit Freuden bezeugte. Die Kinder waren sehr frisch; sie haben in den Graubündener Bergen nur in der kälteren Jahreszeit Schule, sind deshalb nie schlaff und lernen soviel, als die Kinder der Niederung im ganzen Schuljahr lernen. In den ersten Wochen vikarierte ich ohne kirchenrätliche Erlaubnis. Nach Einsendung meiner Zeugnisse bestätigte der Kirchenrat in Chur am 14. Mai mein Vikariat. Jene Davoser Zeit war eine schöne Zeit für mich; ich genoß viel Liebe im Pfarrhaus und in den Gemeinden und durfte zum erstenmal in meinem Leben ein Vierteljahr lang regelmäßig predigen, was meines Herzens Freude war. Das ganze Leben im Tal war damals noch völlig patriarchalisch, die Verhältnisse sehr einfach, und kein Mensch dachte, daß das Tal ein Kurort werden würde. Herr Pfarrer Forchhammer meldete sich nach Felsberg bei Chur, dessen Lage viel milder war als Davos. Im Juni siedelten wir über nach Felsberg, wo ich für ihn die Antrittspredigt hielt. Er starb aber bald nachher. Meine Graubündener Freunde ermunterten mich, in den dortigen Kirchendienst zu treten, aber ich hatte keine Freiheit dazu.

In Davos war zu jener Zeit Herr Dr. Spengler Landschaftsarzt. Er war geborener Badenser, nahm anno 1848 als Student an der badischen Revolution teil und mußte fliehen. In Zürich studierte er Medizin und ließ sich in Davos nieder. Er war Sohn frommer Eltern, hatte viel christliche Erkenntnis und obschon selber ungläubig, hatte er immer einen Zug

zu gläubigen Menschen. Mit ihm, dem späteren Gründer des Kurortes Davos, machte ich viele Krankenbesuche und er sandte mich nach Schluß meines Vikariats nach Tarasp im Unterengadin, wo ich im Juli eine neunundzwanzigtägige Kur machte. Auch diese Kur hob mein Rücken- und Kopfleiden nicht. Mein Gott blieb bei seinem Befehl, den er mir in Wildbad gegeben: gehe nach Männedorf. Darum konnte mir kein Arzt und kein Kurort helfen.

Anfangs August reiste ich über das Prättigau und Winterthur nach Basel zurück. Meine Börse war durch die Kur in Tarasp sehr leicht geworden; deshalb sparte ich und genoß auf der Reise nach Winterthur nur Wurst, Kaffee und Brot. In Winterthur blieb ich bei Herrn Goldschmidt über Nacht. Nie in meinem Leben werde ich jene Nacht vergessen; ich dachte, ich werde sterben. Wie nach Karlsbad, so muß man nach Tarasp in der Diät sehr vorsichtig sein; ich hatte es daran fehlen lassen. Nun was machen in diesem elenden Zustande? Ich sagte mir am Morgen: vor einem Jahr hat Gott dich nach Männedorf gesandt und du bist nicht gegangen; jetzt gehst du. Gesagt, getan. Abends kam ich zum Nachtessen in Männedorf an; man aß Salat. Ich erklärte: ich komme von Tarasp und darf keinen Salat essen. Jungfer Trudel antwortete: „i mim Hus esse' Si, er schadet nüt." Ich aß, und er schadete mir nichts. Das war mein erster Eindruck in Männedorf. Am andern Morgen nach dem Frühstück nahm sie mich ins Verhör, und „tat mir den Rost tüchtig herunter." Ich bekam Respekt vor ihrem scharfen Blick und ihrer Menschenkenntnis. Dann legte sie mir drei Tage lang täglich einmal die Hände auf und betete über mir, und nach drei Tagen war

meine Spinalirritation und mein Kopfleiden so weit gehoben, daß ich nach Basel zurückkehren und wieder angestrengt studieren konnte. Es war eine herrliche Gnadenheimsuchung, die ich in jenen drei Tagen erfuhr. Das Wort in Luk. 5, 17 und 6, 19 und 8, 46: „und die Kraft des Herrn ging von ihm und half jedermann," durfte ich am eigenen Leibe buchstäblich erfahren. Von jenem unscheinbaren, buckeligen, aber nach Natur und Geist reich begabten Weiblein ging Gotteskraft aus, und ich bekam eine reelle Kraftmitteilung für meinen inneren und äußeren Menschen. Aber noch mehr: in jenen drei Tagen öffnete der Herr mir den Blick in die Schrift, und ich erkannte, daß der Heiland der Evangelien ein Heiland für Seele und Leib sei. Wie oft durfte ich das nachher im Lauf der Jahre erfahren! Mit innigem Dank für diese herrliche Hilfe, nach langem Siechtum, kehrte ich nach Basel zurück.

Es war mir eine große Freude, nun wieder studieren zu können; mein Kopf und Rücken vertrugen es, aber in diese Freude mischte sich bald ein Tropfen Wermut. Vom August 1858 bis Neujahr 1859 machte sich bei mir mehr und mehr ein Leberleiden fühlbar, das mich zwar nicht am Studium hinderte, mich aber doch belästigte und beim Gedanken an das Tropenklima bedenklich machte. Im Januar 1859 eröffnete mir Herr Inspektor Josenhans: mache dich darauf gefaßt, daß das Komitee dich zum Generalkassierer für unsere afrikanische Mission an der Goldküste von Westafrika bestimmt. Diese Eröffnung klang mir aus zwei Gründen unglaublich: erstens war ich leberkrank, und an der Goldküste wird so wie so jeder Europäer leberkrank; zweitens hatte ich

eine felsenfeste Überzeugung von meinem göttlichen Beruf, den Heiden das Evangelium verkündigen zu sollen, und nun sollte ich wieder kaufmännische Arbeit übernehmen! Ich machte Vorstellungen, aber sie halfen nichts. Die Erwiderung war: wir haben niemand außer dir, wir müssen dich senden. So wurde ich bestimmt zum Generalkassierer für die Goldküste. Am 16. Februar, demselben Tag, an dem ich einst in die kaufmännische Lehre trat, erklärte ich mich mit blutendem Herzen bereit, das Amt annehmen zu wollen.

Meine Leber wurde im Februar und März sehr schlimm. Nachher hatte ich eine Handauflegung, die mir viel Erleichterung verschaffte. Am 5. Juni wurde ich mit Missionar Strömberg in der Kirche in Nagold (Württemberg) ordiniert durch Herrn Dekan Freihofer, Pfarrer Andler in Spielberg und Diakonus Kemmler in Nagold. Es war ein gesegneter Tag, denn wir wurden in Gegenwart einer Beterschar ordiniert; auch meine selige Schwester war dabei. Ich logierte bei dem frommen, in weiten Kreisen bekannten Dr. Zeller. Es ist mir unvergeßlich, wie er mit seiner gleichgesinnten Gemahlin mir zum Abschied unter herzlichem Gebete die Hände auflegte und mich dem Herrn befahl. Nun kam Abschied auf Abschied. Von meiner Heimat Hausen verreiste ich um Mitternacht. Das Eigentümliche jener Nacht war, daß meine verstorbenen nächsten Verwandten so lebendig vor meiner Seele standen, daß ich dachte, ich werde die Heimat nie wieder sehen. Ich las den 23. Psalm mit meiner kranken Mutter und meiner Schwester, befahl mich und sie dem Herrn und sagte ihnen Lebewohl. Die Mutter war sehr gefaßt.

In Basel traf ich zusammen mit Missionar Mohr, der zum zweitenmal auszog nach Afrika, mit Missionar Strömberg und der Braut von Missionar Lindenmeyer. Im Missionshaus hielt uns der ehrwürdige Herr Kirchenrat Peter eine Abschiedsstunde, in der er uns mit großem Nachdruck sagte: „Brüder, man sendet euch nicht nach Afrika zum Sterben, sondern daß ihr lebet und des Herrn Werk treibet.“ Das war eine gute Stärkung für den Gang nach dem Todesland. Am 17. Juni segnete uns unser Lehrer Geß in der alten Elisabethenkirche ein, und während er uns die Hände auflegte, lag eine betende Schar in Männedorf auf den Knieen, und betete für uns um den Heiligen Geist. Es war eine feierliche, gesegnete Stunde. Am 20. Juni reisten wir ab von Basel nach Bremen, wo wir uns noch etwa zehn Tage aufhielten. Es waren schöne Tage. Damals wirkten in Bremen die Pastoren Mallet, Treviranus, Müller und andere in reichem Segen. Ich hörte eine herrliche Predigt vom alten Mallet, vorgetragen mit jugendlicher Lebendigkeit über Hebräer 12, 22—24: Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion ꝛc., die mir eine dankenswerte Gabe für die lange Seereise war. Auch die Gebrüder Vietor, drei gläubige Kaufleute, Hauptträger der Bremer Mission an der Sklavenküste, standen zu jener Zeit noch in voller Wirksamkeit. Basel und Bremen waren damals in kirchlicher Beziehung sehr verwandt; ihre Entwicklung in den letzten vierzig Jahren ist leider auch sehr verwandt. Es ist wohltuend für ausziehende Missionare, wenn sie unmittelbar vor ihrem Abschied noch in die Liebe einer christlichen Gemeinschaft eingetaucht werden, die für die Mission lebt, wie wir das in Bremen erfuhren. Dankbar für alles

Gute, das wir in diesen zehn Tagen genießen durften, fuhren wir am 1. Juli nach Bremerhafen, um am 3. Juli in See zu gehen.

Unsere Reisegesellschaft vermehrte sich in Bremen um zwei Personen. Es stießen nämlich dort noch die Bremer Missionare Binder und Hinderer zu uns, die nach der Sklavenküste reisten. Beide waren auch Basler Brüder. Die Bremer Mission hat ja seit ihrem Bestehen kein eigenes Missionshaus, sondern läßt ihre Missionare in Basel ausbilden. Da wir auf einem Segelschiff, Dahome mit Namen, reisten, so war unsere Seereise eine lange. Dreiundfünfzig Tage sahen wir nur Himmel und Wasser, bis wir endlich am 25. August in der Nähe von Christiansborg an der Goldküste vor Anker gingen. Außer Strömberg waren wir alle mehr oder weniger seekrank. Strömberg, ein Schwede, war früher Matrose, hatte einen riesenhaften Appetit und konnte täglich arbeiten. Ich war vom ersten Tage an seekrank, konnte wenig essen und nichts arbeiten, und so waren mir die dreiundfünfzig Tage sehr lang. Manchen Tag lagen wir auf spiegelglatter See und kamen nicht vorwärts. Da waren wir froh, wenn wir zwischen hinein eine Schar Haifische, einmal auch einen Walfisch sahen, der sich majestätisch erhob und sofort wieder verschwand. Ich wollte Englisch treiben; da aber Magen und Kopf korrespondieren, so brachte ich es nicht fertig und konnte auf der ganzen Reise nur die Selbstbiographie von Georg Müller in Bristol lesen. Etwas Licht brachten uns die täglichen Andachten und sonntäglichen Gottesdienste. Ist man immer seekrank, so vegetiert man eben und sehnt sich nach Land.

6. Erſter Aufenthalt in Afrika von 1859 bis 1864.

Meine Reiſegefährten gingen teilweiſe ſchon am 25. Auguſt an das Land, ich am 26. Schon ehe ich landete, alſo an Bord des Schiffes, bekam ich den Eindruck: hinab geht Chriſti Weg. Der Miſſionskaufmann Rottmann kam auf das Schiff, um uns abzuholen. Mich begrüßte er mit den Worten: „Bruder Schrenk, es iſt gut, daß du kommſt: Bruder Schall, mein Gehilfe, iſt krank, und ſo mußt du ihn im Laden vertreten.“ Ich ſollte alſo vom erſten Tage an kaufmänniſche Arbeit tun. Schöne Ausſichten! Ich wehrte mich und ſagte: „In meiner Inſtruktion ſteht, daß ich am 1. Februar 1860 die Generalkaſſe übernehmen und mich bis dorthin ganz der Erlernung der Landesſprache widmen ſoll. Rottmann ſchrieb an den Generalpräſes Bruder Widmann in Akropong, und dieſer verfügte, daß ich in der Handlung für den kranken Bruder Schall eintreten ſolle. So war ich denn wieder Kommis hinter dem Ladentiſch; das war bitter.

Das Miſſionskomitee hatte vier Jahre vorher den jungen Altonaer Kaufmann Rottmann ausgeſandt als Kaſſierer und Spediteur für die Miſſion. Er glaubte, er könnte nebſt dieſer Arbeit einen Laden öffnen, um für die Miſſion etwas zu verdienen, was ihm geſtattet wurde. Dieſes anfangs kleine Ge-

schäft entwickelte sich in kurzer Zeit so bedeutend, daß Rottmann der Gehilfe Schall beigegeben werden mußte. Allein zwei Männer reichten nicht aus, die Sache wuchs ihnen über den Kopf, und infolgedessen kam das Rechnungswesen der Mission in Unordnung. Um diese beiden Brüder zu entlasten, sollte ich Rottmann erst die Generalkasse für die Mission, und etwas später die Spedition für die Missionsstationen abnehmen. — So kam ich vom ersten Tage an in eine Schule tiefster Selbstverleugnung und stand mit meinem inneren göttlichen Beruf im Widerspruch zu meiner äußeren Aufgabe.

Wir kamen an zu einer Jahreszeit, in der die Küste dem neuen Ankömmling einen ganz freundlichen Eindruck macht. Im Januar, Februar und meistens auch im März sieht man an der Küste nur armseliges Gebüsch; alles Gras verdorrt und wird vielfach von den Negern verbrannt. Im April beginnt die Regenzeit und schließt im August. Die tropische Hitze und der Regen bewirken eine so rasche Vegetation, wie wir sie in Europa nicht kennen. Mit einem Schlag wird alles grün. So traf ich es Ende August. Da ist man denn versucht zu denken, das Land sei nicht so schlimm, und beginnt harmlos seine Arbeit. Wie bald mußte ich das gefährliche Klima erfahren. Meine lange Seekrankheit, verbunden mit Schlaflosigkeit, hatte meine Leber sehr erregt, und damit war ich direkt vorbereitet für das Wechselfieber. Schon nach zehn Tagen stellte sich bei mir heftiges Klimafieber ein, das mich in Lebensgefahr brachte. Ich wurde so geschwächt, daß ich kaum noch stehen konnte. Der Herr erbarmte sich meiner und half mir wieder auf, sodaß ich bald wieder in der Handlung helfen konnte.

Etwa sechs Wochen nach meiner Ankunft schwoll dann meine Leber so außerordentlich an, daß ich fast nicht mehr liegen, und nur mühsam gehen konnte; das wirkte sehr auf mein Gemüt. Eines Abends kniete ich nieder und sagte dem Herrn im Gebet: So kann ich nicht leben; entweder mußt Du mich sterben lassen, oder mir helfen. Von Stund an war meine Leber besser, und der gemütliche Druck war verschwunden; ich konnte wieder arbeiten. Das war eine freundliche Zusicherung des Herrn: Ich will mit dir sein. Meine Hauptaufgabe war, nach dieser tröstlichen Erfahrung, das Rechnungswesen ordnen zu helfen. Zu diesem Zweck ging ich mit dem bisherigen Kassierer Rottmann nach Abokobi in die Stille, wo wir mit dieser Arbeit auf das Laufende kamen. Abokobi ist eine Landgemeinde und liegt am Fuße des Akwapemgebirges, etwa vier Stunden landeinwärts. Dort war ich ungenierter als auf der Küstenstation und wagte es im Oktober 1859 zweimal englisch zu predigen und es in die Landessprache Ga übersetzen zu lassen. Wie freut man sich, wenn man den Mund für den Herrn öffnen darf! Mein Englisch war aber noch sehr unvollkommen, was mich aber nicht abhielt, von dort an auch in Christiansborg mit Dolmetscher zu predigen.

Ein eigentümliches Gefühl hatte ich am ersten Weihnachtsfest, das ich in Afrika verlebte. Vom heimatlichen Tannenbaum war nichts zu sehen, es gibt an der Goldküste nur Laubholz. Schnee kennt man dort nicht; fast das ganze Jahr, auch an Weihnachten, herrscht tropische Hitze. — Und doch hatten wir eine liebliche Christbescherung für unsere Anstaltskinder. Ein grünbelaubter Christbaum erglänzte mit seinen Lichtern; die Kinder sangen ihre Weihnachtslieder nach un-

seren Melodien, und erzählten die Weihnachtsgeschichte, alles in ihrer Sprache, von der ich noch wenig gelernt hatte. Ich verstand aber die Zeichensprache der glänzenden schwarzen Augen, die hier wie daheim, hauptsächlich auf die Geschenke gerichtet waren. Diese bestanden zunächst in Kleidern, denn wir halten darauf, daß die Kinder bekleidet sind, im Unterschied von den Heiden. Durch nichts wird der Europäer so heimatlich berührt, wie durch den Gesang unserer bekannten Melodien und Lieder, von denen viele in die dortigen Landessprachen übersetzt sind. Gerade in Festzeiten ist man sehr dankbar, wenn der Gesang der Kinder und der Gemeinde einen zurückversetzt in die Heimat.

Dreiviertel Stunden von Christiansborg entfernt lag die Hochburg des Fetischwesens La. Dort war eine unserer Predigtstationen, die ich oft besuchte; und fünfviertel Stunden von La entfernt liegt die Küstenstadt Teschi, wo wir seit Jahren eine Filialgemeinde hatten. Diese wurde mir übergeben. Das Gemeindlein zählte aber nur neun Seelen. Josef Akrong, in dessen Haus wir alle vierzehn Tage den Gottesdienst hatten, war schon im Jahr 1847 getauft worden, aber er hatte kein Leben, sein Herz hing am Mammon. Er besaß zwei Häuser, eine Viehherde von etwa achtzig Stück und war Händler. Es fiel mir schon im ersten Gottesdienst auf, daß er während der Predigt schlief, und so mußte ich ihn erst Schritt für Schritt durchschauen lernen. Wir hielten bei unsern Christen auf Sonntagsheiligung; sie war auch ein Bekenntnis den Heiden gegenüber. Kam ich zum Gottesdienst, so war bei Akrong alles schön sonntäglich. Als ich ihn aber an einem Sonntag, an dem er mich nicht erwartete, überraschte, saß

es bei ihm aus, wie im Tempel zu Jerusalem zu Jesu Zeit. Es wurde mir immer klarer, daß dieser Mann ein Bann für die Gemeinde und in Teschi das größte Hindernis für unser Werk war. Es lagen aber keine besonderen sittlichen Fehler vor, die seinen Ausschluß aus der Gemeinde geboten hätten; sein eheliches Leben war richtig. Leider kam später die Zeit, in der er sich selbst ausschloß: Einem seiner Freunde war eine Sklavin entlaufen; Akrong machte sich mit einigen seiner Bekannten auf den Weg, um diese Sklavin wieder zu holen. Sie fanden sie, banden sie mit Händen und Füßen an eine Bambusstange, trugen sie und ließen sie immer wieder auf den harten Weg fallen. Als sie sie so gequält hatten, brachten sie dieselbe an das Meeresufer, hieben sie in Stücke und verscharrten sie im Sande. In der darauffolgenden Nacht kam eine Hyäne an den Ort und scharrte die Leiche aus. Als am Morgen die Fischer an das Ufer kamen, entdeckten sie die Sache, und durch den Spürsinn der Neger wurden die Täter sofort bekannt. Die englische Regierung ließ die Mörder abfassen und zwei von ihnen, worunter Akrong, wurden zum Tode verurteilt. Wir hatten aber gewandte Winkeladvokaten an der Küste, einer derselben nahm sich des Akrong an, er wurde begnadigt, kam aber durch seinen Verteidiger um sein ganzes Vermögen. Nachher begegnete ich ihm wieder als Bettler. Erst als dieser Mann beseitigt war, hatten wir wieder Segen in der Arbeit in Teschi.

Bald konnte ich die Arbeit an zwei weiteren Orten beginnen: in Legong, anderthalb Stunden landeinwärts und Asarebotschue, zweieinhalb Stunden von Christiansborg entfernt. Legong war ein Sklavendorf; die dortige Arbeit machte

mir viel Freude; einige Männer waren offen für das Evangelium, und mit einer Anzahl hoffnungsvoller Knaben fing ich eine Schule an. Diese bildeten nachher den Grundstock zu einer kleinen Gemeinde. In Asarebotschue erwiesen sich die Leute nicht als aufrichtig und ich konnte dort nur einen Krüppel taufen, Josef Boi, der bald im Glauben an seinen Heiland starb.

Am ersten Februar 1860 übernahm ich die Generalkasse und mit ihr vielerlei Arbeit, sodaß es mir immer schwerer wurde, Zeit für die Predigt zu finden. Ganz ließ ich sie mir aber nie nehmen, sie gehörte zu meinem Leben. Als Generalkassierer war ich auch Mitglied vom Ausschuß der Generalkonferenz, der aus drei Brüdern bestand: aus dem Generalpräses, der die Leitung der Gemeinden hatte, dem Generalschulinspektor, unter dem sämtliche Schulen standen, dem Generalkassierer, der das Rechnungswesen, die Oberaufsicht über die Industrie und Landwirtschaft, mit anderen Worten die äußern Arbeiten der Mission zu verwalten hatte. Zugleich hatte ich als Sekretär die ganze Korrespondenz mit dem Komitee in Basel zu besorgen.

Meine erste Aufgabe war, das Mobiliar auf allen Stationen zu ordnen. Bis dorthin hatte jeder Missionar sein Mobiliar, das er mitnahm, wenn er versetzt wurde, obschon es Missionseigentum war. Da aber der einzelne Bruder sich dieses und jenes Stück Möbel angeschafft hatte, so war das Mobiliar verschieden. Ich verteilte es gleichmäßig, mit der Bestimmung, daß das einzelne Mobiliar fortan bleibend zur Wohnung gehörte, also bei Versetzung eines Bruders stehen blieb. Dadurch ersparten wir viel Umzugskosten. Ferner

hatte ich das Bauholz von zwei Häusern nach Abokobi, also vier Wegstunden zu spedieren. Dieses Holz war gebeiztes Holz von Bremen bezogen. Wir haben vom Meer bis Abokobi auf der ganzen Ebene die weißen Termiten, die gewöhnliches Tannen- und Fichtenholz fressen; sie höhlen die stärksten Balken aus, zerstören auch Lehmmauern vollständig. Dieses gebeizte Holz soll den Termiten widerstehen. Leider war es nicht völlig widerstandsfähig, und wir waren später genötigt, im Innern des Landes, wo wir starkes Laubholz haben, Holzschneidereien einzurichten, für uns und die Neger ein großer Fortschritt in der Baukunst. Die Neger bauten früher vielfach nur Häuser von Flechtwerk, das sie mit Lehm bewarfen, lernten dann aber von uns, solide Mauern aufführen, und das Holzwerk herstellen nach unserer Weise. In dieser Richtung hatten unsere Industriebrüder einen großen zivilisatorischen und teilweise auch religiösen Einfluß, da sie Andachten für ihre Arbeiter hielten.

Meine Holzspedition war nicht leicht, um der Trägheit der Neger willen, und wegen Mangel an Straßen. Bald hieß es: „Herr, der Balken ist zu schwer," bis ich ihn selber hob, und sie dann unter Gelächter auch angriffen. Vornehmes Kommando hilft da nichts; man muß die Hemdärmel zurückschlagen und selbst angreifen. Dann hatten wir wohl so etwas wie eine Straße nach Abokobi; aber jede Regenzeit machte sie teilweise wieder unfahrbar. So wurde per Wagen, und auf den Köpfen und Achseln spediert, mühsam und teuer; denn Zugvieh hatten wir auch nicht, Menschen mußten die Wagen ziehen. Als wir dann später Zugvieh angewöhnten, scheiterte dieses Unternehmen völlig an der Tsetse-Fliege, die

das Rindvieh und die Pferde tötete. Ich hatte s. Z. ein schönes Pferd, das mir den Besuch der Außenstationen sehr erleichterte. Die gefährliche Fliege existiert nämlich nicht auf einem etwa zwei Stunden breiten Küstenstreifen, dem Meere entlang. Nun sollte ich sieben Stunden landeinwärts eine Trauung vollziehen und hoffte, bei scharfem Ritt werde die Tsetse mein Pferd nicht belästigen. Ich ritt sehr rasch; acht Tage nach meiner Rückkehr wurde das Pferd krank und starb. Für mich ein großer Verlust, da ich nachher keines mehr bekam. Gott sei Dank! Unsere jetzigen Motorwagen sind die größte Wohltat für Afrika, denn die Tsetse ist weit und breit eine Landplage. Aber Straßen braucht man auch für Motore.

Wir hatten bei meiner Ankunft im Blick auf Zugvieh eine kleine Viehherde, die sich sehr vermehrte und schließlich auf 80 Stück anwuchs. Ein getaufter Mohammedaner war mein Hirte. Daß ein solcher nötig sei, erfuhr ich eines Tages, als ein Bote mit der Nachricht kam: Meister, die englischen Soldaten haben drei Ochsen den Rückgrat und den Schwanz durchhauen! Warum? Die Ochsen hatten einem Soldaten sein Welschkorngärtchen etwas verdorben. Das war für mich böse Nachricht; ich mußte sie sofort schlachten; leider kann man das Fleisch in der Tropenhitze nicht aufbewahren. Von Schadenersatz war keine Rede. Noch gefährlicher als die Soldaten war für unsere Viehherde die Rinderpest, die später auftrat, und im Laufe von vierzehn Tagen die ganze Herde hinraffte. Aus Erfahrung spreche ich es aus, daß ich Viehzucht in Afrika auch für die Zukunft für eine sehr fragliche Sache halte.

Unter diesen Umständen sank die Bedeutung unserer Wagnerwerkstatt; wir mußten auf Zugvieh für immer ver-

zichten und konnten für die nächste Zeit nur an Beförderung der Wagen durch Menschen denken. Das Problem des Transportes blieb aber, und wir mußten ernstlich an Straßenbau nach den Stationen im Innern denken, wofür wir damals bei der englischen Regierung wenig Interesse fanden. Zum Glück war unser Wagner Tausendkünstler, er war auch Schreiner, Schmied, Schlosser, Gewehrfabrikant und Uhrmacher, sodaß es ihm an Beschäftigung nicht fehlte.

Ist mit solcher Allseitigkeit eine gewisse Konzentration verbunden, so ist sie um der klimatischen Verhältnisse willen eine große Wohltat. Wie schnell tritt an der Goldküste Krankheit und Tod ein. Besonders der Schlosser und Schmied haben in jener Tropenhitze einen gefährlichen Stand, sie ertragen das Feuer schwer. So habe ich es erlebt, daß unser Wagner, Bruder Klaiber, die Schreinerwerkstatt übernehmen mußte, weil der Schreiner zur Erholung nach Europa zurückkehrte. Zu anderer Zeit hat er die Schlosserwerkstatt übernommen. Man war also froh an seinen vielseitigen Kenntnissen. Beide Werkstätten, die Schreinerei wie die Schlosserei, haben Tüchtiges geleistet. Die von uns ausgebildeten eingeborenen Schreiner und Schlosser waren an der ganzen Westküste von Sierra Leone bis nach Fernandopo gesucht. Ein christlicher Handwerkerstand ist von großer sozialer Bedeutung und ist auch für geordnetes Gemeindeleben wichtig.

Für mich hing ein gut Stück Arbeit mit den Werkstätten zusammen: ich hatte jährlich die Rechnungen zu revidieren, und ein genaues Inventar, d. h. eine Aufnahme des Waren- und Materiallagers zu machen. Während meiner Zeit starben zwei Schlossermeister, beide Male mußte ich die In-

ventur allein machen. Dazu kam noch das fortwährende Beraten bei verschiedenen Fragen, die im Zusammenhang mit der Kasse standen. Wie kam es mir da zugute, daß ich in Donaueschingen ein Jahr in einem Eisenwarengeschäft tätig war, und alle Schlosserartikel kannte. Ein weiterer Zweig meiner Arbeit war die Aufsicht der Kaffeeplantagen auf den Stationen Aburi und Akropong im Innern des Landes. Da mußte ich mich völlig einleben, ich verstand vorher nichts vom Kaffeebau. So gab es im ersten Jahr viel zu lernen und nach gesunden Begriffen Arbeit genug. Doch fand ich im Jahr 1860 noch Zeit, den September auf meinem Filial Teschi zuzubringen, um nur die Gasprache zu hören, täglich auf der Straße zu predigen und Hausbesuche zu machen. Ich lebte wieder auf durch die tägliche Predigt, die ich trotz aller äußeren Arbeit als meinen göttlichen Beruf festhielt. Es war damals in Teschi ein Gehilfe Thomas Swanekjer, ein Mulatte, stationiert, der englisch verstand und die Landessprache so fein sprach, wie wenige unserer Katechisten. Er war jene vier Wochen mein Dolmetscher und Sprachlehrer. Die Predigt durch Dolmetscher ist aber ein armes Ding, weil man den Geist nicht übersetzen kann. Swanekjer war ein gutmütiger, freundlicher Mann, litt aber in jener Zeit neun Monate lang so sehr am Guineawurm, daß seine Beine wie Stöcke aussahen und er wenig arbeiten konnte. Der Guineawurm ist eine große Plage für die Eingeborenen. Wir haben ja an der Küste weit und breit kein Quellwasser, sondern nur Regenwasser, das der Europäer in Zisternen sammelt, wo es zuweilen auch faul wird. Der Neger dagegen sucht sein Wasser, wo er es findet und hat vielfach schlechtes Wasser. In solch schlechtem Wasser trinkt er offenbar die

Eier des Guineawurms, der sich dann im menschlichen Körper bis zur Dicke einer mittleren Violinsaite entwickelt. Er schmerzt furchtbar und arbeitet sich meistens, aber nicht immer, an den Beinen heraus. Der Kranke merkt bald, wo der Wurm sitzt, macht an der betreffenden Stelle des Beines eine Öffnung, damit das Tier herauskommen kann. Geschieht letzteres, so windet er ihn vorsichtig auf auf einem Hölzchen; denn wenn der Wurm im Bein bleibt und vereitert, sind die Schmerzen fast unerträglich. Swanekjer litt oft an dieser Plage.

Für länger als einen Monat konnte ich Christiansborg damals nicht verlassen, weil mir die Jünglinge der Station übergeben waren, und die zweiundzwanzig Knaben der Knabenanstalt, die im Jahre 1860 von Abokobi nach Christiansborg verlegt wurde. Für die Knabenanstalt hatte ich als Gehilfen Theodor Wulff, einen sehr brauchbaren Menschen. Leider mußte ich ihn aber entlassen. Seine Schwester lebte in wilder Ehe mit einem englischen Major, und ihr böses Beispiel wirkte so nachteilig auf ihren Bruder, daß ich ihn nicht als Lehrer behalten konnte. So gab es allerlei Not und damit Arbeitsvermehrung. Ich mußte mir durch Nachtarbeit helfen, und schon im Juni 1860 in vierzehn Tagen vier Nächte beinahe durcharbeiten. Damals kam monatlich ein Dampfschiff zu uns, das die Post nach Liverpool mitnahm, und ich war als Kassierer und Sekretär genötigt, mich mit der Korrespondenz und der Abrechnung nach dem Dampfer zu richten.

Meine ganze Stellung war damals eine Art Midian. Mose mußte in Midian vierzig Jahre lang die Schafe hüten, ehe Gott ihn brauchen konnte, Israel zu befreien. Der Mann mit seinem Tatendrang und seiner ägyptischen Bildung dachte

gewiß oft: mein Leben iſt verfehlt, ich könnte etwas ganz anderes tun als Schafe hüten. Als ich zu den vielen äußeren Arbeiten hin auch noch die Spedition übernehmen mußte, und ſ. Z. in ſieben Monaten 720 Laſten nach den Stationen zu ſenden hatte, kam mir meine Laſt noch viel ſchwerer vor, als das Schafehüten. Ich hatte die meiſten Laſten mit eigner Hand zu packen, und auch viele hiezu nötige Kiſten ſelbſt zu verfertigen. Die ganze Spedition wurde durch ſchwarze Sklaven beſorgt, die man ſuchen mußte. Bei Nacht korreſpondierte und rechnete ich, und bei Tag ſpedierte ich und beſorgte die vielen andern Arbeiten, und in meinem Herzen war ein tiefes Sehnen das Evangelium zu verkündigen. Es ging oft tief hinab; aber unſer Gott macht keine Fehler. Sollte Er mich brauchen können, ſo mußte er mich zunichte machen, damit ich als zerbrochener Stab es für Gnade achte, Ihm am Evangelium dienen zu dürfen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß zuweilen auch geſtohlen wurde. Da hatte ich aber einen treuen Helfer an unſerm Häuptling Davunah. Er entdeckte die Diebe immer, und ſein Verfahren war ſo praktiſch, daß mancher europäiſche Juriſt von ihm lernen könnte. Statt Koſt und Logis im Gefängnis, bekam der Dieb tüchtige Hiebe, und ich weiß von keinem, der zweimal ſtahl. Wenn ich an die hunderte von Laſten denke, die ich verſandte, und das bare Geld dazu nehme, das ebenfalls in Kiſten auf dem Kopf von Trägern ſpediert wurde, in Summen bis zu 4000 Mk., ſo muß ich heute noch ſtaunen, daß ich nicht öfter beſtohlen wurde. Ich war in Europa mehr beſtohlen worden. Die Träger waren meiſtens Sklaven, die wohl wußten, daß jeder Diebſtahl entdeckt und beſtraft werde.

hätte ich es bei Diebstählen mit der englischen Regierung zu tun gehabt, so wäre ich viel schlechter gefahren als bei dem Negerhäuptling. Wenn letzterer merkte, der Angeklagte ist schuldig, so hieß es einfach: gestehe es, während das englische Gericht lang und breit nach Zeugen fragte. Ein Neger stahl mir in einer Nacht Kokosbalken aus dem Hof meiner Wohnung und bot sie mir am folgenden Morgen zum Kauf an. Mein schwarzer Knecht merkte sofort, daß er sie mir gestohlen hatte, weil auf den Balken, die im Hofe lagen, kein Tau war. Ich sandte zum Häuptling und bat um zwei Boten. Als der Dieb kam, um die Bezahlung zu empfangen, faßten ihn die Boten des Häuptlings und brachten ihn zu letzterem. Das Verhör war kurz, er gestand den Diebstahl und bekam fünfundzwanzig Hiebe. Damit war die ganze Sache abgemacht, er bestahl mich nicht mehr. Hätten wir doch auch ein wenig handgreifliche Ergänzung für unsere zarte Justiz. Leider hatte ich keine eiserne Kasse, und doch wußte jedermann, daß das Geld für die ganze Mission in meinen Händen war. So stahl man mir einmal 5000 Mk. Ich entdeckte leider keine Spur vom Dieb und bat infolgedessen um eine eiserne Kasse, die ich in der Mauer befestigen ließ. Bis zum Juni 1861 bekam ich alles bare Geld von London in Bolivianer Dollars. In London kostete der Taler 4.20 Mk. und an der Goldküste galt er 4.60 Mk., sodaß wir einen sehr schönen Gewinn hatten. Am 8. Juni 1861 wurden diese Bolivianer von der Regierung außer Kurs gesetzt, und wir verloren viel Geld. Es gibt wohl nicht viele Orte in der Welt, wo so vielerlei Geld in Umlauf ist, wie es damals an der Goldküste infolge des früheren Sklavenhandels war. Wir hatten französisches, hol-

ländiſches, ſpaniſches und engliſches Geld; ferner nordameri-kaniſches und ſüdamerikaniſches aus den verſchiedenen Staaten, eine wahre Muſterkarte. Daneben bezahlte man im Innern des Landes in Goldſtaub, der dort gewonnen wird; kleine Muſcheln, die von der Oſtküſte Afrikas eingeführt wur-den, waren ebenfalls maſſenhaft als Zahlungsmittel im Um-lauf. Die verſchiedenen Münzen erſchwerten den Verkehr. Der Handel im allgemeinen war damals Tauſchhandel. Die Neger brachten ihr Palmöl an die Küſte und empfingen dafür europäiſche Waren, beſonders Branntwein und Munition; nur die Miſſionshandlung führte dieſe beiden Artikel nicht.

Man wird begreifen, daß ich nach Übernahme der Spe-dition ſehr an die Station gebunden war und den Heiden faſt garnicht predigen konnte; doch durfte ich am 3. März 1861 einen Mann in Teſchi taufen, der mir ſpäter behilf-lich war, dort eine kleine Schule zu beginnen. Dagegen predigte ich abwechſelnd mit meinem Kollegen Miſſionar Locher in Chriſtiansborg. Da unſer Sonntag-Morgen-gottesdienſt auch vom engliſchen Militär beſucht wurde, ſo verkündigten wir ſonntäglich auf engliſch und in der Lan-desſprache Gottes Wort. Wir hatten wiederholt einen from-men, ſchottiſchen Militärarzt, Dr. Gunn, der längere Zeit nach jeder engliſchen Predigt zu mir kam und mir brüderlich meine Sprachfehler ſagte, wofür ich ſehr dankbar war. — Leider merkten wir, daß wir den Militärgottesdienſt und den Gemeindegottesdienſt nicht länger vereinigen konnten. Die Offiziere kamen mit ihren Operngläſern in die Kirche und ſuchten ſich dort ihre Maitreſſen aus. Um dieſem Unfug zu ſteuern, boten wir uns an, im engliſchen Fort extra einen

Militärgottesdienst zu halten. Dieser wurde mir im Jahre 1861 übertragen. Es war keine angenehme Arbeit, freiwilliger Kaplan Ihrer Majestät Truppen zu sein. Das damalige Korps bestand aus lauter Negern von der Goldküste, von Subordination war wenig zu sehen, die Soldaten waren eine gefürchtete Diebesbande, die den Negern ganze Körbe von Hühnern stahlen, ohne irgend welche Vergütung. Es kam soweit, daß das Korps aufgelöst und durch Westindier ersetzt werden mußte, die entschieden besser waren. Die Offiziere waren teils dem Trunke ergeben, teils lebten sie offen in wilder Ehe mit Eingeborenen. Einmal ging ich schweren Herzens in das Fort, um zwei Offizieren diese Sünde vorzuhalten. Der eine hörte mich an, machte sich aber nichts aus meinen Vorstellungen; der andere ließ mich gar nicht zu Worte kommen. Als letzterer aber nachher schwer krank wurde, war er froh, als ich mich seiner annahm. So war meine Arbeit an dem Militär keine leichte.

Auch in unserer Gemeindearbeit gab es noch verschiedene Fragen zu lösen. Bekanntlich herrschte überall in Westafrika die Hausklaverei; freie Arbeiter gab es nicht. Selbstverständlich hatten auch unsere Christen Sklaven, sie konnten ja keine Insel bilden inmitten der allgemeinen sozialen Verhältnisse. Man kannte unter den Heiden keine andere Kapitalanlage als in Land, Sklaven, Weibern und Handel, jedes Weib war eine Arbeitskraft. Vielweiberei hatten wir aber nicht in unseren Gemeinden. Ende des Jahres 1861 kam der Auftrag von dem Missionskomitee in Basel an unsere Afrikanische Generalkonferenz, die Sklaverei in unsern Gemeinden abzuschaffen. Wir hatten die erste Beratung hierüber vom

28. bis 31. Januar 1862. Es wurde eine Kommission ernannt zur Lösung dieser schweren Aufgabe. Als Kassierer war ich Mitglied dieser Kommission.

Es wäre ein großer Irrtum, wenn man die damalige Hausſklaverei mit der früheren Sklaverei der amerikanischen Südstaaten vergleichen wollte. Die Hausſklaverei hatte etwas patriarchalisches. Natürlich gab es verschiedene Meister, schlechte, bessere und gute; aber im allgemeinen hatten es die Sklaven nicht schlimm, der Meister sorgte für sie, und menschliche Behandlung lag im Interesse des Meisters; denn wenn der Sklave starb, hatte der Meister einen großen Verlust. Natürlich ist in alle Sklaverei etwas unsittliches. Gott hat den Menschen für die Freiheit geschaffen; Sklaverei läßt aber keine Entwicklung zu. Und schon das Prinzip, daß jeder Sklave Eigentum des Meisters ist und er beliebig über ihn verfügen kann, wie über eine Sache, ist unsittlich, zumal bei weiblichen Sklaven. — Schlimmer als die Sklaven waren die Pfänder daran. Starb ein Sklave, so verlor ihn der Meister; starb ein Pfand, so mußte es von seiner Familie durch ein anderes Pfand ersetzt werden. Ein Pfand konnte man eher mißhandeln, man riskierte nichts.

Wir mußten alle Stationen und Außenstationen besuchen, um bei unsern Christen die Zahl der Sklaven zu ermitteln. Von nun an bekam jeder Sklave und jedes Pfand Lohn, damit er sich freiarbeiten könne in einer festgesetzten Zeit. Zu diesem Zwecke wurde ihm ein Buch mit Vertrag eingehändigt. Das war nun alles sehr schön; aber wir merkten bald, daß so lange die ganze vermögliche Bevölkerung außerhalb unserer Gemeinden aus Sklavenhaltern bestehe, und die Neger in

ihrem Denken Sklaven seien, die erst zu freien Menschen erzogen werden müssen, unsere Emanzipation mehr als fraglich sei. Was mir bei der Sache am bedenklichsten erschien, war die Versuchung der Christen, Sklaven und Pfänder hinter unserm Rücken zu halten, um überhaupt Arbeiter zu bekommen. Ich kam je länger je mehr zu der Erkenntnis, daß auch die Apostel die Sklaverei nicht eigentlich abschafften, sondern es nach dem Philemonbrief dem Geiste Gottes in der Gemeinde überließen, das rechte Verhältnis zwischen Meister und Sklave zu schaffen. Es war für uns eine eigentliche Erlösung, als die Königin von England im Dezember 1875 die Goldküste zu einer britischen Kolonie erhob, und damit nach englischem Gesetz jeden Sklaven in der ganzen Kolonie frei erklärte. Gerade die Wirkung der königlichen Proklamation bewies, daß der Neger erst zur Freiheit erzogen werden muß: Die meisten Sklaven blieben auch nach der Proklamation bei ihren Meistern, weil diese für sie sorgten.

Im Jahr 1862 ließ Gott mich eine wunderbare Bewahrung erfahren, für die ich ihm heute noch danke. Ich sollte ein neues Logis beziehen, das vorher auch bewohnt war. Ich war aber unruhig, wegen der Unsicherheit des Daches. Wir hatten auf unsern europäischen Wohnungen lauter von den Dänen erbaute ebene Dächer, von denen wir unser Trink-, Koch- und Waschwasser sammelten. Diese ebenen Dächer bestanden aus einem schweren Steinlager mit Kalk überzogen, und diese Last war getragen von Balken aus Tannenholz. Waren die Balken nicht mehr gesund, so stand man jeden Augenblick in Lebensgefahr. Letzteres war in dem Haus, das ich beziehen sollte, der Fall, alle Balken waren morsch und gestützt. So

wurde ich vom 18. Februar bis Ende April Baumeister, nahm das Dach herunter und ersetzte es durch ein leichteres Asphaltdach, und erneuerte auch die ebenso bedenklichen Fußböden, ehe ich einzog. Nicht lange nach meinem Einzug kam ich in Lebensgefahr. Eines Abends traf ich eine große, gefährliche Schlange in meinem Schlafzimmer. Hätte ich sie nicht gesehen vor dem Schlafengehen, so wäre ich ein Kind des Todes gewesen. Sie floh, und außer drei Hühnern, die sie mir tötete, sah ich keine Spur mehr von ihr. Schon in der Karwoche jenes Jahres hatten wir um Mitternacht ein leichtes Erdbeben, das aber nichts schadete. Am 10. Juli morgens acht Uhr fünf Minuten kam ein gewaltiges Erdbeben, das alle Häuser in den Grundfesten erschütterte, so daß die Mauern zerrissen, und die meisten Dächer beschädigt wurden. Hätte ich mein Dach nicht erneuert gehabt, so wäre ich mit dem bei mir weilenden Bremer Missionar Steinemann unfehlbar erschlagen worden. Ein Teil des Daches vom englischen Fort stürzte ein und zerstörte die Fußböden von zwei Etagen. Ein englischer Arzt, der gerade ein Bad nahm, stürzte mit der Badewanne zwei Etagen hinunter und starb an den Folgen.

Diese Erdbeben wiederholten sich längere Zeit und schädigten einige unserer Häuser bleibend. Einige Mauern waren so gelockert, daß kein Stein mehr mit dem andern verbunden war. Es war für unsere große Station eine schwere Heimsuchung, denn wir waren oft bis zu zehn und noch mehr Brüder, die in der Gemeinde, den Schulen, Werkstätten und in der Handlung tätig waren. Wir wagten vorderhand nicht mehr, in den Häusern zu schlafen. Ein Teil der Brüder schliefen in einem Bretterschuppen, ich schlief in der Hängematte unter

einem Baum bis ich Fieber bekam, und genötigt war, wieder im Hause zu schlafen. Es ging ein Schrecken Gottes durch das Volk in jenen Monaten, wenn immer wieder der Boden unter den Füßen wankte und man ein Gefühl hatte, als stehe man unter einem elektrischen Strom. An einem Sonntag morgen während des Gottesdienstes wurde die Kapelle so erschüttert, daß die ganze Gemeinde fliehen wollte. Sie ließ sich aber schließlich doch beruhigen, und ich konnte den Gottesdienst vollenden. Das Volk gewöhnte sich allmählich an das Erdbeben und man sah leider keine bleibende Spur von Buße. Unsere erste Aufgabe war, die Dächer unserer Häuser und der Kapelle zu reparieren, damit sie wieder wasserdicht wurden, und wir das Wasser der Spätregen, die im Oktober eintreten, in unsere Zisternen sammeln konnten. Unser Kapellendach hatte unter unsern Häusern die größte Fläche, und war für unsere Zisterne am wichtigsten. An die damalige Reparatur dieses Daches knüpft sich bei mir eine wichtige Erinnerung:

Während ich oben auf dem Dach Asphalt goß, kam eine englische Taufgesellschaft in die Kapelle; mein Kollege Missionar Locher sollte taufen. Die Gesellschaft bestand aus einem englischen Arzt, seiner Maitresse, einigen Kindern, die schon gehen konnten, und einem englischen Major de Ruvignes, der Pate sein sollte. Wer war denn dieser Pate und wie kam es, daß diese Engländer ihre Kinder bei uns taufen ließen? Dieser Pate kam vor Jahren als anständiger Offizier mit seiner Frau an die Küste. Schon das war ein gutes Zeichen für ihn, daß er verheiratet war; denn weitaus die meisten Offiziere und Beamten leben ungeniert in wilder Ehe. Seine Frau starb, er empörte sich darüber und wurde ganz gott-

los, ein Feind der Mission. Im Jahr 1859 war ein früherer Methodistenmissionar Freemann Zivilkommandant vom östlichen Distrikt der Goldküste, also der höchste Beamte nach dem Gouverneur. Dieser Herr Freemann war allen gottlosen Engländern an der Küste ein Dorn im Auge, weil er ein Christ war. Sie ruhten deshalb nicht, bis sie ihn beseitigt hatten. An seine Stelle trat im Jahr 1860 dieser Major de Ruvignes. Wir Missionare litten unter diesem gottlosen Beamten, der von seinem Sündenleben krank geworden war und Pestluft verbreitete. Zum Glück war er nicht zu lange auf seinem Posten. Er hatte ein Defizit in seiner Kasse, war genötigt zu fliehen, und ich selber mußte ihn nachher, als Mitglied des englischen Schwurgerichts, verurteilen helfen. Also dieser Mann sollte Pate der unehelichen Kinder sein. Nach unserer Taufformel mußte der Pate „absagen dem Teufel und all seinen Werken und Wesen, der Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt, und allen sündigen Lüsten des Fleisches." Ich sagte mir oben auf dem Dach unter Gottes freiem Himmel: wie kann dieser Wüstling und die Eltern der Kinder ein solches Versprechen abgeben? Eine solche Taufe ist ein Greuel vor Gott.

Aber wie kamen diese Engländer zu uns Basler Missionaren um Kinder taufen zu lassen? Wir Basler Missionare arbeiteten in dem Gebiet der Goldküste, das von etwa 1680 bis 1851 unter dänischer Herrschaft stand. Im Jahre 1851 verkauften die Dänen jene Besitzungen an die Engländer. Wie die englischen Beamten und Offiziere, so lebten auch die dänischen gewöhnlich in wilder Ehe, nur mit dem Unterschiede, daß die Dänen ihre Maitressen und ihre Kinder ver-

sorgten, die Engländer die ihrigen einfach sitzen ließen, wenn sie die Küste verließen. Bei den Dänen gehörte es zum guten Ton, daß die so gezeugten Kinder getauft wurden. Diese Sitte ging über auf die Engländer. So hatten wir eine ziemlich zahlreiche, gelbe Mulattenbevölkerung an der Küste, die getauft war, sich aber nicht zu unserer Gemeinde hielt, sondern mehr oder weniger heidnisch lebte. Die Kinder gingen allerdings in die Missionsschulen, da der Mulatte immer nach Bildung strebt, und so hatten sie eine gewisse christliche Erkenntnis. An jenem Nachmittag gelobte ich vor Gott, oben auf dem Kapellendach, daß solche Taufen, bei denen gottlose Eltern und Paten, die nicht zu unserer Gemeinde gehörten, feierliche Gelübde ablegten, und über deren Kinder wir nach der Taufe keine Macht hatten, aufhören müssen. In der nächsten Sitzung des Ausschusses der Generalkonferenz machte ich am 7. November 1862 folgenden Antrag: „Es dürfen keine Kinder mehr getauft werden, von denen nicht wenigstens der Vater, oder die Mutter in unserer Gemeinde sind, damit wir eine Garantie für christliche Erziehung haben." Meine Kollegen waren etwas ängstlicher als ich und fürchteten sich, einzugreifen. Das Komitee in Basel entschied aber für meinen Antrag, und so bekamen wir Ordnung in der Gemeinde, die heilsam wirkte. Es ist ja klar, daß die Taufe ohne christliche Familie und ohne Verbindung mit der christlichen Gemeinde in der Luft hängt; dafür hat sie der Herr nicht eingesetzt. Wollte man das bestreiten, so könnte man konsequenter Weise auch die Heidenkinder taufen, wie es die katholischen Missionare tun.

Es ist begreiflich, daß ich mich bei der vielen Unordnung

und Arbeitsvermehrung, die uns das Erdbeben brachte, sehr nach einem Gehilfen sehnte. Dieser kam endlich am 14. November 1862 an in dem ordinierten und kaufmännisch gebildeten Missionar Piton aus Straßburg i. E. Das war für mich eine große Freude; aber die Freude währte leider nicht lange: schon nach wenigen Wochen wurde er schwer dysenteriekrank und blieb es, bis er am 5. Mai 1863 nach Europa zurückkehren mußte. Dazu kam noch ein weiterer Schlag: der Chef der Missionshandlung war zur Erholung nach Europa zurückgekehrt. An seine Stelle trat der begabte, hoffnungsvolle Züricher Kaufmann Schellenberg. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie er und ich am Abend des 23. November 1862 auf einem Spaziergang einen Arbeitsplan für die kommende Zeit machten. Drei Tage nachher, am 26. November, stand ich an seinem Sterbebette. Das war eine Erfahrung, wie ich sie in Christiansborg immer wieder machte: heute scheinbar gesund und nach einigen Tagen tot. Ich stand tief ergriffen an seinem Grabe.

Während ich drei Jahre lang nichts mehr mit der Handlung zu tun gehabt hatte — Kasse und Spedition besorgte ich selbständig — so mußte ich jetzt wieder vorübergehend in der Handlung einspringen, die Not gebot es. So lag um die Jahreswende 1862/63 eine unmenschliche Arbeitslast auf mir, unter der ich zusammenbrach und zusammenbrechen mußte. Vom Januar bis August 1863 war ich nie fieberfrei; hätte ich Zeit gehabt, mich zu pflegen, so wäre damals noch eine Erholung möglich gewesen. Fünf Monate lang legte ich mich an dem einen Tag und stand am folgenden Tag wieder auf, wenn die Fieberhitze gesunken war. Die Arbeit trieb mich aus

dem Bett. Es ist ein Wunder der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, daß ich in jener Zeit nicht starb, oder besser gesagt, daß ich nicht zugrunde ging. Denn in solcher Lage handelt es sich nicht nur um gesundheitliche Gefahr, sondern auch um geistliche Gefahr. Wenn man Tag und Nacht in äußerer Arbeit steht, deren Übermaß die Konstitution Schritt für Schritt bricht; wenn man anhaltend im Widerstreit steht zwischen innerem Drang zum Dienst am Wort und äußerer Arbeit; wenn man für die eigene Person so wenig Zeit hat, wie ich damals, und auch bescheidene geistliche Anregung von außen hat; so wäre es menschlich betrachtet kein Wunder, wenn geistlicher Bankerott einträte. Davor hat mich der Herr in Gnaden bewahrt. Seine Verheißungen blieben mein Stab; die viele Not mit der Verantwortung, die auf mir lag, erhielten mich in Abhängigkeit vom Herrn, im Gebet; Kranken- und Sterbebetten, an denen ich immer wieder stand, stellten mich in den Ernst der Ewigkeit; unsere Samstag-Abendbetstunden waren eine bewahrende Macht; durch die Gemeinschaft des Geistes mit heimatlichen Freunden floß mir auch Segen zu; den weiteren Zusammenhang mit der Heimat ließ ich mir auch nicht nehmen; hatte ich bei Tag und abends keine Zeit, so las ich die neuevangelische und die Hengstenbergische Kirchenzeitung regelmäßig um Mitternacht. Auch in der schwersten Zeit ließ ich die Predigt nicht. Gewöhnlich fing ich Samstagsnachts um Mitternacht an mich vorzubereiten für die Sonntagmorgen-Predigt. Meinem unwandelbar treuen Gott und Heiland, der mich mit starker Hand durch alles hindurchgetragen hat, sei ewig Lob und Dank.

Mein Kollege Locher, mit dem ich $3^1/_2$ Jahre in Liebe

und Frieden zusammen gearbeitet hatte, wurde Mitte Januar 1863 an die Mädchenanstalt in Abokobi versetzt. Ich war wiederholt für diesen Posten vorgeschlagen worden, aber ich war ja noch unverheiratet. Eigentlich wollte ich ledig bleiben, aber mein Kollege Aldinger und seine Frau bearbeiteten mich so kräftig für das Heiraten, daß ich um Heiratserlaubnis bat. Im Mai 1862 erwartete ich meine Braut; allein mehrere Bedenken von Herrn Inspektor Josenhans vereitelten ihre Aussendung, sie kam nicht. Es ist in jenem Todesland schwer zu heiraten, und wenn man in so überaus schwieriger Stellung ist, wie ich es damals war, und die Leber durch Fieber immer wieder anschwillt, so sind Verlobungssorgen, besonders wenn ein anderer für einen verhandelt, keine angenehme Beigabe, man sieht so leicht alles durch die schlimme Leberbrille an. Ich mußte zweimal durch solchen Verzicht gehen; aber schließlich bekommen auch solche Erfahrungen die Überschrift: „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen." Übrigens glaube ich nicht, daß man mich damals an die Mädchenanstalt versetzt hätte, wenn ich eine Frau gehabt hätte. Ich stand an einer solch komplizierten Arbeitsmaschine, daß mich nur die Not der Verhältnisse davon frei machen konnte. Bruder Locher versorgte bisher die Gemeinde; als er ging, wurde ich Pfarrer mit einem eingeborenen Vikar Carl Reindorf, dem ich näher stand. Mütter lieben kranke Kinder am meisten; so ging es auch mir Reindorf gegenüber.

Er war Mulatte, ein sehr begabter Mensch; er konnte in vier Landessprachen und in englisch predigen. Aber leider war er etwas äußerlich gerichtet, und meinte durch Handel und Plantagenbau sich ein Vermögen erwerben zu müssen. Da

es keine freien Arbeiter gab, so war ihm auch die Abschaffung der Sklaverei gegen den Strich. Er trat für eine Zeitlang aus, wurde aber durch meine Verwendung wieder aufgenommen. Als mein Vikar vertiefte er sich innerlich entschieden, und wurde mir für die Gemeinde und die Filiale eine bedeutende Hilfe. Er war dann später einer der ersten Eingeborenen, die ordiniert wurden, was ein großer Fortschritt war. Ist es auch für manche europäische Missionare nicht leicht, die eingeborenen Arbeiter emporkommen zu lassen, und in diesem und jenem Stück auch ihre Überlegenheit dem Europäer gegenüber anzuerkennen, so ist diese Frage gerade an der Goldküste eine doppelt schwierige und unter Umständen gefährliche. In einem so ungesunden Klima gibt es immer wieder viele junge europäische Missionare, weil die älteren des Klimas wegen abgehen und sterben. Sind nun eingeborene Arbeiter da von 36, 40 und mehr Jahren, der Sprache mächtig, mit Volk und Land genau vertraut, die immer wieder unter europäischen Neulingen stehen müssen, so gibt das eine unnatürliche, und mit der Zeit unerträgliche Stellung. Ich freute mich daher von Herzen, als auch Carl Reindorf etwas später selbstständiger, ordinierter Pfarrer wurde. Die höchste Leistung des Europäers ist, sich überflüssig zu machen und die Eingeborenen vorrücken zu lassen. Freilich muß das mit viel Weisheit geschehen. Europäische Superintendenz wird noch lange nötig sein, und die Kasse vorab muß in des Europäers Hand bleiben, denn in Geldsachen ist der Eingeborene wie ein Kind.

Außer Reindorf schenkte mir der Herr weitere Hilfe für die Gemeindearbeit durch die Wahl von drei schwarzen Presbytern. Wir hatten ja vorher schon ein Presbyterium

von Europäern, aber es waren keine Schwarzen in demselben, und das war ein großer Mangel. Jeden Sonntag nach einem der Gottesdienste besprach ich alle nötigen Gemeindeangelegenheiten mit den schwarzen Ältesten, und wie dankbar war ich für ihre Hilfe! Wir hatten geordnete, biblische Kirchenzucht: erst Verwarnung unter vier Augen; genügte das nicht, Verwarnung vor versammeltem Presbyterium. Darauf folgte Ausschluß vom Abendmahl und wenn alles nicht half Ausschluß von der Gemeinde. Wir verfuhren aber nach der Regel: Bewahrung ist besser als Kur. Gerade die schwarzen Ältesten konnten vieles verhüten, weil sie manchen Schaden in seinen Anfängen erfuhren, den man uns Europäern verheimlicht hätte. Wenn ich sagte, daß ich nach Bruder Lochers Abgang die Gemeinde übernahm, so meine ich damit die Verantwortung für die Gemeinde, und die Hauptarbeit an derselben. Die Verhältnisse brachten es aber mit sich, daß alle europäischen Brüder meine Mitarbeiter waren; die in den Schulen tätigen Brüder hatten einen Teil der Gemeinde in ihren Schulen, waren somit auch Seelsorger; sie halfen auch in der Predigt. die Handwerker und Kaufleute beschäftigten Gemeindeglieder, an denen sie arbeiteten; wir wirkten zusammen, was in der überaus schwierigen Küstengemeinde sehr nötig war.

Längere Zeit machten uns drei gebildete Mulatten und ein gebildeter Neger viel Not, obschon sie keine Gemeindeglieder waren. In allen bürgerlichen und politischen Angelegenheiten hatten sie viel Einfluß, und weil sie den meisten unserer Gemeindeglieder an Bildung überlegen waren, so schauten diese an ihnen hinauf. Zwei dieser Herren hatten englische und zwei unsere Missionsschule besucht. Alle vier hatten

viel christliche Erkenntnis, und zwei von ihnen waren verheiratet mit christlichen Frauen, die bei uns Kommunikanten waren. Alle vier waren ausgeschlossen von der Gemeinde wegen Vielweiberei. Wie schwer haben uns diese Leute die Arbeit an der Gemeinde gemacht! Einen kopulierte ich im Jahre 1859; er versprach alles Gute, hielt aber sein Wort nicht. Als seine rechtmäßige Frau krank wurde und so schwach war, daß sie sich kaum noch rühren konnte, richtete sie sich auf einmal auf und betete inbrünstig. Er stand mit mir an ihrem Bett und gelobte, er wolle ein anderer Mensch werden, wenn Gott sie erhalte. Der Herr nahm sie weg und er blieb der Alte. Ein zweiter von diesen Vieren wurde durch einen Schuß am Hinterkopf tödlich verwundet. Auch er gelobte Bekehrung, wenn der Herr ihn heile. Endlich wurde er geheilt, aber er blieb ein Knecht der Sünde. Zwei Jahre nachher starb er an seiner Sünde. Keiner von allen konnte wieder in die Gemeinde aufgenommen werden. Was hätten diese Männer wirken können, wenn sie dem Herrn gedient hätten! Wir dürfen aber solche traurige Erscheinungen nur im Zusammenhang mit den Verhältnissen betrachten; diese vier Männer waren ein Abbild vieler sittenloser Europäer an der Küste.

Nachdem ich mich lange nach Hilfe für Kasse und Spedition gesehnt hatte, kamen am 20. Mai 1863 vier neue Brüder an. Für meine Gesundheit kamen sie zu spät, denn ich war ein von Arbeit und Fieber gebrochener Mann. Bruder Joh. Müller, Kaufmann aus Mettmann bei Düsseldorf, übernahm die Kasse, vorläufig als mein Gehilfe, bald definitiv, und Bruder Fetzer die Spedition. Bruder Schönhuth

trat in die Handlung ein und Bruder Meyer übernahm die verwaiſte Schloſſerei, ſtarb aber bald nachher. Endlich konnte ich im Auguſt an eine Erholung in Akropong auf dem Akwapemgebirge denken, und hoffte von dort geſtärkt zurückzukehren, und mich mehr dem Dienſte am Wort widmen zu können. Der Herr hatte es aber anders beſchloſſen. Am 8. September wurde in Akropong das neue Gebäude des Predigerſeminars eingeweiht. Mehrere Brüder redeten bei der Einweihung und ich ſollte auch reden. Während ich meinen Vorrednern zuhörte, wurden meine Hände und Füße kalt. Der Kopf blieb klar und ich konnte noch reden, und bis zum Schluß der Feier bleiben. Unmittelbar nachher wurde ich mit einem Schlag zitronengelb. Mein Wirt, der alte Miſſionar Widmann, merkte ſofort, daß ich das gefährliche Schwarzwaſſerfieber habe und gab mir ein ſehr ſtarkes Brechpulver, das, menſchlich geredet, mein Leben retten half. Bei dieſem Fieber tritt oft nach einer halben Stunde Blutvergiftung ein, die den Tod herbeiführt. Tags darauf war ich ſchon ſo ſchwach, daß man mich baden mußte, wie ein kleines Kind. Genießen konnte ich faſt nichts, da mein Magen ſehr mitgenommen war. So lag ich vier Wochen lang elend da. Dann trat Dyſenterie ein, und ich konnte achtzehn Tage lang nur noch Reiswaſſer vertragen. Meine Augen waren tief eingefallen, und ich ſchien ein Todeskandidat zu ſein. Eines Tages kamen drei Brüder an mein Bett und beteten mit mir. Von Stund an wurde ich, dem Herrn ſei Dank! beſſer und ich erholte mich ſo weit, daß man mich nach der nächſtliegenden Station Aburi tragen konnte, wo ich ein geſundes Logis hatte.

Es war gnädige, göttliche Leitung, daß ich mich in jener

schweren Krankheit in den erfahrenen Händen der zwei ältesten Missionare Widmann und Dieterle befand, die mich mit ihren Frauen pflegten wie ein Kind, und in den schwierigsten Stunden zu behandeln wußten. Sie hatten an manchen Kranken- und Sterbebetten vieles gelernt, und konnten daher einem kranken Bruder dienen. Der Herr vergelte ihnen, was sie an mir getan haben. In Aburi zeigten sich dann Gallensteine; sie verursachten sehr große Schmerzen, die durch warme Bäder gelindert wurden. Einmal hatte ich so starke Krämpfe, die gegen das Herz zogen, daß ich jeden Augenblick mein Ende erwartete. Mein Leben zog an meinen Augen vorbei, und ich war innerlich sehr arm und völlig ausgezogen; aber das Blut Jesu Christi war mein Trost, so daß ich im vollen Frieden hätte scheiden können. Ich war nachher sehr dankbar für diese Probe.

Mitte Dezember konnte ich wieder auf meine Station Christiansborg zurückkehren, und dachte zunächst an der Gemeinde und den Außenstationen weiter arbeiten zu können. Aber nach einiger Zeit wiederholte sich die unheimliche Dysenterie und sämtliche Brüder waren einstimmig für meine Rückkehr nach Europa, was das einzig richtige war. Ist die Konstitution einmal so geschädigt, wie die meinige es damals war, so ist an der ungesunden Küste eine eigentliche Erholung kaum denkbar. Wir hatten z. B. im Jahr 1863 keine Regenzeit an der Küste, und so mangelte uns in Christiansborg das Trinkwasser gänzlich. Wir mußten unser Trinkwasser weither tragen lassen aus einem Flüßchen, den Topf für eine Mark. Natürlich war dieses Wasser nach unseren Begriffen schlecht, zumal für einen dysenteriekranken Mann. Dann war in

Christiansborg oft wirklich Mangel an genügender Krankenpflege. Wir hatten immer eine Schar europäischer Brüder, aber wiederholt wenige Frauen, sodaß ich, ohne daß es jemand wußte, einst einen Tag krank im Bett lag, und erst gegen Abend durch einen Knaben etwas zu essen bekam. Weil es an Frauen mangelte, so hatte ich als lediger Mann längere Zeit eine Anzahl Brüder an meinem Tisch, konnte aber natürlich nur bescheiden für sie sorgen. Kam dann in einem Jahr eine starke Regenzeit, so gab es Tage in Christiansborg, an denen die meisten von uns Missionaren Fieber hatten. Da mußte jeder sehen, wie er durchkam.

Das ging aber nicht nur uns so, weil wir etwa zu wenig Glauben hatten; andere Missionare machten dieselbe Erfahrung. In New York ist ein Missionshaus für innere und äußere Mission unter der Leitung von Pastor Simpson. Diese sogenannte Allianz-Mission predigt, wie sie es heißen, das vierfache Evangelium: Rechtfertigung, Heiligung, das Kommen des Herrn und Heilung durch den Glauben. Sie haben Stationen am Niger, also auch an der Westküste Afrikas. Ich begegnete einst zwei Allianz-Missionaren in Karlsruhe. Sie sagten mir, sie würden auch krank wie wir und hätten Chinin als das beste Mittel gegen Fieber erprobt. Das tröstete mich, denn ich will auch im Glauben stehen an das ganze Evangelium. Praxis und Theorie im gesunden Klima sind verschieden von Praxis und Theorie im mörderischen Klima.

Am 12. Mai 1864 verließ ich Christiansborg mit einem englischen Dampfer, der nach Liverpool fuhr. Gott lob! daß ich das Schiff betreten durfte mit meinem Heiland, der mich elenden Menschen durch tiefe Wasser geführt, aber mit treuer,

mächtiger Hand vom Tode errettet hatte. Eine Reihe von Brüdern sanken vor meinen Augen ins Grab. Ich durfte nun nach Europa zurückkehren, um mich zu erholen. Herr, ich bin nicht wert aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast. — Meine Reise war außerordentlich ernst. Am Fluß Prah, unweit von Cape Coast Castle, dem Sitz des Gouverneurs von der Goldküste, standen damals etwa 400 englische Soldaten, die nach Kumase marschieren sollten, um die feindlichen Asanteer zu züchtigen. Die Regenzeit hatte schon begonnen, weshalb ein Marsch nach Kumase ein Todesgang war. Die Offiziere und Soldaten starben wie die Mücken. Aus dem Feldzug wurde deshalb nichts. Ein Teil der kranken Offiziere reisten mit dem Schiff, auf dem ich mich befand, nach England. Schon in der zweiten Nacht war ich mit einem sterbenden Offizier in einer Kabine. Sein letztes Wort war Schnaps! Ich werde dieses Wort in meinem Leben nie vergessen. Der Arme wurde in Packtuch gewickelt und mit einem Stein ins Meer versenkt. Der Kapitän las die Begräbnisliturgie der englisch-bischöflichen Kirche. Ein so ernstes Begräbnis hatte ich noch nie gesehen. Auch die Frau eines Offiziers starb; wir konnten sie in Liberia am Land beerdigen. In Sierra Leone und Bathurst durften wir Passagiere ans Land gehen, eine angenehme Unterbrechung der Seefahrt. Bathurst war die letzte afrikanische Station. Von dort ging es weiter nach Teneriffa, wo ich auch ans Land ging und nach bald fünf Jahren wieder die erste Mahlzeit in gesundem Klima genoß, die trefflich schmeckte. Es war heiß an Bord und jedermann nahm Eis. Ich wollte instinktiv keines nehmen, tat es aber doch auf Zureden des Schiffs-

arztes. Ich wurde sofort schwer krank und bekam wieder einen heftigen Dysenterie-Anfall mit starkem Erbrechen. Erst lachte man mich aus, weil man mich für seekrank hielt. Als aber der Arzt den Ernst der Situation erkannte, gab er mir Quecksilber, dessen Wirkung anhielt, bis ich in England ankam. Madeira konnte ich nur kurz betreten, bekam aber doch einen Eindruck von der herrlichen Insel.

Ich sehnte mich nach Liverpool, denn meine Schiffsgesellschaft war eine traurige. Da befanden sich einige Kaufleute an Bord, die schon jahrelang in Afrika gewesen und im schlimmen Sinn afrikanisiert waren. Ferner ein englischer Missionar, der so über die Neger loszog, daß ihn selbst die gottlosen Passagiere verachteten. Tonangebend war der berühmte Reisende Burton, ein glänzend begabter Engländer. Er sprach so gut arabisch, daß er z. B. als verkleideter Mohammedaner Mekka besuchen konnte. Er stand dem Islam wohl näher als dem Christentum. Burton kam jeden Abend mit einer Flasche Cognac aufs Deck und leerte im Laufe des Abends die Flasche. Er hatte Asien, Afrika und Amerika bereist, konnte viel erzählen, und je mehr er trank, desto mehr sprudelte er, so daß ich gewöhnlich das Deck verließ, wenn er im Fluß war. In Teneriffa betrank er sich so, daß man ihn nur mit Mühe auf das Schiff bringen konnte: Lernt man einen solchen Mann näher kennen, so bekommt man eine Idee vom Wert seiner Missionsberichte. Er sagte es ganz offen: „Ich hasse die Neger, aber ich liebe die Negerinnen.“ Die anständigsten Leute auf dem Schiff waren zwei Kaufleute, ein Holländer und ein Hamburger. Der letztere wußte, daß seine Frau ihre schwere Stunde erwarte während seiner

Seereiſe; darum bat er mich an einem Sonntagmorgen, für ihn und den Holländer einen Gottesdienſt zu halten und für ſeine Frau zu beten, was ich mit Freuden tat. Das war die einzige Gemeinſchaft, die ich während meiner vierwöchentlichen Seereiſe hatte und die kleinſte Zuhörerſchaft, der ich je predigte. Seekrank wurde ich nicht; als Kaſſierer und Spediteur mußte ich ſo oft an Bord der Schiffe gehen, daß ich an die See gewöhnt wurde. So war für mich dieſe Heimreiſe eine Erholungsreiſe. Während jener vierwöchentlichen Seereiſe wurde ich etwa dreizehn Zentimeter dünner.

7. Dreizehn Monate in England.

Am 10. Juni 1864 landeten wir in Liverpool; ich freute mich nach den letzten trockenen vier Wochen, eine Straßenpredigt zu hören und drückte dem Prediger dankbar die Hand. Nun war ich das erste Mal in meinem Leben in England, völlig unbekannt mit den Verhältnissen. Mein Freund, der schottische Militärarzt Dr. Gunn in Christiansborg, sagte mir s. Z.: „Wenn Sie in England wären, so würden Sie mit Leichtigkeit Geld für Straßenbau an der Goldküste bekommen." Nachdem ich soviel Not mit der Spedition gehabt hatte und überzeugt war, daß unsere Stationen mit der Zeit durch eine Straße miteinander verbunden werden müssen, wollte ich einen Versuch machen und in London kollektieren. Ich hatte eine Empfehlung an den Redakteur eines englisch-afrikanischen Blattes Fitzgerald, der das Verdienst hatte, durch seine „Afrikan Times" etwas sittliche, öffentliche Meinung an der Westküste Afrikas geschaffen zu haben, so daß die Europäer nicht mehr machen konnten, was sie wollten, sie mußten Enthüllungen fürchten.

Von Liverpool reiste ich direkt nach London, wo ich ein Privatlogis mietete. Kaum war ich angekommen, so überfiel mich Dysenterie so stark wie je, und meine Hausleute spe-

dierten mich ins deutsche Hospital, weil ich ihnen zur Last war. Es war eine freundliche Fügung des Herrn, daß ich in das Hospital kam. Liebe Darmstädter Diakonissen pflegten mich dort, und ein christlicher Darmstädter Arzt, Dr. Weber behandelte mich. Pflege und ärztliche Behandlung waren vorzüglich. Nach achtzehntägiger Behandlung wurde ich geheilt entlassen und hatte nie mehr einen Rückfall. Beim Abschied bat ich Dr. Weber um die Rechnung; seine Antwort lautete: „Wären Sie Engländer, so würde ich Ihnen eine Rechnung machen; deutsche Missionare brauchen ihr Geld selber." Dann ersuchte ich ihn um das Rezept, da wir an der Goldküste so viel von Dysenterie zu leiden haben. Er antwortete: „Wenn ich an der Goldküste wäre, müßte ich erst sehen, was ich dort verschreiben würde; und dann müssen wir Gott in jedem einzelnen Fall bitten, daß Er uns das rechte Mittel finden lasse." Ich gewann diesen Mann sehr lieb, und freute mich, ihn später noch einige Mal zu sehen. Diese und ähnliche Erfahrungen, die ich unter Gottes spezieller Leitung machen durfte, bewahrten mich, aus der Heilung durch den Glauben ein gesetzliches Joch zu machen, unter dem schon manche seufzten.

Nachdem ich geheilt war, begann ich meine Kollektenwanderungen in London zu machen mit einer Empfehlung von dem genannten Herrn Fitzgerald. 6 Wochen lang lief ich kreuz und quer durch jenes Häusermeer, und bekam keinen Pfennig, während ich natürlich jeden Tag Geld ausgab. Das war bitter. Mein Freund Dr. Gunn hatte sich also getäuscht, wenn er meinte, ich bekomme leicht Geld für Straßenbau. Nach sechs Wochen kam ich endlich zu einem alten, gläubigen

Herrn, einem früheren Quäker, Friedrich Tuckett, mit dem ich dann befreundet wurde. Er erklärte meine Erfolglosigkeit dadurch, daß er mir sagte: „Ihre Empfehlung ist eine Vogelscheuche; wer den Namen Fitzgerald sieht, wird Ihnen nichts geben." Fitzgerald war nämlich in dem damaligen amerikanischen Bürgerkrieg auf der Seite der südstaatlichen Sklavenhalter, und ich besuchte in London ohne mein Wissen Leute, die entschieden für Abschaffung der Sklaverei waren. Nun gab mir Herr Tuckett eine Empfehlung an einen alten Quäker, Herrn Thomas Sturge in Nordfleet. Dieser Herr empfing mich freundlich und wohlwollend. Bekanntlich redet jeder echte Quäker andere mit du an. Er sagte zu mir: „Du greifst das Kollektieren ganz verkehrt an: kollektiere nicht nur für Straßenbau, sondern für die ganze Basler Mission an der Goldküste. Schreibe einen kurzen englischen Bericht, lasse ihn drucken und bitte das Basler Komitee um eine geschriebene Vollmacht zum Kollektieren; dann komme wieder zu mir." Ich tat nach seiner Anweisung, und als ich Herrn Sturge wieder besuchte, schrieb er mir £ 100 gleich Mk. 2000 in meine Liste mit der Bemerkung: „So, jetzt mache weiter; ich habe unlängst einem Amerikaner geholfen und es ist ihm gut gegangen."

Mit dieser Gabe kam ich in ein ganz anderes Geleise, als ich wollte. Ich gedachte ja nur eine bescheidene Summe zu kollektieren für Straßenbau, damit wir von unserer mühsamen, zeitraubenden und teuren Spedition erlöst würden. Jetzt stand ich auf einmal da als Kollektant für unsere ganze Mission an der Goldküste und mußte vorwärts gehen. Wer nun vermuten würde, es hätte von nun an fleißig £ 100

Gaben geregnet, täuscht sich. Nur noch einmal im Laufe von 13 Monaten bekam ich von einem Freunde in Liverpool £ 100. Es verstand sich von selbst, daß diese erste große Gabe von einem Quäker, sie selber heißen sich „Freunde", für mich zunächst eine Empfehlung unter den „Freunden" war, und so kam es ungesucht, daß ich mich 13 Monate lang sehr viel unter Freunden bewegte. Ich lernte vorzügliche Geistesmenschen unter ihnen kennen, mit denen ich von Herzen verbunden wurde. Bekanntlich haben die „Freunde" keine Sakramente, sie fassen alles geistig auf; ich lernte aber damals gründlich verstehen, daß Herz und Gesinnung eines Menschen unvergleichlich besser sein können als seine Dogmatik. Möchten wir das nie vergessen! Auch die Presbyterianer in England und Schottland haben mich mit viel Liebe behandelt. Doch bewegte ich mich auch unter den Bischöflichen und andern, und es gab manche Verbindung für die Ewigkeit. Bei den Presbyterianern bekam ich ohne Anstand die Kanzel, und bei den Bischöflichen durfte ich wenigstens die Lektion in der Kirche lesen. Bekanntlich anerkennen letztere unsere Ordination nicht. Gerade der Verkehr mit so verschiedenen Menschen war für mich von großem bleibendem Gewinn.

Natürlich sind es unter so vielen Persönlichkeiten immer einzelne, die einem besonders in Erinnerung bleiben. Unter sie gehört Spurgeon, den ich oft mit Segen hörte. Unvergeßlich ist mir auch Herr Pennyfather, der englische Fliedner, der das Diakonissenhaus, überhaupt das große Werk in Mildmay-London gegründet hat. Ich erinnere mich noch seiner ernsten Unterredung über England, und wie er mich zum Schluß auf die Seite nahm und die Kniee mit mir beugte.

Ich könnte noch manche nennen, die mir Ewigkeitseindrücke machten. In Liverpool logierte ich einige Wochen bei einem alten, ehrwürdigen Herrn Cropper, einem früheren Bankier, von dessen Angesicht einem ein Widerschein von dem Angesicht Jesu Christi entgegenleuchtete. Wie herrlich waren seine Hausandachten! Er hatte Geld in einer Bank stehen; als zwei ledige Damen davon hörten, anvertrauten sie der betreffenden Bank ihr kleines Vermögen auch, weil sie unbedingtes Vertrauen in Herrn Cropper hatten. Die Bank fallierte, und als Herr Cropper hörte, diese Damen hätten durch Vertrauen zu ihm ihr Vermögen verloren, ersetzte er ihnen alles. Einige Zeit war er Mitglied der städtischen Armenkommission, in der er viel Schlechtigkeit unter den Armen kennen lernte. Das veranlaßte ihn, aus der Kommission auszutreten, um die Barmherzigkeit nicht zu verlieren. So habe ich in allen Städten, wo ich war, viel Liebe erfahren, und freue mich von Herzen, all die lieben Freunde einst wieder sehen zu dürfen, daheim, beim Herrn. Im ganzen sind uns ja die Schotten verwandter als die Engländer; ich staunte damals, in schottischen Pfarrhäusern so viel deutsche Theologie zu finden; hat man tiefere Gemeinschaft im Herrn, so vergißt man nationale Unterschiede.

Bei der Größe der englischen Städte verstand es sich von selbst, daß ich nur eine Reihe derselben besuchen konnte. Es sind London und Umgegend, Birmingham, Manchester, Liverpool, Leeds, York, Glasgow, Edinburgh und verschiedene kleinere Orte. In London war ich am längsten und fand schließlich meinen Weg überall ohne Karte. Manchen Abend brachte ich bei meinem seligen Freunde Professor Christlieb zu, der damals Pfarrer an der deutschen Gemeinde in Isling-

ton war. Natürlich mußte ein Deutscher in meiner damaligen Aufgabe viel lernen und verlernen. Wir Basler Missionare erscheinen in Afrika sehr einfach; mein Gehilfe bei der Spedition war mein Schneider. Meine täglichen Kleider waren von blauem baumwollenen Stoff, wie ihn unsere Bauern für ihre Überhemden brauchen. In London erschien ich natürlich schwarz, aber doch deutsch. Ich merkte bald, daß ich in den Kontors und bei den hohen Herrschaften englisch erscheinen müsse mit dem obligaten Zylinder. So ging es denn auch besser mit meiner Arbeit. Aber merkwürdig! Als einfacher Deutscher war ich zu jeder nächtlichen Stunde sicher in den Straßen Londons. Sobald ich englisch gekleidet war, wurde ich in der ersten Nacht belästigt von einer jener vielen traurigen Personen, die von der Sünde leben.

London bietet in jeder Beziehung viel, vom Besten und vom Schlechtesten, und doch kann man oft Heimweh bekommen. Sieht man wochenlang nichts als schwarze Häuser und Menschen, so sehnt man sich auf das Land. Einen kleinen Ersatz boten mir die herrlichen Wochenmärkte, die ich mir immer wieder ansah, um ein Stück Natur zu genießen. Ich brauche kaum zu versichern, daß eine Kollektenreise mit täglichen Hausbesuchen eine sehr ermüdende Sache ist, glaube auch, daß unser Gott seine Kinder nicht gerade für diese Aufgabe bestimmt hat. So war ich dankbar als meine Arbeit ihrem Ende nahte. Der materielle Erfolg war für englische Verhältnisse klein, er betrug 18660 Mark. Dabei darf man nicht vergessen, daß ich diese Arbeit während meiner Erholungszeit tun durfte.

Meine Wirksamkeit während jener dreizehn Monate beschränkte sich aber nicht ganz auf die Kollekte; was ich neben-

bei tun durfte, war wohl mehr wert als die Kollekte. An verschiedenen Orten durfte ich zeugen vom Herrn. In Sydenham, in der Nähe des bekannten Kristallpalastes, predigte ich den Deutschen monatelang sonntäglich, und sammelte einen Grundstock von achtzig Seelen zu der jetzt bestehenden Gemeinde. Dann durfte ich dem Kroboſtamm an der Goldküſte eine wesentliche Hilfe leiſten. Die Kroboer lehnten ſich auf gegen die engliſche Regierung und wurden von derſelben mit einer bedeutenden Geldſtrafe belegt. Dieſes Geld ſollten ſie bezahlen durch Palmöllieferung. Einige engliſche Kaufleute übernahmen es, das Palmöl einzuziehen, ſetzten aber einen ſehr niedrigen Preis dafür an, während der Marktpreis ſehr ſtieg. Die Kroboer lieferten Öl und berechneten den höhern Marktpreis, während die Kaufleute an dem niederen feſthielten. So kam es zum Streit zwiſchen Kroboern einerſeits und den Kaufleuten und der Regierung andererſeits. Die Regierung ſandte wiederholt Kommiſſionäre nach Krobo, die hoch bezahlt wurden und dieſe Auslagen wurden wieder zur Ölſchuld geſchlagen, ſo daß die Schuld trotz aller Öllieferungen nicht kleiner wurde, während die Kroboer behaupteten, ſie hätten ihre Schuld bezahlt, wenn man den Ölpreis richtig berechne. Die Sache wurde ſo ernſt, daß Gouverneur Pine die Küſte mit Kriegsſchiffen blockierte, damit die Kroboer kein Palmöl nach außen verkaufen konnten. Ihr Haupterwerb beſteht in Palmöl-Produktion, ſie haben prachtvolle Palmwälder.

In Birmingham lernte ich das bekannte Parlamentsmitglied John Bright, einen Quäker, kennen, er war liberal, aber ein gläubiger Mann, ohne Menſchenfurcht. Mit ihm beſprach ich den Ölſtreit und legte ihm eine kurze Geſchichte

desselben vor. Er riet mir, sie drucken zu lassen und jedem Parlamentsmitglied ein Exemplar hiervon zu senden. Das wirkte; und ich hörte nachher von keiner Forderung mehr, die an die Kroboer gestellt wurde.

Dann erhoben sich im Jahr 1864 und 1865 in England infolge des letzten verfehlten Feldzuges gegen die Asanteer viele Stimmen, die sagten, das ungesunde Protektorat der Goldküste sei die vielen materiellen Opfer, und die Opfer an Menschenleben nicht wert, die Regierung solle die Küste aufgeben. Für uns Basler war das eine Lebensfrage. Niemand an der ganzen Goldküste hatte so viele Interessen dort wie wir mit unserer ausgedehnten Mission, die nach sechsunddreißigjähriger Arbeit und großen Opfern an Geld und Menschenleben, gerade im Aufblühen begriffen war. Gewiß blieb uns bei dem englischen Regiment manches zu wünschen übrig; aber es war doch unvergleichlich besser, als das bestialische Regiment der Asanteer. Hätten die Engländer die Küste aufgegeben, so hätten die Horden der Asanteer die ganze Goldküste überschwemmt und alles was Kultur und Mission heißt in Strömen von Blut untergehen lassen. Das wußten wir alle.

Die englische Regierung war unklar, was sie tun sollte, und so wurde eine Parlamentskommission ernannt, mit der Aufgabe, ganz gründliche Information einzuziehen über die Verhältnisse der Goldküste und dann ihr Gutachten vor dem Parlament abzugeben. Edward Cardwell, ein feiner, sehr wohlgesinnter Mann, war damals Kolonialminister. Anfangs Mai 1865 hatte die Kommission ihre Sitzungen, und es wurden Beamte, Offiziere und Kaufleute gehört. Am 4. Mai wurde ich auch vorgeladen. Wohl vorbereitet kam ich in die Sitzung.

weil ich wußte, was auf dem Spiele ſtand. Manche Gutachten, die ich da hörte, hatten wenig Wert, weil zu viel perſönliche Intereſſen herausſchauten und es an Kenntnis von Volk und Land fehlte. Ich ſpitzte das meinige dahin zu, daß die Regierung moraliſch verpflichtet ſei, das Protektorat aufrecht zu erhalten. Es machte Eindruck und der Miniſter ſagte mir nachher privatim, mein Gutachten ſei das ſachlichſte geweſen. — Gott ſei Lob und Dank! Das Reſultat der Unterſuchung war: Die Goldküſte blieb engliſch. Die nachfolgenden Jahre haben es bewieſen, welch furchtbare Kataſtrophe über uns hereingebrochen wäre, wenn die Regierung die Küſte ſich ſelbſt überlaſſen hätte. Ich lernte damals die ſchwierige Stellung des Kolonialminiſters kennen: Er wurde täglich belagert von allerlei ſtellenſuchenden und im Amt ſtehenden Menſchen, und es muß oft recht ſchwer ſein, inmitten ſo vieler widerſtreitender Intereſſen die richtige Entſcheidung zu treffen.

Als kranker Mann verließ ich am 12. Mai 1864 Afrika; nachdem ich nun dreizehn Monate lang England und Schottland bereiſt hatte, mußte ich daran denken, die Stille zu ſuchen, um mich für meine Rückkehr nach Afrika vorzubereiten. Es waren in England verſchiedene Rufe an mich gelangt: Die deutſche Gemeinde in Sydenham und die deutſche Gemeinde in Islington beriefen mich als Pfarrer. In Liverpool bearbeitete mich ein lieber Freund, unter ſehr angenehmen Bedingungen als deutſcher Pfarrer nach Valpareiſo in Chile zu gehen. Ich ſchlug alles aus und reiſte vorübergehend nach Baſel zum Miſſionsfeſt, um nachher noch einmal nach England zurückzukehren und meine Arbeit abzuſchließen.

Von Baſel aus machte ich einen Abſtecher nach Friedrichs-

hafen am Bodensee, um der Königin Olga von Württemberg ein Geschenk zu überbringen. Wie ich bereits bemerkte, erhielt ich von einem Herrn Thomas Sturge den ersten Beitrag von Mk. 2000. In Birmingham traf ich Verwandte von ihm, gleichen Namens, die mir viel Liebe erwiesen, und die alle zu der Gesellschaft der Freunde (Quäker) gehörten. Unter diesen war die Witwe von Josef Sturge. Bekanntlich sind die Quäker entschieden gegen allen Krieg. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Krimkrieges ging Josef Sturge mit zwei anderen Freunden nach Petersburg zum Kaiser Nikolaus, um zu vermitteln und den Krieg verhüten zu helfen. Der Kaiser empfing sie sehr freundlich, führte sie auch in der kaiserlichen Familie ein, sodaß sie alle Hoffnung hatten, ihren Zweck zu erreichen. Während sie aber mit dem Kaiser unterhandelten, kam ein Schmähartikel gegen Rußland in dem englischen Blatt „Times" und die Mission der drei Freunde scheiterte, der Krieg brach aus. Der Kaiser gab den drei Freunden ein ehrenvolles Geleite bis an die Grenze. Später erschien die Biographie Sturges. Seine Witwe sandte jedem Mitglied der kaiserlich-russischen Familie ein Exemplar; ich hatte der Königin Olga, die eine russische Prinzessin war, eines zu übergeben. Mein Freund, der spätere Professor Christlieb, war damals Hofprediger und führte mich ein. Die Königin empfing mich sehr freundlich und freute sich über das Buch. Sie erinnerte sich noch wohl des Besuches der drei Freunde und sagte, es hätte ihrem Vater damals sehr wohlgetan, Menschen zu finden, die mit ihm sympathisierten.

8. Ein Jahr Erholung in der Schweiz.

Nachdem ich meine Arbeit in England abgeschlossen hatte, kehrte ich in die Schweiz zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt in Männedorf reiste ich nach Heiden im Kanton Appenzell, wo ich durch Empfehlung der Männedorfer Freunde bei der Familie Graf ein überaus gesundes, stilles, zur Erholung geeignetes Logis fand. Ich war sehr dankbar für die Stille nach dreizehnmonatlichem Reiseleben; aber gegen meinen Willen währte die Stille nicht lange. In Heiden traf ich einen kleinen Kreis lieber, gleichgesinnter Freunde und wir hatten ein tägliches Bibelkränzchen zusammen. Der Kreis wuchs zusehends, bis das ganze Haus buchstäblich voll war, und ich oben an der Treppe stehen mußte, um im ganzen Haus verstanden zu werden. Ich setzte diese Versammlungen einige Zeit fort und hatte tägliche Sprechstunden. Der Herr war sichtbar unter uns, und ohne Wollen stand ich mitten in einer gesegneten Evangelisationsarbeit. Den Namen Evangelisation kannte man damals in der Schweiz und in Deutschland noch nicht, wir nannten es tägliche Versammlungen. Als ich Heiden im März 1899 wieder besuchte, traf ich nach 33 Jahren noch Segensspuren von jener Arbeit. Die Gegner der Evangelisation haben beharrlich behauptet, ich hätte die Evangelisation den Metho-

Oisten „abgeguckt"; nein, ich habe sie dem lieben Gott abgeguckt. Heiden ist der Ausgangspunkt meiner Evangelisationsarbeit. Dort habe ich zum erstenmal in meinem Leben erkannt, welche segensreiche Wirkung tägliche, anhaltende Predigt in der Heimat hat, und seit jener Zeit hat mich die Überzeugung festgehalten, daß unsere Zustände solche anhaltende Predigt fordern. Das glauben jetzt Tausende mit mir. Jener Aufenthalt in Heiden war also sehr wichtig für meinen Lebensgang.

Den kommenden Winter brachte ich in Basel zu als Sekretär von Herrn Inspektor Josenhans. Damit war aber auch regelmäßige Wortverkündigung verbunden. In Aarau, Kanton Argau, wurde damals das Evangelium vom Pfarrer Garron auf moderne Weise verkündigt. In einer Weihnachtspredigt sagte er: „Der Engelgesang und die Klarheit der Nacht verschwinden uns, sie sind nur die Schale; aber der Kern bleibt." Es war in Aarau ein großer Druckereisaal, in dem einst Zschokkes „Stunden der Andacht" gedruckt wurden. In diesem Saal hielt Herr Zeller aus Männedorf längere Zeit Bibelstunden. Als er wegen vieler Arbeit verhindert war, sie fortzuführen, übernahm ich sie in jenem Winter und redete wöchentlich zweimal in Aarau. Es war eine schöne Arbeit, an der ich Freude hatte; sie kam einem tiefen Bedürfnis entgegen. Das schweizerische Gesetz erlaubt die Bildung von sogenannten Minoritätsgemeinden. Wenn gläubige Glieder einer Kirchgemeinde nicht die nötige geistliche Nahrung in der Kirche finden, so haben sie das Recht, einen eigenen Geistlichen zu berufen, dessen Amtshandlungen kirchlich anerkannt werden. Sie müssen aber den Geistlichen selbst besolden. Aus jenen

Versammlungen ist die jetzige Aarauer Minoritätsgemeinde hervorgewachsen, die Jahre lang von den Herren Missionaren Knecht und Stern pastoriert wurde, und jetzt von einem Enkel des berühmten verstorbenen Pädagogen Zeller in Beuggen, Herrn Pfarrer Schmutziger besorgt wird.

Später redete ich da und dort, besonders auch an Missionsfesten, und suchte nebenher meine Gesundheit noch mehr zu kräftigen. Herr Inspektor Josenhans und andere Freunde ermunterten mich, im Blick auf meine Rückkehr nach Afrika, an das Heiraten zu denken. Er begründete es mit der Bemerkung: „Du mußt einen Radschuh haben". Von drei beachtenswerten Seiten wurde ich ohne Verabredung auf meine jetzige Frau aufmerksam gemacht, und ohne daß Menschen es machten, kam es zu einer Begegnung mit ihr, bei der sie aber keine Ahnung von meinen Gedanken hatte. Ich bat Herrn Inspektor, für mich zu werben. Er telegraphierte: „Wirb selber". So reiste ich an einem Samstag, den 21. Juli 1866, nach Ottenbach, Kanton Zürich, wo mein Schwiegervater, Herr Rudolf Tappolet, achtunddreißig Jahre lang Pfarrer war. Es war nichts außergewöhnliches, daß ein Missionar im Pfarrhause einkehrte, es war eine längst bekannte Missionsherberge. Pfarrer Tappolet befand sich unter den ersten Geistlichen im Kanton, die Missionsstunden hielten. Die zweitälteste der vier Töchter des Pfarrhauses war verheiratet an Herrn Pfarrer Pfisterer, Hausvater am Missionsknabenhaus in Basel.

Wenn ein Missionar an einem Samstag ein Pfarrhaus betritt, so ist eine der ersten Fragen an ihn: „Können Sie morgen für mich predigen?" Das war auch in Ottenbach

so, und ich bejahte die Frage. Bis abends spät war der Herr Pfarrer und seine Frau ganz harmlos mir gegenüber. Vor dem Schlafengehen sagte mein künftiger Schwiegervater zu seiner Frau, wir wollen doch im Jahresbericht der Basler Mission nachsehen, ob Herr Schrenk ledig sei; sie fanden, ich sei ledig, und so schöpften sie etwas Verdacht, ich möchte Werber sein. Meine künftige Frau, Bertha Tappolet, war nicht so ganz ahnungslos; ich war ihr vier Wochen vorher in Basel am Jahresfest von ihrem Schwager, Herrn Pfarrer Pfisterer, vorgestellt worden; auch hatte sie damals eine Predigt über 2. Tim. 4, 7 und 8 von mir gehört. Am Sonntag Morgen predigte ich, und entschloß mich, nach der Predigt mein Anliegen zu offenbaren. Seit vier Jahren hatte ich den Herrn oft gebeten, mir eine gesunde, begabte, gebildete und bekehrte Frau zu schenken; diese hoffte ich in Ottenbach zu finden. Als ich nach dem Gottesdienst mit Herrn Pfarrer und seiner Frau allein war, bat ich sie um die Hand ihrer Tochter Bertha, die damals vierundzwanzig Jahre alt war, und fügte hinzu: ich meine nicht, ich müsse sie haben, ich wollte sie nur, wenn der Herr sie mir gebe. Tags darauf am 23. Juli bekam ich von der Tochter ein Ja mit herzlicher Zustimmung der Eltern.

So war ich denn glücklicher Bräutigam und hatte durch Gottes Gnade die Braut gefunden, die der Herr für mich bestimmt hatte und die heute nach neununddreißigjähriger Ehe noch an meiner Seite steht, wofür ich dem Herrn nicht genug danken kann. Sie wurde schon mit vierzehn Jahren ein volles Eigentum ihres Heilandes, hatte Beziehungen mit lebendigen Kreisen in Nonnenweier, Männedorf und an an-

deren Orten, und war vorbereitet für Missionsarbeit. Sie und ihre Schwester Marie, Frau Pfarrer Pfisterer, hatten eine Kleinkinderschule in der Gemeinde und einen Jungfrauenverein, und waren mit ihrer trefflichen Mutter des Vaters treue Gehilfinnen in aller Gemeindearbeit. So durfte ich durch Gottes Gnade Glied einer Familie werden, in der die Eltern, ihre drei Söhne und vier Töchter im persönlichen Glauben an den Heiland standen. Es war eine ernste Tat, eine Tochter aus jener schönen Landschaft in das Todesland der Goldküste zu verpflanzen. Ottenbach liegt in der Nähe des Pilatus, also in einer wundervollen Gegend, in der einem die Herrlichkeit Gottes in seltener Weise in der Natur entgegentritt. Da machten die Geschwister Tappolet manchen herrlichen Ausflug auf den Pilatus, den Rigi und zu anderen interessanten Orten in der Nähe. Ich lernte damals das Heimwehlied des Schweizers verstehen:

„Schön ist's in dem fremden Lande,
Doch zur Heimat wird es nie." —

Ich danke aber dem Herrn besonders auch dafür, daß meine liebe Frau sich überall, wo Gott uns hinführte, leicht einlebte und getrost mit Novalis singen konnte:

„Wo ich Ihn nur habe,
Ist mein Vaterland."

Unsere Verlobungszeit war keine lange, da wir bald nach Afrika abreisen sollten. Ich hatte noch viele Abschiedsbesuche zu machen, und an einer Reihe von Missionsfesten zu reden. Unter den letzteren erinnere ich mich noch gerne an das Fest in Schaffhausen, wo die ehrwürdigen Geistlichen Herr Antistes Kirchhofer und Herr Pfarrer Burkhardt noch

ſtanden, mit denen die Familie meiner Braut herzlich verbunden war, da die drei älteſten Töchter Tappolet die höhere Töchterſchule in Schaffhauſen beſuchten, wo ſie im Hauſe ihres Onkels, des Herrn Stadtrat Bäſchlin wohnten, deſſen Frau die Schweſter meines Schwiegervaters war. Schaffhauſen war deshalb eine halbe Heimat meiner Frau und ihrer Schweſtern. Dort ſah ich an jenem Miſſionsfeſte auch zum letzten Mal die begnadigte Frau Dr. Jolberg, die Gründerin des Seminars für Kleinkinderſchullehrerinnen in Nonnenweier (Baden), von der viel geiſtliche Anregung in das Pfarrhaus in Ottenbach kam. Noch am 25. September hatte ich an einem Miſſionsfeſt in Guntershauſen bei Darmſtadt zu reden, wo damals Herr Pfarrer Huth ſtand, ein Verwandter des ſeligen Jung-Stilling. Da unſere Hochzeit ſchon zwei Tage nachher im Pfarrhaus zu Ottenbach ſtattfinden ſollte, ſo hatte meine Schwiegermutter Angſt, ich möchte zu ſpät kommen; ich traf aber glücklich am Abend ſpät vor dem Hochzeitstag ein. Es war ein liebliches Feſt inmitten eines lieben Kreiſes von Freunden. Herr Inſpektor Joſenhans hielt uns die Hochzeitsrede über die Worte: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erſte und der Letzte," Offenb. 22, 13, und mein Schwiegervater traute uns. Herr Inſpektor Joſenhans ſagte u. a.: „Lieber Bruder Schrenk! Du mußt ja nicht meinen, Du ſollſt das A und O ſein." Tauſendmal Gott lob! daß der Herr für mich und die ganze Kreatur A und O iſt.

Wir blieben nach der Hochzeit noch wenige Tage in der Heimat, beſuchten auch meine alte kranke Mutter und meine Schweſter noch, um dann nach England zu reiſen, wo wir noch

verſchiedene Freunde ſahen, die mir nachher Gaben für die Miſſion ſandten. Am treueſten unter ihnen war noch mehrere Jahre eine Damengeſellſchaft von Quäkern in Birmingham, die Beiträge zur Erziehung von Negerkindern gab. Auch in Liverpool hatte ich noch zu tun. Es beſteht dort eine deutſche Gemeinde, in der ich ſ. Z. wiederholt predigte. Der Paſtor war ein in der Biſchöflichen Kirche getaufter und ordinierter Proſelyte, der eigentümlicherweiſe die biſchöfliche Liturgie in der Gemeinde einführte, obſchon außer ihm wohl niemand in der Gemeinde biſchöflich war. Ein Teil der Gemeinde wünſchte einen deutſchen Theologen, den ich ihnen auch verſchaffte. Leider war ſeines Bleibens nicht in Liverpool, weil ſich der damals tonangebende Mann der Gemeinde als unlauterer Menſch entpuppte.

9. Zweiter Aufenthalt in Afrika von 1866—1872.

Am 25. Oktober reiſten wir ab in Liverpool, hatten eine überaus glückliche Fahrt, und landeten ſchon am 17. November nach nur vierundzwanzigtägiger Seereiſe in Chriſtiansborg an unſerer Goldküſte. Einer unſerer Mitreiſenden war John Glover, engliſcher Gouverneur von Lagos, von dem wir ſpäter noch hören werden. Wir bezogen eine neue einſtöckige Wohnung von Fachwerk gebaut; ſämtliche Fußböden waren von Asphalt. Dieſes kleine Haus wurde unter dem Eindruck des Erdbebens gebaut. Gegen Erdbeben war es allerdings ſicher, weil es Fachwerk hatte. Ein einſtöckiger Bau war aber verfehlt; der Europäer ſollte auf der ungeſunden Ebene möglichſt nicht parterre wohnen. Auch der Asphaltboden war bedenklich. Von der ſalzigen Seeluft wurde er in jeder Regenzeit ſchwarzglänzend, d. h. feucht, und mein Nachfolger, Bruder Schall bekam Rheumatismus.

Schon fünf Tage nach unſerer Ankunft wurde ich gefährlich krank an einem heftigen Gallenfieber, das mit tagelangem Gallenerbrechen verbunden war. Mir war ein ſolches Fieber nichts neues mehr, dagegen für meine Frau war es ſehr beängſtigend; ſie fürchtete, ich werde ſterben. Nach einigen

Tagen legte sie sich auch an ihrem ersten Wechselfieber; keines konnte das andere pflegen. Das war ein recht schwerer, echt afrikanischer Eintritt. Der Herr half, daß ich zuerst wieder aufstehen und meine Frau pflegen konnte. Ich machte es bei ihr zur strengen Regel vom ersten Fieber an, sie im Bett zu behalten, bis das Fieber völlig vorbei war, was wesentlich beitrug, ihre Kraft zu erhalten. Ich hatte während meines ersten afrikanischen Aufenthaltes so oft keine Zeit, den Verlauf des Fiebers abzuwarten, wodurch meine Konstitution tief geschädigt wurde.

Die nächste Aufgabe war, daß meine Frau die Gasprache lernte. Im allgemeinen eignen sich unsere Frauen die Landessprache rascher an als wir Männer, weil sie den ganzen Tag mit ihren Hausmädchen verkehren. Unter Hausmädchen darf man nicht etwa nur Dienstboten verstehen, sondern Erziehungsmädchen. Als ich bei meiner zweiten Rückkehr nach Afrika die Gemeinde übernahm, war ich sehr dankbar, eine Frau an meiner Seite zu haben. Ich hatte ja schon vom Januar 1863 an die Versorgung der Gemeinde in Christiansborg; aber wie oft waren mir die Hände gebunden, weil ich ledig war. Es gibt in einer heidenchristlichen Gemeinde so schwierige, seelsorgerliche Fragen, die nur ein verheirateter Mann gründlich behandeln kann. Denke man sich z. B. den sogenannten „Durchgang" mit der Gemeinde vor dem Heiligen Abendmahl, bei dem ich als Seelsorger mit jedem einzelnen Gemeindeglied, auch mit den Frauen und Jungfrauen zu reden und zu beten hatte. Da muß man Dinge berühren, die ein lediger Mann oft einfach umgehen muß; damit ist aber der Sache nicht gedient. Dann leben ja manche

eingeborne Mädchen mit Europäern in wilder Ehe, und einige haben auch Europäer geheiratet. Da liegt es besonders dem Mulattenmädchen sehr nahe, auf den ledigen Missionar zu spekulieren, und während dieser vor dem Abendmahl mit ihr betet, bewegt sie vielleicht die unfromme Frage: wird er mich wohl heiraten? Das sind aber noch nicht die größten Schwierigkeiten für einen ledigen Seelsorger in einer werdenden heidenchristlichen Gemeinde, es gibt noch viel größere. Ich erinnere mich einer Zeit, in der in der Gemeinde in Christiansborg dreiundfünfzig Jünglinge, fast lauter Neger und neun Jungfrauen, fast lauter Mulattinnen waren. Neger und Mulatten heiraten sich nicht leicht. Obschon das Mulattengeschlecht seinen Ursprung meistens in wilder Ehe hat, galt es doch als der Adel, um seiner gelben Farbe willen, und die Neger galten als Proletariat. Da standen wir also vor der Kardinalgemeindefrage: woher sollen wir christliche Frauen nehmen für unsere dreiundfünfzig Jünglinge? Das Heiraten konnte man ihnen nicht verbieten, wenn man sie nicht sittlich ruinieren wollte. Fanden sie keine christlichen Mädchen, so heirateten sie heidnische, und wir bekamen eine Menge gemischte Ehen, die schon um der Kindererziehung willen ein Hauptschaden in der Gemeinde sind. Da mußten die Frauen der Missionare Hilfe schaffen, und sie taten es. Meine Frau hatte bis zu elf Mädchen im Hause, die sie erzog. Man bekam oft rechtes „Rohmaterial", wovon man hier zu Lande keinen Begriff hat. Für eine heidnische Negerjungfrau ist es Ehrensache, sich nur soweit zu bedecken, daß jedermann, der ihr begegnet, sofort sehen kann, sie ist Jungfrau. Da braucht man bei einzelnen oft große Energie, ihnen christliche Anschauung

und Sitte beizubringen. Unsere Großmacht für die Mädchenschar war die tägliche Hausandacht.

Nach dem Gesagten begreift man, welch wichtige Aufgabe eine Missionsfrau für die Gemeinde hat, wenn in letzterer wahrhaft christliches Familienleben zustande kommen soll. Zwar hatten wir auch Mädcheninstitute, in welchen eine große Schar Töchter erzogen wurde. Aber Erziehung von Töchtern in Anstalten kann die Erziehung in der Familie nur teilweise ersetzen. Mancher Jüngling, der eine Braut hatte, gab sie viel lieber in die Familie des Missionars, als in eine Anstalt. Einzelne Missionsfreunde, denen eine „wohlfeile Mission" Hauptsache ist, sind für das Ledigbleiben der Missionare. Ich war seiner Zeit auch sehr dafür. Die Erfahrung hat mich korrigiert. Es gibt Posten in der Mission, für die keine Frau nötig ist. Soll ein Missionar aber einer Gemeinde, oder einer Anstalt vorstehen, so gilt Bengels Wort: „Ein Bischof soll eines Weibes Mann sein", nicht zu verwechseln mit Pauli Wort: „Ein Bischof soll Eines Weibes Mann sein", d. h. er soll nicht zwei Frauen haben.

Da meine Frau schon einige Sprachen erlernt hatte, so war sie in der Aneignung der Gasprache bald so weit, daß sie in Gemeinschaft mit Frau Kaufmann Rottmann, die eine eingeborene, von Herzen gläubige Mulattin war, an den Frauen arbeiten konnte, und mir eine schöne Hilfe war.

Ich selber durfte nun all meine Zeit der Arbeit an der Gemeinde und auf den Außenstationen widmen. Wir hatten im sonntäglichen Morgengottesdienst in Christiansborg immer Predigt in Englisch und in der Gasprache. Durch meinen dreizehnmonatlichen Aufenthalt in England war mein Eng-

lisch ein besseres als früher; dazu war auch bekannt, daß ich in England für das Wohl der Goldküste gewirkt hatte. Diese beiden Tatsachen trugen wohl dazu bei, daß nach meiner Rückkehr von Europa eine Anzahl englisch redende Mulatten, und mit ihnen auch ein Deutscher aus Frankfurt a. M. regelmäßig zur Predigt kamen, was sie sonst nicht getan hatten. Der Gottesdienst wurde überhaupt sehr gut besucht. Es kam aber nur bei einem von den genannten Herren, dem Schnapshändler Scharndorf, zur gründlichen Bekehrung. Er wurde nachher ein treuer Gemeindeältester. Die andern wurden wohl auch angeregt, aber sie gingen gewöhnlich nach dem Gottesdienst zu der Maitresse des englischen Majors Cochrane und tranken Champagner. Ich war genötigt, mit Macht Buße zu predigen. Das gefiel ihnen nicht und sie kamen nicht mehr. Sie hatten aber doch wieder eine Zeitlang das Evangelium gehört, und ganz umsonst war es bei dem einen und andern nicht. Mein Landsmann, der Frankfurter, nahm bald darauf ein trauriges Ende. Er war ein sehr begabter, aber leider verbummelter Mann. In einer Nacht kam er betrunken nach Hause, fiel in sein Waschbecken und verletzte sich so stark, daß man ihn am folgenden Morgen bewußtlos in seinem Blute fand. Ich wurde benachrichtigt und besuchte ihn sofort. Während er kein Zeichen gab, daß er seine Umgebung noch verstehe, öffnete er doch vorübergehend die Augen, als ich ihm in Deutsch einige Bibelsprüche ins Ohr rief. Offenbar verstand er mich. Er starb, ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen. Für ihn waren meine englischen Predigten der letzte Ruf zur Buße.

Auch an der Kirchenkollekte merkte man, daß ein frischerer

Zug in die Gemeinde gekommen war. Wie wiederholt erwähnt wurde, spielt dort die Wasserfrage eine große Rolle. An jedem Dach haben wir deshalb Dachrinnen zum Sammeln des Wassers, so besonders am Kapellendach. Durch die salzige Seeluft wird aber alles, was aus Eisen besteht, durch Rost zerstört. So brauchten wir im Jahr 1867 für neue Kapellendachrinnen kupferne Halter, statt eiserner. Dazu steuerte die Gemeinde 459 Mk. bei. An jenem Jahr feierten wir in Christiansborg am XI. Sonntag nach Trinitatis auch das erste Erntefest, das der Gemeinde große Freude machte. Wir legten dabei von allen Früchten des Landes so auf den Altar, daß sie von der ganzen Gemeinde gesehen werden konnten, und lobeten Gott. Dieses Erntefest sollte zunächst ein Gegensatz gegen das jährliche heidnische Erntefest sein, bei dem leider Saufen und Unzucht obenan waren. Unser Erntefest war gesegnet.

Im Juni 1867 bekam ich einen neuen Gehilfen in dem Reiseprediger Paulo Mohenu, der aber nicht nur in meinem Stationsgebiet, sondern im ganzen Ga- und Krobdistrikt arbeiten sollte.[1]) Der verstorbene Missionar Hebich, selber ein Reiseprediger von Gottes Gnaden, hinterließ etwas Privatvermögen mit der Bestimmung, daß davon auf den verschiedenen Basler Missionsgebieten Reiseprediger angestellt werden sollten, lebendige Männer aus den Eingeborenen heraus, ohne Seminarbildung, die den Heiden in einfacher Weise den Heiland aus Erfahrung bezeugen sollten. An der Goldküste wurde Paulo Mohenu als der für diese Aufgabe passendste Mann erfunden, und unter meine Leitung gestellt. Er war

1) Siehe den Basler Missionstraktat: Paulo Mohenu.

früher Fetischpriester, und als begabter Mann verstand er es trefflich, das Volk zu betrügen; er war auch der Mörder von zwei Kindern. Gott erweckte ihn auf wunderbare Weise durch ein Traumgesicht. Er meldete sich bei Missionar Zimmermann zum Taufunterricht, bekehrte sich gründlich und wurde am 11. Oktober 1857 im Alter von etwa 48 Jahren getauft. Erst war er Gemeindeglied und dann lange Jahre gesegneter Kirchenältester in Abokobi, in der ganzen Umgegend als lebendiger Zeuge Jesu Christi bekannt.

Wohlerprobt trat er seine Reisepredigerstelle im Juni 1867 an. In der Sonntagsschule hatte er noch lesen gelernt und konnte sich mit dem neuen Testament, der biblischen Geschichte und dem Gesangbuch auf den Weg begeben. Ich sandte ihn zunächst in die Gegend des westlich von Abokobi gelegenen Maiera unter eine Ackerbau treibende Bevölkerung, mit der Weisung: Wo sie dich aufnehmen, da bleibe, bis man die Leute taufen kann. Man nahm ihn auf in Maiera, wo er über ein halbes Jahr blieb. Er fand dort bald fünfzehn Taufbewerber, meistens junge Männer, die allabendlich zu ihm kamen, um Gottes Wort zu hören. Als ich sie nach einiger Zeit prüfte, bekam ich den Eindruck, daß sie vor der Taufe noch etwas gründlicheren Unterricht bekommen müßten und sandte meinen schwarzen Gehilfen Daniel Ablo zu ihnen. Dieser war ein treuer, ernster Mensch mit Seminarbildung, Tochtermann von Paulo Mohenu. So sahen diese Taufkandidaten vor ihrer Taufe nur diese beiden Männer Paulo und Daniel, die ihnen Anschauungsunterricht gaben, indem sie ihnen das Evangelium vorlebten. Über die erste Taufe in Maiera soll später ein Wort folgen.

Meine Hauptaufgabe im Jahr 1867 bestand in der Gemeindearbeit in Christiansborg. Die pastorale Versorgung einer Küstengemeinde, die so viele Sünden der Europäer sieht, ist nicht leicht, sie verlangt einen ganzen Mann, der als Hirte wacht über den Seelen, Hebr. 13, 17, und sie weidet. Damals hatte ich Zeit, jedes einzelne Gemeindeglied regelmäßig zu besuchen und mit ihm zu beten. Dann richtete ich drei wöchentliche Bibelbesprechstunden ein, für Männer, Jünglinge, und eine für Frauen und Jungfrauen. Diese Stunden waren sehr fruchtbar; ich verfuhr katechetisch und machte den Besuch obligatorisch. Da auch am Sonntag die ganze Gemeinde den Gottesdienst besuchte, so kam sie wöchentlich zweimal unter den segnenden Einfluß des Wortes, was zu ihrer Beseitigung diente. Mein früherer Kollege Locher hatte eine regelmäßige Allianzbetstunde mit den benachbarten englischen Wesleyanern. Diese gab ich auf, da die Wesleyanischen Weiber zu seelisch beteten und mit den Fäusten auf die Kirchbänke hieben. Ich fürchtete, unsere Leute verlieren die Furcht Gottes. Die Bibelbesprechstunden waren passender für gemeinsames Gebet: Der Herr schenkte in jenem ersten Jahr zweiunddreißig Taufkandidaten, von denen ich neunundzwanzig taufen konnte. Man muß aber nicht meinen, daß alle diese Täuflinge eine direkte Frucht meiner Arbeit gewesen seien. Sie waren teilweise auch Frucht der Arbeit der Brüder in unsern Schulen und der Arbeit unserer eingeborenen Christen. Das geistliche Leben der bestehenden Gemeinde soll der Hauptfaktor für das numerische Wachstum der Gemeinde sein.

Ein gründlicher Taufunterricht war mir Gewissenssache, zumal für eine Küstengemeinde mit ihren vielen Versuchungen.

Er schloß nicht nur Behandlung des lutherischen Katechismus in sich, sondern auch biblische Geschichte, damit die Täuflinge wußten, wer die biblischen Personen seien, die man in der Predigt erwähnte. Wir drangen auch darauf, daß die Taufbewerber lesen lernten vor der Taufe, damit sie imstande waren, Gottes Wort für sich zu lesen, Hausandachten zu halten und auf andere zu wirken. Eine Gemeinde, die nicht lesen kann, und nur auf das Hören angewiesen ist, wird in Erkenntnis, Leben und Beständigkeit immer einer Gemeinde nachstehen, die lesen und Privaterbauung pflegen kann. Was wären unsere heimatlichen Gemeinden ohne persönliches Forschen in der Schrift? In Betreff des Taufunterrichts konnten wir von unsern Wesleyanischen Nachbarn viel lernen, wie man es nicht machen soll. Sie hatten keinen geordneten, systematischen Taufunterricht. Ihre Taufbewerber kamen zur Predigt und in die Klassenversammlungen, wurden dann geprüft und getauft. Es mangelte ihnen daher gründliche Erkenntnis und die Folge war, daß sie viel mehr Rückfällige hatten als wir. Es ist Torheit, wenn man in der Taufe alles dem Heiligen Geist überlassen will; er ist kein Sachwalter für Aberglauben und Trägheit.

Über meine Erfahrungen mit den Taufbewerbern wäre viel zu sagen: man erlebt nebst viel Freude auch Täuschung. Wie schon angedeutet, bestand fast immer ein Teil der Taufkandidaten aus Schülern, was leicht zu begreifen ist. In den Missionsschulen wird Gottes Wort so reichlich getrieben, daß es nicht zu verwundern ist, wenn das Verlangen nach der Taufe in den Schülern geweckt wird. Wir freuen uns auch an jüngeren Taufbewerbern; aber manche Erfahrung

an Lehrern und Katechisten, die als Schüler getauft worden waren, zeigte uns doch, daß mehr Verlaß auf ältere Täuflinge ist. Man macht aber auch mit älteren Taufbewerbern verschiedene Erfahrungen. Ich hatte einen Koch, der fleißig, treu, gehorsam und reinlich war, und täglich zu meiner Hausandacht kam. (Unsere Missionsfrauen dürfen in jenem mörderischen Klima nicht kochen, wenn sie ihre Gesundheit nicht ruinieren wollen). Man wird begreifen, daß ich diesen tüchtigen Menschen fragte, ob er den Taufunterricht nicht mitmachen wollte; er sagte Ja und kam. Am Schluß des Unterrichts erklärte er mir, er wolle mit der Taufe noch warten. Ich fing mit einer neuen Klasse Unterricht an, und er kam wieder. Nun sagte er mir aber, er könne sich nicht taufen lassen vor dem Tode seines Vaters, weil er für dessen heidnisches Begräbnis sorgen müsse. Die Heiden wurden in ihren eigenen Häusern begraben; besonders bei alten Negern kam eine Masse von Menschen zur Beerdigung. Die Männer erschienen mit ihren Gewehren und schossen in die Luft. Die Weiber kamen mit ihren Schnapsflaschen und füllten sie aus einem im Hof liegenden Schnapsfaß. Vor Saufen, Schießen und Geheul hörte man kaum sein eigen Wort. — Was geschah? Der neunzigjährige Vater meines Kochs bekehrte sich auf seinem letzten Krankenlager, ließ sich taufen und christlich begraben. Und was machte der Sohn? Er floh in den Busch vor Scham. Seines Vaters Begräbnis war eine leere Ausrede, er wollte nicht Christ werden. — Ein zweimaliger Taufunterricht und meine täglichen Hausandachten waren fruchtlos. Wir können niemand bekehren. Wie oft lächele ich, wenn die Gegner der Evangelisation mit Druckerschwärze behaupten,

ich meinte die Leute in acht und vierzehn Tagen bekehren zu können. Ich weiß seit fünfzig Jahren, daß nur der Herr die Herzen öffnen kann.

Leider sollte diese regelmäßige Gemeindearbeit nicht lange währen. An der Goldküste wird man gar zu oft durch Personalwechsel, sei es infolge von Krankheit oder von Tod, in der Arbeit gestört. Unser Generalpräses Bruder Widmann, der zugleich unser Senior war, befand sich in Württemberg zur Erholung. Am 7. November 1867 wurde ich von den Brüdern zu seinem Nachfolger gewählt. Ich bat das Komitee in Basel, mich mit diesem Amt zu verschonen; aber die Wahl wurde am 16. Januar 1868 bestätigt. Durch mein neues Amt hatte ich die Oberaufsicht über sämtliche Gemeinden, womit natürlich Visitationen und manches andere verbunden waren. — Da unsere Stationen in vier verschiedenen Sprachgebieten lagen, so war es wünschenswert für mich, bei den Visitationen wenigstens in zwei Sprachen predigen zu können. Ich bestellte deshalb einen Tschisprachlehrer, und freute mich, in den alten Gemeinden, wo es nötig war, meinen Evangelisationsgedanken verwirklichen zu können. Diese Freude auf erweiterte Predigttätigkeit wurde bald gedämpft durch einen Pfahl im Fleisch, den ich mir auf einer Fußtour holte. Unsere Reiseverwilligung war damals beschnitten worden, so daß einem fleißigen Missionar die Hände gebunden waren. Auf der sehr heißen Ebene darf der Europäer keine zu großen Fußtouren machen, wenn er seiner Gesundheit nicht schaden will; man reist deshalb in der Hängematte. Um zu sparen, besuchte ich die Außenstation Asarebotschue zu Fuß, und marschierte fünf Stunden hin und zu-

rück in der Gluthitze der Ebene. Die Folge war ein Herzleiden, das mir jahrelang viel Not machte. Als ich nach Hause kam, konnte ich nicht mehr liegen. Durch Gottes Gnade machte sich die Sache so weit, daß ich bald wieder arbeiten konnte. Bei solchen Erfahrungen wird man nicht begeistert für das Sparsystem. Alles Sparen, das die Gesundheit des Missionars schädigt, ist Verschwendung.

Ich hatte damals fünf Außenstationen zu besuchen. Die jüngste, Maiera, war durch meinen schon genannten Gehilfen Paulo Mohenu gegründet und machte mir große Freude. Am 15. März 1868 durfte ich die sieben Erstlinge in Maiera taufen, als Frucht der gesegneten Arbeit von Paulo. Gerne hätte ich neun getauft; aber zwei waren Sklaven von einem Mulatten Lutterodt, der in Dänemark erzogen war, aber heidnisch lebte. Er hatte viele Sklaven und war Polygamist. Er erklärte mir entschieden, er könne die Taufe der zwei jungen Männer nicht erlauben, sie würden ihm als Christen nicht mehr gehorchen. Ich tröstete sie mit der Versicherung, der Herr werde auch ihnen Bahn machen. Es war ein schöner Sonntag Morgen, als ich in Begleitung einiger Christen nach Maiera reiste. Erst hatten wir eine etwa dreieinhalb Stunden breite Ebene zu passieren, die anfangs kahl, dann aber je länger desto mehr mit Busch und Bäumen bewachsen war. Dann kam ein bewaldeter Bergrücken und nach demselben ein malerisches Tal von einem Flüßchen durchzogen und von drei Seiten von Bergen eingeschlossen. Die Gegend ist überaus lieblich; wo man hinschaut sieht man Mais-, Yams- und Pisangplantagen.

Aber noch viel herrlicher als die Landschaft erschien uns

die kleine Kapelle, die die Taufkandidaten mit eigener Hand auf ihren Tauftag erbaut hatten. Ich sagte ihnen einige Zeit vor ihrer Taufe: wollt ihr Christen werden, so braucht ihr ein gottesdienstliches Lokal; das müßt ihr selbst bauen; sie bauten nicht nur dieses, sondern auch ein Pfarrhaus für ihren künftigen Seelsorger. An letzterem hatten wir nur Türen und Läden zu bezahlen. So hatte ich die Freude, sie in ihrer eigenen Kapelle zu taufen, und dann einem jeden von ihnen ein neues Testament in der Gasprache zu übergeben. Sie hatten vor der Taufe alle lesen gelernt. Es waren viele Heiden anwesend bei der Taufe. Diese hoffnungsvolle kleine Schar war von Missionsgeist erfüllt; sie zeugten vom Heiland in der Umgegend, und zwei von ihnen wurden Lehrer und einer Evangelist. Ihre zwei zurückgestellten Freunde waren traurig an jenem Tag, daß ihr Meister ihnen die Taufe wehrte. Aber ihre Traurigkeit währte nicht lange. Der Geist wirkte so mächtig in ihren Herzen, daß sie etwa sechs Wochen später zu mir kamen und erklärten: wir können nicht mehr länger warten, du mußt uns taufen. Ich antwortete: das habe ich erwartet, und taufte sie am folgenden Sonntag in Christiansborg vor versammelter Gemeinde mit der Ermahnung, ihrem Herrn in allen Dingen gehorsam zu sein, soweit es nicht gegen ihr Gewissen gehe.

Am 29. Mai 1868 schenkte uns der Herr unsern erstgeborenen Sohn Imanuel, der sich zu unserer großen Freude mehrere Monate lieblich entwickelte, so lange meine Frau ihn nähren konnte. Als aber die Zahnfieber begannen und wir keine Amme hatten, arteten die Zahnfieber aus in Wechselfieber. Wir wollten grundsätzlich keine schwarze Amme, da

unter Umständen doch Gefahr für ein Kind vorhanden sein kann. Allein in jenem tötlichen Klima sind die Verhältnisse stärker als Prinzipien. Wir mußten leider erfahren, daß, wer ein Kind erhalten will, genötigt ist, für das ganze erste Jahr eine Amme zu halten, die durch keine künstlichen Nahrungsmittel ersetzt werden kann. Unser Kind kränkelte. Wir hofften Besserung durch einen Aufenthalt auf den Bergen; aber es wurde schlimmer. Wir verließen die Berge wieder, und auf der Heimreise nach Christiansborg starb es uns im Alter von 11 Monaten. Es war eine traurige Reise: voran wurde meine Frau in der Hängematte getragen, hinter ihr die Leiche des Kindes, und nach derselben kam ich. Ich hatte unmittelbar vorher die Dogmengeschichte von *Baur in* Tübingen gelesen. Wie dankte ich meinem Gott an jenem Abend, daß ich keinen Baurschen, sondern einen biblischen Heiland hatte. Die Gemeinde erwies uns viele Teilnahme. Diese schwere Erfahrung setzte mich in den Stand, später manche Eltern trösten zu können, die in ähnlicher Lage waren.

Am 4. Juli 1868 starb unser begabter Schlosser, Bruder Rehfuß. Zwei Tage vorher sah ich ihn verhältnismäßig wohl. Als ich hörte, er sei krank, besuchte ich ihn sofort, und traf ihn gelb wie eine Zitrone. Er hatte das Schwarzwasserfieber, und schon war Blutvergiftung eingetreten. Sein Verlust war uns schwer. Drei Tage nach seiner Beerdigung, am 7. Juli, kehrte unser Generalkassierer, Bruder Müller, mit Familie zur Erholung nach Europa zurück und so hatte ich auch die Generalkasse für sieben Monate zu übernehmen, wodurch ich wieder zum Zusammenbrechen mit Arbeit belastet wurde. Meine erste Arbeit als Kassie-

rer, war die Inventur der Schlosserei, mit der eine kleine Eisenwarenhandlung verbunden war, damit unser schon genannter Wagner, Bruder Klaiber, die Schlosserwerkstatt übernehmen konnte. Nicht lange nach der Übernahme derselben starb Klaibers Frau.

In der Gemeindearbeit in Christiansborg hatte ich in jenem Jahr eine schwere Erfahrung: einer unserer Kirchenältesten, Schreiner Mose Lomo, hatte eine kinderlose Frau. Kinderlos zu sein gehört bei den Heiden zur größten Schmach, sie schätzen Kinderreichtum sehr hoch. Natürlich suchen sich die Heiden bei unfruchtbaren Frauen auf einfache Weise zu helfen: der Mann nimmt eine zweite Frau, womit nicht immer gesagt ist, daß er dann Kinder bekommt. Lange Zeit plagten die heidnischen Verwandten unsern Mose Lomo, er solle eine zweite Frau heiraten. Leider gab er endlich nach und wir mußten ihn aus der Gemeinde ausschließen.

Eine ähnliche Erfahrung machte ich in demselben Jahr 1868 in Odumase im Krobodistrikt, wo ich am 16. Oktober Generalvisitation hatte. Es war uns schon lange ein Rätsel, warum es mit der Gemeinde in Odumase nicht mehr vorwärts ging. Bei der Visitation wurde mir mitgeteilt, daß unser dortiger Gemeindegehilfe Peter Nyako, ein Königssohn, im Geheimen zwei Frauen habe. Die Gemeinde wußte es, aber weil er ein Prinz war, wagte es lange Zeit niemand, diesen Bann, der die Entwicklung der Gemeinde hinderte, aufzudecken. Auch ihn mußten wir ausschließen. O, wie viel haben uns solche Fleischessünden immer wieder Not gemacht; sie sind Satans Großmacht in der Heidenwelt.

Es wird überraschen, daß ich bisher nicht von Straßenbau

geredet habe. Leider kann ich überhaupt nicht viel darüber reden, weil uns der Mann für dieſe ſchwere Arbeit fehlte. Es handelte ſich zunächſt um Feſtſtellung einer Linie von ca. zwölf Kilometern von Abokobi nach Aburi, das Akwapemgebirge hinan. Miſſionar Laißle, Klaiber und ich fanden eine Linie mit ſieben Prozent Steigung; aber es war niemand da, der Zeit hatte die Arbeit auszuführen, und ſo mußte auch für dieſe wichtige Aufgabe die Zeit kommen, in der die engliſche Regierung durch ihr Intereſſe genötigt war, den Straßenbau in die Hand zu nehmen, ähnlich, wie bei der Sklavenbefreiung.

Da ich im Jahr 1868 wieder ſo vielerlei Ämter hatte, ſo kam die Gemeindearbeit und die Pflege der Außenſtationen wieder zu kurz. In Chriſtiansborg hatte ich in jenem Jahr nur zwölf Taufen. Die Zeit vom Januar 1868 bis Juni 1869, glich ſehr der ſchlimmen hinter mir liegenden Zeit im Jahr 1862, was Überbürdung mit Arbeit anbelangt, beſonders in der Zeit als ich die Kaſſe wieder hatte. In einem Stück war ich aber doch beſſer daran als früher, ich hatte jetzt die Pflege meiner Frau und auch Rückſichten gegen meine Frau. Ich durfte nicht wie in früheren Jahren in einer Woche zwei und drei Nächte faſt ganz durcharbeiten; doch kam ich ohne Nachtarbeit nicht durch, und darum auch nicht ohne Schaden für meine Geſundheit. Es ſtellte ſich wieder Fieber mit heftiger Leber- und Milzentzündung ein. Energiſches Eingreifen des engliſchen Arztes beſeitigte aber die Gefahr in zwei Tagen. Der liebenswürdige Herr Doktor ſetzte aber ſeine Beſuche fort und ich meinte, er wolle Hausfreund werden. Wie ſtaunte ich, als mir dieſer Herr nachher

eine Rechnung von über 400 Mark sandte. So ein einziger Fall wäre Veranlassung genug gewesen, um einen Missionsarzt zu bitten. Wir hatten aber nicht nur diesen einen Fall. Unsere Station Abokobi hatte keine ebenen Dächer zum Wasser sammeln; man war deshalb genötigt einen Brunnen zu graben. Dieser hatte neunzig Meter Tiefe und so wurde das Wasser durch eine Maschine heraufgeschafft, die zwei Kammräder hatte. Ein Neger brachte seine Hand in diese Räder und sie wurde ihm zerquetscht. So kam er zu uns, als wir am Mittagessen saßen. Natürlich sandten wir ihn sofort zum englischen Arzt, um sein Leben zu retten. Das Abnehmen dieser Hand kostete 700 Mark. Ein anderes Mal schoß ein englischer Soldat einen christlichen Negerjüngling aus Spaß, und verwundete ihn in der Nierengegend tötlich. Ich wurde gerufen, und als ich die Gefahr sah, sagte ich, ruft sofort den Arzt. Dieser kam und seine erste Frage war: Wer ruft mich? Das heißt auf gut deutsch: Wer bezahlt mich? Ich antwortete: „Herr Doktor, ich befahl, Sie zu rufen, aber bezahlen kann ich Sie nicht, denn ein Soldat hat den jungen Mann geschossen." Darauf verband er ihn leichtfertig, ließ ihn liegen und kam nicht wieder. In unserer Not gingen wir zu ihm und baten ihn, er möge sich doch des armen Verwundeten annehmen. Seine Antwort war: „Tragt ihn in meine Nähe und bezahlt mir für jeden Besuch zehn Mark. Dann will ich nach ihm sehen." Wir taten es; aber der Patient starb. — Ich rechnete aus, daß allein unsere Station Christiansborg, deren europäisches Personal zuweilen bis dreizehn Personen zählte, die in ungesunden Jahren oft ein Lazarett darstellten, seiner Zeit in zehn Jahren 8121 Mark an

die Ärzte zahlte, und doch riefen wir sie nur in der Not. Gott sei Dank! daß wir jetzt Missionsärzte haben für Europäer und Neger.

Am 15. Januar 1869 kam Missionar Walker von Basel in Christiansborg an, der vorläufig mein Gehilfe sein sollte. Ich war ihm sehr dankbar dafür. Er nahm mir zunächst einen Teil der Kassiererarbeit ab, und am 19. Februar konnte ich ihm die Kasse ganz übergeben. Dadurch wurde ich freier für das Generalpräsidium und die Gemeindearbeit. Es sollte aber nicht lange währen, bis meine ganze Stellung eine einfachere wurde. Durch einen Privatbrief von Basel vernahm ich, daß unser früherer Generalpräses Bruder Widmann sich erholt habe, und wünschte, in Übereinstimmung mit dem Komitee in Basel, das Generalpräsidium wieder zu übernehmen. Die Pietät gegen den alten, verdienten Bruder veranlaßte mich, am 20. Januar 1869 nach Basel zu schreiben, ich sei bereit, das Präsidium an Bruder Widmann abzugeben, müsse aber ausdrücklich bemerken, daß ich die Generalkasse nicht mehr übernehmen könne, ohne mich selbst aufzugeben. Die Antwort war: Bruder Widmann sei zum Generalpräses ernannt und ich zum verantwortlichen Generalkassierer mit einem Gehilfen.

Diese Antwort war für mich fast das Schwerste, was mir begegnen konnte. Ich stand damals im achtunddreißigsten Jahr und hatte volle innere Gewißheit, von Gott zur Verkündigung des Evangeliums berufen zu sein. Fünf Jahre lang, von 1859 bis 1864 hatte ich immer wieder gebeten, mich von der kaufmännischen Arbeit frei zu machen; es war umsonst. Jetzt stand ich ein zweites Mal auf dem Arbeits-

feld und sollte Kassierer bleiben in einem Lande, in dem die Arbeitszeit überhaupt so kurz ist, besonders für die Brüder, die wie ich auf der ungesunden Ebene stationiert waren. Zwar sollte ich einen Gehilfen bekommen; aber ich wußte ja aus Erfahrung, was ein Gehilfe bedeutet auf einer Station, wo Krankheit und Tod immer wieder die Reihen lichten. Die Gemeinde und die Außenstationen hätte ich ja auch behalten müssen, und wäre somit nie aus der Arbeitsüberbürdung herausgekommen. Ich hatte aber früher zur Genüge erfahren, welche Gefahren im Tropenklima für Leib und Seele mit Arbeitsüberbürdung verbunden sind. Der Herr läßt uns stecken, wenn wir uns selber unmäßig belasten und belasten lassen, ohne absolute Not. Zudem verliert die Arbeit an Wert, weil Ruhe und Gründlichkeit fehlen. Man muß es erfahren haben, was es heißt, wenn man als Lasttier immer wieder Fieber bekommt, Leber und Milz anschwellen, und man allmählich eine Leberbrille bekommt, durch die man die Dinge ansieht, und dabei in verantwortungsvollen Ämtern stehen soll. In solcher Lage kann auch der innere Mensch nicht gedeihen. Unter der Überbürdung, unter der ich vom Juli 1868 bis Februar 1869 stand, fing meine Gesundheit wieder zu wanken an.

Es war mir daher klar, daß ich die mir zugedachte Stellung als Generalkassierer nicht übernehmen könne, umsoweniger, als ein Kaufmann für den Posten in Aussicht war. Mein Lebensgang in den letzten fünfunddreißig Jahren hat es bestätigt, daß Gott mich zur Verkündigung des Evangeliums berufen hatte. Mit dieser inneren Gewißheit trat ich aus dem Ausschuß der Generalkonferenz aus, indem ich das

Generalpräsidium an Missionar Widmann abgab, und die Generalkasse in den Händen von Missionar Walker ließ. Nun konnte ich, frei von diesen beiden Ämtern wieder ganz der Gemeinde und den Außenstationen leben, und die Nachtarbeit hörte auf. Jenes Jahr war reich gesegnet; ich durfte anno 1869 zweiundvierzig Seelen taufen. Den interessantesten Zuwachs erhielt damals die Gemeinde durch die Wiederaufnahme eines alten Mulatten Lorenz Richter. Er wurde vor zirka 39 Jahren von dem seligen Missionar Henke getauft. Unsere ersten Missionare, soweit sie die Küste nicht verließen, starben alle rasch. Henke machte am 4. Januar 1829 seinen ersten Eintrag in das Taufregister und am 28. August 1831 seinen letzten. Lorenz Richter war viele Jahre von der Gemeinde ausgeschlossen; ich besuchte ihn und dachte, er hätte seinen einstigen Taufunterricht ganz vergessen. Wie staunte ich als ich fand, daß er in der Abendmahlslehre ganz genau Bescheid wußte und mir sagte: So hat mich Herr Henke gelehrt. Am 3. Oktober durfte ich ihm das heilige Abendmahl reichen und am 21. Oktober entschlief er. Ich freute mich von ganzem Herzen, eine Frucht der Arbeit eines längst heimgegangenen Bruders zu finden. Der eine säet, der andere erntet, und beide werden sich freuen am großen Erntetag.

Das Jahr 1870 war für unsere Mission an der Goldküste ein schweres Jahr. Einen Bruder meiner Station mußte ich heimsenden, weil er nicht aufrichtig war. Dann war das Land voll von Kriegsgeschrei. Durch den völlig verfehlten Feldzug der Engländer gegen die Asanteer im Jahr 1863/64 wuchs den letzteren der Kamm; sie überschritten im Anfang des Jahres 1869 den Fluß Volta und fielen ein in das nicht

unter englischer Schutzherrschaft stehende Gebiet der Akwamer und Angloer, die sich im geheimen verbündeten mit den Asanteern. Erst wollten sie das östliche Gebiet vom Volta unterwerfen und dann das westliche, in dem unsere meisten Stationen liegen. Leider lag unsere Station Anum östlich vom Volta, und am 6. Juni 1869 stand eine Asantearmee von 12 000 Mann nur noch zwei Stunden entfernt von dieser Station, auf der Bruder Ramseyer mit Frau und Kind mit dem ledigen Bruder Kühne sich befand. Da unsere Brüder nichts mit dem Krieg zu tun hatten, so flohen sie nicht, sondern blieben auf ihrer Station. Am 12. Juni überfielen die Asanteer die Station, zerstörten sie, nahmen die Missionare gefangen und schleppten sie auf grausame Weise nach Kumase. Das Kind starb auf dieser schrecklichen Reise.

Die Stämme westlich vom Volta waren von alter Zeit her Feinde der Asanteer, mußten also mit den Regierungstruppen in das Feld ziehen und kämpfen. Der gegenwärtige Hererokrieg zeigt es wieder, wie es unter den Eingeborenen zugeht in Kriegszeiten. Daß in solchen Verhältnissen eingeborene Christen in außerordentlicher Gefahr stehen, ist klar. Wir entschlossen uns daher, aus unsern Christen eine eigene Kompagnie zu bilden mit christlichem Kommando und mit Begleitung von zwei farbigen Feldgeistlichen, von denen der eine, Carl Reindorf, mein Vikar, auch etwas von der Medizin verstand. So wehte zum erstenmal die Fahne des roten Kreuzes auf dem Kriegsschauplatz der Goldküste. Am 4. April hielt ich zum Abschied noch eine Ansprache an sie. Die Bildung dieser Kompagnie hat sich als sehr praktisch erwiesen; sie hatten Disziplin im Feld, blieben dadurch vor

mancher Not bewahrt, und was die Hauptsache ist, sie wurden vor heidnischem Einfuß gesichert, sie hatten tägliche Andachten.

Für uns deutsche Missionare an der Goldküste war das Jahr 1870/71 ein wunderbares Jahr. Wir hatten Krieg und Kriegsgeschrei in nächster Nähe und aus der Heimat brachte uns jeder wöchentliche Dampfer Nachrichten über den deutsch-französischen Krieg. Wir trauten unsern Augen kaum, wenn wir die Siegesberichte unserer deutschen Armee lasen. Unsere Stellung an der Küste wurde mit einem Schlag verändert. Ein großer Teil von uns Basler Missionaren sind Württemberger. Fragte man uns vor 1870 nach unserm Vaterland und wir nannten Württemberg, so galten wir nichts; denn was war Württemberg? Auf einmal nannte man uns „Deutsche". Die Gesichter der Engländer waren verblüfft über unsere Siege. Wir Deutsche in der Ferne hatten damals den tiefen Eindruck, daß Deutschland gegen eine katholische Macht kämpfe, und es ein Krieg sei für die Existenz unserer evangelischen Kirche. Die Entwicklung der römischen Kirche seit 1870 hat diese Anschauung bestätigt. Was wäre aus der deutsch-evangelischen Kirche geworden, wenn Napoleon gesiegt hätte? — Es wäre ihr ähnlich ergangen wie der Goldküste, wenn die Asanteer gesiegt hätten. Was wir von letzteren zu erwarten gehabt hätten, konnten wir an unsern gefangenen Missionsgeschwistern sehen.

Vom 12. Juni 1869 bis zum 28. Juli 1870 hatten wir keine sichere Kunde mehr von ihnen. Ende Juni 1870 war ich mit meiner Frau auf der Akwapemstation Aburi zur Erholung. Am 29. Juni schenkte uns der Herr dort unsern jetzigen ältesten Sohn Theodor, den ich am 4. Juli taufte. Am 5.

Juli wurde ich von unserm Generalpräses mit Bruder Eisenschmidt nach Begoro, an die Akemgrenze von Asante abgeordnet, um wenn möglich mit den gefangenen Missionaren Verbindung anzuknüpfen. Das war damals von Begoro aus möglich. Die Asanteer bezogen alle Munition, alles Salz und allen Branntwein von der Küste. Da aber die Engländer die Küste blockiert hatten, so waren die Salzpreise in Asante zu unerschwinglicher Höhe gestiegen. Begoro stand noch unter englischem Schutz, aber seine Bewohner konnten der Versuchung zum Salzschmuggel nicht widerstehen, weil sie hohe Summen daran verdienten. So kamen Boten vom Asantekönig in Kumase nach Begoro, das unter dem Knebikönig stand.

Unsere Reise ging zunächst nach Knebi. Da wir Regenzeit hatten, war das Reisen sehr beschwerlich. Die erste Nacht brachten wir im Urwald zu in unsern Hängematten, die wir an Bäumen befestigten. Unsere Träger lagerten sich um uns her und unterhielten die ganze Nacht ein Feuer, um Leoparden zu verscheuchen, die uns einen Besuch hätten machen können. Für einen Küstenbewohner ist es bei trockener Witterung ein Vergnügen, durch den Urwald zu reisen, und die Baumriesen und großartigen Schlingpflanzen zu bewundern. Eine Straße gibt es im Urwald nicht, sondern nur schmale, ausgetretene Fußpfade, die in der Regenzeit mit Wasser gefüllt sind. Als der Morgen graute, brachen wir auf nach der Missionsstation Kukurantumi. Stundenlang sahen wir kein lebendiges Wesen, und es war gut, daß wir von niemand gesehen wurden; denn wir waren über und über beschmutzt von beständigem Hüpfen über den mit Wasser gefüllten Fußpfad. Wie froh waren wir, in Kukurantumi ein gutes Nachtquartier

zu finden und unsere Kleider waschen zu können! Tags darauf setzten wir unsere Reise fort nach Kyebi der Hauptstadt von Akem. Bäche waren zu Flüßchen angeschwollen, und wir mußten uns auf den Achseln unserer Träger hinüber tragen lassen. Trotz aller Reisebeschwerden kamen wir wohlbehalten in Kyebi an.

Der König empfing uns, umgeben von seinen Ältesten, in großer Versammlung. Er war sehr aufgeregt durch unser Vorhaben, in Begoro mit seinen Feinden, den Asanteern, zu verkehren. Zur Reise nach Begoro mußten wir seine Erlaubnis haben. Ich erschien mit zwei Polizisten, einem Brief und einem Geschenk von 200 Mark vom englischen Gouverneur, wodurch er den König bestimmen wollte, uns nach Begoro ziehen zu lassen.

Der König wollte uns aber nicht ziehen lassen. Er verstand gar nicht, wie der Gouverneur uns nach Begoro gehen ließ, um mit den Feinden der Engländer und den Feinden von ihm, dem Kyebikönig, zu verhandeln. Er konnte nicht unterscheiden zwischen Politik und Bemühung um die Gefangenen. Wir gingen trotz des Königs am 18. Juli nach Begoro, wo wir in großer Volksversammlung empfangen und freundlich behandelt wurden. Am 28. Juli kamen vier königliche Boten des Asantekönigs mit andern Boten an, und wir bekamen das erste Lebenszeichen von unsern Gefangenen. Es war aber den Boten nicht darum zu tun, uns Nachrichten zu bringen; sie alle wollten Salz und andere Waren. Wir durften ihnen nach dem Gesetz keine Waren verschaffen; doch taten wir, was wir konnten.

Während wir aber mit den Asanteern unterhandelten

hatten die Gaer, unter denen ich arbeitete, ein Gefecht mit dem Aſanteheer, und der Anführer der Gaer, Dompra fiel. Infolgedeſſen flohen ſie und kehrten heim. Wollten wir keine Verräter ſein, ſo mußten wir Begoro verlaſſen. Wir ſandten dem König von Kumaſe eine Laſt Salz und zwei Kleider als Zeichen unſerer Freundſchaft, und unſern gefangenen Geſchwiſtern machten wir eine Laſt Kleider und Teppiche zurecht. Unſer Beſuch in Begoro hatte weitere, geſegnete Folgen. Der Ort gefiel uns ſehr gut. Die Bevölkerung, beſonders auch der weibliche Teil war kräftig und friſch, während wir auf der Ebene ſchwächliche, abgelebte Weiber ſahen. Ihre Beſchäftigung iſt Ackerbau; abends ſahen wir etwa 250 Schafe auf der Straße. Die Lage von Begoro iſt geſund, es liegt zirka 500 Meter hoch; dazu hat es gutes Quellwaſſer. Wir empfahlen es als Miſſionsſtation, was es Gott lob! auch ſeit Jahren iſt.

Sofort nach Abzug der Aſanteboten begaben wir uns am 3. Auguſt auf die Heimreiſe. Da wir in Begoro ungenügende Nahrung hatten, war ich nicht wohl bei der Abreiſe, und als wir abends nach ſiebeneinhalb Stunden Aſiakwa erreichten, brach bei mir heftiges Fieber aus, das durch das dürftige Nachtquartier nicht beſſer wurde. Am andern Morgen trugen ſie mich ſchwer krank nach der vier Stunden entfernten Miſſionsſtation Knebi, wo ich vier Tage lang verpflegt wurde. Da aber die Männer meiner Gemeinde aus dem Kriege heim gekommen waren, ſo war meine Anweſenheit in Chriſtiansborg durchaus nötig, und obſchon ich mich noch ſehr ſchwach fühlte, reiſten wir am 9. Auguſt weiter. Am 10. Auguſt hatten wir das ziemlich ſteile Akwapem-Gebirge zu beſteigen,

und ich war genötigt, zu Fuß zu gehen, obschon mir die Kraft hierzu fehlte. Völlig erschöpft kam ich oben an, erkältete mich etwas, und hatte von der Stunde an einen bedenklichen Lungenkatarrh, der vier Jahre später mit Veranlassung wurde, daß ich nicht wieder nach Afrika zurückkehrte. Auf meiner Station angekommen, fand ich mit dankbarem Herzen, daß unsere christlichen Männer im Kriege keinen Schaden gelitten hatten. Frieden hatten wir aber noch lange nicht. Davon konnte man erst reden, und auch dann nicht endgiltig, als der englische General Sir Garnet Wolseley am 6. Februar Kumase, die Hauptstadt von Asante zerstörte. Doch konnte ich jetzt die Gemeindearbeit ruhig weiter führen.

Es war ein großer Übelstand, daß mir für die wöchentlichen Bibelbesprechstunden ein passendes Lokal fehlte. Ich dachte nun im Ernst an den Bau eines Saales im Kapellenhof. Geld hatte ich keines. Ich teilte den Gedanken der Gemeinde mit, und sie ergriff ihn mit Freuden. Die ganze Gemeinde, Männer, Jünglinge, Frauen, Jungfrauen und Kinder arbeiteten mit mir; wir alle legten Hand an. Es war rührend, Mulattenfrauen Steine tragen zu sehen, die von den Männern gebrochen waren. Geld sammelten wir auch; unter andern schenkte mir der Gouverneur 200 Mark, sodaß nach kurzer Zeit ein schöner, hellbeleuchteter Saal dastand, durch den die Gemeindearbeit wesentlich gefördert wurde, und von dem die Gemeinde sagen konnte: „Den haben wir gebaut."

Auch auf der Außenstation Täschi fing der langjährige Bann an zu brechen, ich konnte mit zwei hoffnungsvollen Männern den Taufunterricht beginnen. In Christiansborg waren wieder eine Reihe von Taufkandidaten. Gegen Ende

des Jahres 1870 entschloß ich mich, in die Hauptfetischburg der ganzen Gegend, in die Stadt La einzudringen, die nur dreiviertel Stunden von Christiansborg entfernt ist. Von La konnte man sagen, wie einst von Pergamus: „Da des Satans Stuhl ist." Es waren dort eine Schar Fetischpriester und Priesterinnen, wahre Höllenknechte, sodaß es uns Jahrzehnte lang nicht gelang eine Bresche in diese Teufelsfestung zu legen. Straßenpredigt hatten die Laer schon viel gehört. Bekehrte sich aber jemand, so ließ er sich nicht in La taufen, sondern auf einem Plantagendorf bei Abokobi, wo er den Haß der Fetischpriester weniger zu fürchten hatte. In La selbst hatten wir jahrelang nur eine christliche Frau, die treue Salome, die einst von Missionar Steinhauser geheilt worden war. Ihren Mann Awulete mußte ich neun Jahr lang auf die Taufe warten lassen, bis ich endlich durch sein Tragen der Schmach Christi überzeugt war, er sei aufrichtig geworden. Dieses Ehepaar waren nach vierzigjährigem Besuch der Stadt La die einzigen dortigen Christen. Das konnte nicht so bleiben.

Im Anfang des Jahres 1871 gelang es mir, ganz in der Nähe der Stadt, ein schönes, großes Stück Land zu kaufen als Bauplatz für ein Schulhaus und eine Kapelle. Nachdem das Dokument unterzeichnet und das Land bezahlt war, ließ ich den Kauf registrieren im englischen Gerichtshof in Jamestown. Es war unter den Lachristen, die auf den Plantagendörfern wohnten, große Freude über diesen Kauf, und sie versprachen mir, freiwillig Steine zu brechen. Auch die Abokobichristen, wie die Christiansborger wollten mithelfen. Ich ließ den Bauplatz abstecken, die Grabarbeit beginnen, um das Fundament zu legen, wozu die Steine bereit auf dem Bauplatz

lagen. Da schwur der Hauptfetischpriester in La: „Es darf nicht gebaut werden.“ Er bot seine Leute auf, und sie trugen die Steine alle fort vom Bauplatz und verunreinigten den letzteren. Diesmal hatte sich der Teufelsknecht aber verrechnet; es kam mir gut, daß der Landkauf im englischen Gerichtshof eingetragen war. Wir hatten damals einen ausgezeichneten, christlichen englischen Richter, er war ein geborner Schotte. Er wollte keine Winkeladvokaten im Gerichtshof sehen, wie das bisher üblich war, sondern sagte den Negern: „Kommt selbst und bringt eure Sache vor; ihr könnt euer Geld ebensogut in die See werfen, als es den Advokaten geben.“ Ein solcher Mann war für uns eine Erlösung, denn früher gingen wir mit Angst in den Gerichtshof. Ich klagte den Fetischpriester an, und wir wurden infolgedessen vorgeladen. Der Priester kam mit einem ganzen Heer, und erklärte vor dem Richter: „Lieber schneide ich mir den Hals durch, als daß ich den Missionar bauen lasse.“ Der Richter blieb ganz ruhig, und nach gründlichem Verhör diktierte er dem Priester eine Strafe von 640 Mk. Das wirkte vollständig. Nun kam eine Gesandtschaft vom Priester zu mir mit der Bitte, ich möge helfen, daß das Urteil rückgängig gemacht werde, er wolle mir jetzt selber bauen helfen. Meine Antwort war: wir haben dir von jeher nur Liebe erwiesen; nachdem du dich so benommen, traue ich dir nicht. Er mußte bezahlen, der Widerstand war gebrochen, und wir konnten bauen. Das war ein großer Sieg über diesen Satansknecht.

Am 4. April 1871 machte ich eine Reise nach Cape Coast, um den Generalgouverneur von Sierra Leone und unsern

Gouverneur zu sprechen wegen der gefangenen Missionare. Es handelte sich damals um ein Lösegeld von 200 000 Mk. Die Stellung der Regierung war nicht leicht, weil unsere Missionare außerhalb des englischen Protektorats gefangen genommen und keine britischen Untertanen waren. Unser Gouverneur tat aber was er konnte. Erzwingen ließ sich bei dem Unverstand und der Verschmitztheit des Aschantekönigs gar nichts. Man mußte Geduld haben, bis endlich am 21. Januar 1874 die Gefangenen unter dem Hochdruck des nahenden britischen Heeres ohne Lösegeld frei wurden.

Es war mir damals interessant die Arbeit der wesleyanischen Missionare in Cape Coast etwas näher kennen zu lernen; ich logierte im Missionshaus, wo ich einen älteren Superintendenten, einen erfahrenen, begabten Mann, mit einem jüngeren europäischen Missionar traf; beide machten mir einen recht guten, nüchternen Eindruck. Der Superintendent war im Begriff nach England zurückzukehren. Ich hörte seine Abschiedspredigt über die Rechtfertigung durch den Glauben. Es war ein ruhiges, klares, entschiedenes Zeugnis. Ihre Abendmahlsfeier an jenem Abschiedssonntag war recht feierlich: erst hatten sie ein Liebesmahl, das aus Wasser und Bisquit bestand. Während der Abendmahlsliturgie kniete die ganze Gemeinde und der Superintendent verlas die zehn Gebote. Nach jedem Gebot bat die Gemeinde um Vergebung ihrer Sünden gegen das betreffende Gebot. — Wir hatten ja eine halbe Stunde von Christiansborg in Jamestown auch eine wesleyanische Gemeinde, die aber nie europäische Missionare hatte. In Cape Coast bekam ich den Eindruck, daß jene Gemeinde unter europäischer Leitung doch besser gedieh, als die Gemeinde

in Jamestown unter eingeborener Leitung. Das Eigentümliche und gewiß nicht nachzuahmende bei dieser wesleyanischen Mission war, daß vom Jahr 1835 bis zum Jahr 1870 nicht ein europäischer Missionar die Landessprache lernte und alle Arbeit durch Dolmetscher getan wurde, während alle Basler Missionare die Landessprache lernten, die Bibel in zwei Sprachen übersetzten und sämtliche Gemeinde- und Schulbücher in der Landessprache verfaßten. Wir wurzelten darum viel tiefer im Volk als unsere Nachbarn, hatten auch ein Predigerseminar, mit geordneten Elementar- und Mittelschulen, während die Wesleyaner nur eine englische Elementarschule hatten.

Als ich in Cape Coast Castle eines Morgens am Meeresstrand spazieren ging, kam ein Druck mit dem Gefühl über mich, meine Frau sei in großer Not. Ich betete ernstlich und wurde ruhig. Nach einigen Tagen kehrte ich heim und fand daß mein Gefühl richtig gewesen war: *Unser ältester Knabe* Theodor war so krank gewesen, daß man wenig Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens hatte. Der Herr half in Gnaden, und ich traf ihn außer Gefahr.

Am 28. Juni 1871 durfte ich in Christiansborg wieder neunundzwanzig Seelen taufen und am 4. Juli taufte ich in Täschi zwei angesehene Männer. Der eine war der große stattliche Laye, ca. vierzig Jahre alt, ein Negeroffizier. Die Neger haben nämlich für Kriegszeiten auch ihre militärische Organisation, und somit Offiziere verschiedenen Grades. Dieser Laye hatte früher im Dienst von unserm Missionsbaumeister Laißle gestanden und hatte von ihm tägliche Andachten mit seinen Arbeitern gehört. Der gute Same, der da in sein Herz kam, schien lange verschüttet zu sein, aber endlich ging

er doch auf, als er meine Predigt hörte. Weil er ein angesehener Mann war, so kamen sämtliche Stadtväter zu seiner Taufe, und ich dankte Gott an jenem Sonntag, daß endlich der Bann, den der elende Akrong auf unser Werk gebracht hatte, gebrochen war. Der zweite Täufling, Timoteo Ama, ca. fünfunddreißig Jahre alt, war ebenfalls angesehen, er hatte ein Anrecht auf den Stuhl des Täschihäuptlings. In seiner Jugend besuchte er unsere Missionsschule; war also nicht ohne Erkenntnis. Er schien aber wieder ganz Heide geworden zu sein, half auch einmal unsern Paulo Mohenu mit Steinen bewerfen. Sein Beruf war Bootsmann. Er machte im Dienst von europäischen Schiffskapitänen größere Reisen an der Küste entlang. Einmal war er wieder auf einer solchen Reise mit einem Freund, der ein eifriger Verehrer des Fetisches war. Als solcher trank er täglich geweihtes Fetischwasser zur Bewahrung. Eines Tages rollten diese beiden Freunde Palmölfässer an das Ufer, um sie nachher im Boot an das Schiff zu bringen. Dieser eifrige Fetischdiener wurde aber von einem Faß zerquetscht, sodaß ihm das Blut aus Mund und Nase herausfloß. Tief erschüttert stand Ama an der Seite seines sterbenden Freundes, den der Fetisch nicht bewahren konnte. Auf jener Unglücksstelle gelobte er Gott, wenn Er ihn glücklich wieder heim bringe, so wolle er sich bekehren und sich taufen lassen. Er kam glücklich zurück, hielt sein Wort und konnte nach empfangenem Unterricht getauft werden. Auch bei ihm ging der Same auf, der in der Jugend in sein Herz gesät war. Er war noch ledig.

Bei Abraham Laye hatte ich den Schmerz am Tauftag, daß ich seine Frau und Kinder nicht mit ihm taufen konnte.

Die heidnischen Neger an der Goldküste haben, Gott sei Dank! auch eine gewisse Ordnung im Heiraten, die einen sittlichen Zaun bildet. Will einer ordentlich heiraten, so hat er eine Morgengabe von ca. 180 Mark zu bezahlen; dann gehören die Frau und die Kinder ihm. Er kann aber auch die Hälfte dieser Morgengabe zahlen; hat dann aber kein Recht an die Kinder, diese sind Eigentum der Familie ihrer Mutter. Laye hatte nur die Hälfte dieser Morgengabe bezahlt, und darum hatte er auch kein Anrecht an seine Kinder. Oft versuchte er die volle Morgengabe zu zahlen, aber seine Schwiegereltern nahmen sie nicht an, weil die Kinder, ich glaube es waren fünf, mehr Wert hatten als neunzig Mark. Das ist ein Stück Heidentum.

Am 14. Juli schenkte uns der Herr unsern dritten Sohn Paul, der leider frühe vom Fieber zu leiden hatte. Ich selbst fühlte auch mehr und mehr die Notwendigkeit einer europäischen Erholung. Bei meiner Frau stellte sich chronische Dysenterie ein, so daß für sie eine Rückkehr in die Heimat unumgänglich nötig war. Im ganzen ertrug sie das Klima sehr gut. Im ersten halben Jahre hatte sie einige starke Fieber; nachher konnte sie aber vier Jahre fast ungehindert arbeiten, bis im letzten Jahr die heimtückische Dysenterie eintrat, die ihre Kraft sehr schwächte. Vor unserer Abreise durfte ich noch fünf Seelen taufen und zwanzig standen im Konfirmandenunterricht. Die Rückkehr nach Europa war uns nicht leicht; wir genossen viel Liebe in der Gemeinde, und hatten Freude an unserer Arbeit. Zum Abschied schenkte mir die Gemeinde noch ein goldenes Papiermesser mit der Inschrift: Bleibe bei uns. Luk. 24, 29. In Europa glaubt man fast allgemein, der

Missionar an der ungesunden Goldküste brauche zunächst nur wegen seiner Gesundheit öftere Erholung. Das ist nicht ganz richtig. Gerade in jenem schlimmen Klima erfährt man, wie innig Leib und Seele zusammenhängen. Durch die vielen Fieber wird das Nervensystem wie auch Leber und Milz mitgenommen. Man wird daher leicht gereizt, empfindlich und unklar im Urteil, was einem nachher sehr zur Demütigung wird. Pauli Wort: Auf daß sich kein Fleisch rühme; wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn, ist ein treffliches Wort für einen erholungsbedürftigen Missionar an der Goldküste.

Anfangs Mai verließen wir die Küste, und fuhren mit einer farbigen Familie über England nach Basel. War unsere Seereise im Oktober 1866 eine sehr angenehme, da wir ganz wie die Engländer behandelt wurden, und damals noch keine Kinder hatten, so war unsere Rückreise äußerst unangenehm und beschwerlich. Ist eine Seereise mit Kindern überhaupt mühsam, so war sie es für uns doppelt, weil der jüngere unserer zwei Knaben krank war und auf dem Schiff keine passende Nahrung fand. Er nahm meine Frau Tag und Nacht in Anspruch. Unangenehm wurde unsere Reise durch die farbige Familie, mit der wir bis Basel reisten. Als wir auf das Schiff kamen, gab man uns die schlechtesten Kabinen, und setzte uns in jeder Weise zurück; mit einem Wort: man behandelte uns wie Neger, während wir so viel bezahlten, wie andere Passagiere. Meine Kabine war über der Schiffsschraube, wo ich fast nicht schlafen konnte. Unsere Missionshandlung war ein guter Kunde der Dampfschiffe, denn sie bezog viele Waren durch dieselben. Eines Tages stand ich beim Schiffs-

kassierer und sagte ihm: „Sie behandeln uns auf eine Weise, daß ich die Missionshandlung veranlassen werde, Ihnen keine Fracht mehr zu geben". Das wirkte wie eine Bombe. Will man einem materiellen Engländer imponieren, so muß man mit Pfund, Schilling und Pence kommen. Der Kassierer ging zum Kapitän, und nach einer Viertelstunde hatte ich eine der besten Kabinen auf dem Schiff, und meine Frau kam in die Damenkabine. Als wir vor Madeira ankerten, konnten wir fast einen ganzen Tag an das Land gehen. Wir stiegen mehrere hundert Fuß hoch, bis zu einem katholischen Konvent, wo wir prachtvolle Luft und herrliche Aussicht hatten. Den Rückweg legten wir auf einem Schlitten zurück, der auf dem Lavapflaster entsetzlich schnell fuhr. Zwei Männer sprangen hinter dem Schlitten her, und leiteten ihn mit Lederriemen. Wir dankten Gott, als wir ohne Schaden am Ufer ankamen. Die Schiffskanone hatte bereits das Zeichen zur Abfahrt gegeben.

Von Madeira fuhren wir direkt nach Liverpool, wo wir glücklich ankamen und ohne Aufenthalt nach London weiter reisten. Unsere farbigen Reisegefährten waren zum erstenmal in Europa, und wollten London einige Tage durchwandern. Als dies geschehen, setzten wir unsere Reise fort über Dover und Calais. In Calais war ich wieder in der größten Not: Die Reisenden waren meistens Engländer; wollte ich mit einem Farbigen in einen Wagen einsteigen, so rief man überall: it is full (es ist voll). Niemand wollte mit uns reisen. Die Zeit der Abfahrt kam; was sollte ich machen? Ich stand auf dem Perron und rief aus Leibeskräften in Englisch: „Ich protestiere gegen eine solche Behandlung!" Das hatte zur

Folge, daß man für uns Verachtete einen beſonderen Wagen anhing; ſo hatten wir das Vergnügen, allein zu ſein bis Paris. Von dort ging es weiter nach Belfort, wo uns auf dem Bahnhofe deutſche Soldaten begrüßten. Das war eine Überraſchung! Sie ſahen natürlich ſofort, daß wir aus fernen Landen kamen, und fingen an, uns vom deutſch-franzöſiſchen Krieg zu erzählen. Wir ſagten ihnen aber, wir wiſſen die Hauptſache. Mit warmem Händedruck verabſchiedeten wir uns von dieſen Landsleuten und fuhren weiter nach Baſel, wo wir am 6. Juni 1872 glücklich ankamen.

10. Ein Jahr Erholung im Kanton Zürich, und ein Jahr Kurpfarrer in Davos.

Unſer nächſtes Reiſeziel war Ottenbach, wo mein Schwiegervater Pfarrer war. Dort erholten wir uns einige Monate. Am 2. Oktober ſiedelten wir nach Wädenſchweil am Züricher See über, wohin uns der liebe Freund Julius Hauſer eingeladen hatte. Von dort aus beſuchte ich mehrere Miſſionsfeſte und machte auch eine Rundreiſe in meiner Heimat, wo ich in einer Reihe von Gemeinden auch Miſſionsſtunden hielt. Ein Troßinger Bruder fuhr mich von Ort zu Ort. Wädenſchweil war nicht gerade ein Ort zum Ruhen. Herr Zeller in Männedorf hatte dort ſeit Jahren mit viel Segen gearbeitet. Mein Freund Julius Hauſer baute einen großen Verſammlungsſaal, in dem regelmäßige Erbauungsſtunden ſtattfanden. Dieſe übernahm ich in jenem Winter. Der Herr gab Segen und ich bekam ſehr viel Seelſorge, oft bis ſpät Abends. Es war eine ſchöne Zeit; aber ich war noch kein Held und hätte eigentlich ruhen ſollen. Am 15. Januar ſchenkte uns der Herr unſern Sohn Jonathan unter nicht leichten Umſtänden. Meine Frau hatte Geſichtsroſe und eine ganz verkehrte Pflegerin. Der Herr half uns in unſerer Not. Ihm ſei Dank! Meine Geſundheit fing an ernſtlich

zu wanken, ich wurde heiser, fieberisch und müde. Im Anfang nahm ich die Sache nicht ernst und ging nach Kolmar im Elsaß um mich bei dortigen Freunden zu erholen; aber alle Ruhe und Pflege half nichts. Meine heisere Stimme war mir verdächtig. Deshalb reiste ich nach Tübingen, um mich von dem sehr tüchtigen Arzt, Herrn Professor Liebermeister, untersuchen zu lassen. Er konstatierte einen starken Lungenkatarrh und angeschwollene Milz. Seit jener afrikanischen Reise, auf der ich mir den ersten Lungenkatarrh holte, war meine linke Lunge mein schwacher Punkt. Der Herr Professor verordnete mir Ruhe, möglichst viel frische Luft und viel Milch mit einem Aufenthalt am Genfersee und später in Davos. Ich blieb aber in Wädenschweil, ruhte, lebte im Freien und genoß nur Milch und Brod vom 10. April bis Juni. Am 10. Juni 1873 ging ich nach Davos und setzte dieselbe Lebensweise fort. Der Herr segnete den dortigen Aufenthalt, mein Zustand besserte sich.

Mitte Juli kam ein Ruf an mich von einem englischen Kuratorium, in England ein „Rauhes Haus" nach dem Vorbild des Hamburger „Rauhen Hauses" zu gründen. Ein Engländer hatte letzteres gesehen und vermachte vor seinem Tode das prachtvoll gelegene Landgut „Cliff" in Derbyshire zur Gründung der Anstalt. Ich lehnte diesen Ruf ab. Am 2. August wurde mir vom Presbyterium der Kurgemeinde in Davos die Stelle des Kurpfarrers angeboten. Da eine Rückkehr nach Afrika ausgeschlossen war, so nahm ich am 7. August die Kurpfarrerstelle an und trat damit aus dem Verband der Basler Mission aus. Das Missionskomitee genehmigte meinen Austritt mit der Bemerkung, daß ich mich jederzeit zum Wieder-

eintritt melden könne. Für dieſe offene Tür war ich dankbar; denn mein und meiner Frau Herz hing noch an Afrika. Es war eine eigentümliche Führung des Herrn, daß ich da, wo ich vor fünfzehn Jahren mein erſtes Vikariat bekleidete, jetzt auf ſo ganz ungeſuchte Weiſe Pfarrer war. Wie ganz anders ſah es jetzt aus in Davos als im Jahr 1858; damals hatten wir nicht einmal eine ordentliche Straße und die Verhältniſſe waren ganz patriarchaliſch. Jetzt ſtand ich in einem raſch emporblühenden Kurort und war Seelſorger von 400 Lungenkranken. Ich führte mein Amt mit Freuden. Die ſonntäglichen Gottesdienſte hielt ich im Kurhaus, und in mehreren Penſionen hatte ich Bibelſtunden mit dankbaren Zuhörern. Mein Elternhaus war von meinem ſechſten bis zu meinem vierundvierzigſten Jahr nie ohne Krankenbett, und ſo hatte ich einen tiefen Zug zur Seelſorge an Kranken, war alſo in Davos ganz in meinem Element. Einem ſchönen Kreis von Kurgäſten kam ich ſehr nahe, und da ich in Afrika ſelber viel an Krankheit gelitten hatte, ſo konnte ich aus Erfahrung tröſten, was ja bei Kranken ſehr wichtig iſt. Ich erinnere mich, einſt eine kranke Dame beſucht zu haben, die hochgradiges Fieber hatte. Ich wollte ſie tröſten; aber auf ihrem Geſicht las ich: du haſt gut reden, du haſt kein Fieber. Darauf fing ich an von meinen afrikaniſchen Gallenfiebern zu erzählen, mit denen tagelanges Erbrechen verbunden war; vom Schwarzwaſſerfieber, das in wenigen Stunden die Kraft eines Mannes bricht. Ihr Geſicht war mit einem Schlag verändert; ſie merkte, ich kann aus Erfahrung tröſten, und aus Erfahrung von des Herrn Hilfe reden. Vom Juni bis September hatte ich Koſt bei einem Freunde. Im September kam meine Fa-

milie und wir begannen nun eigene Haushaltung in einem gemieteten Logis.

In den ersten Monaten hatte ich in meiner Seelsorge eine große Schwierigkeit zu überwinden. Es ist ja allgemein bekannt, daß die Pfarrer bei vielen Ärzten und andern Menschenkindern in dem doppelten Verdacht stehen, sie regten die Kranken auf und redeten mit ihnen vom Sterben. Das war in Davos damals etwas stark die Meinung; der Kurort war ja im ersten Stadium der Entwicklung und deshalb mußte man die Kranken besonders vorsichtig behandeln, um ja den Ruf des Kurortes nicht zu gefährden. Herrn Dr. Spengler kannte ich seit fünfzehn Jahren, und wenn unser religiöser Standpunkt auch verschieden war, so standen wir doch sehr freundlich zusammen und unterstützten uns immer, wenn die Hebung des Kurortes in Frage kam. Sein Kollege, Herr Dr. Unger, war ein sehr gut gesinnter Mann, und so kam es bald vor, daß der Arzt mich zu einem Kranken sandte, weil er merkte, ich rege ihn nicht auf. Die Seelsorge an Lungenkranken hat ihre besonderen Schwierigkeiten. Sie denken ja vielfach nicht ans Sterben, und hoffen auf Genesung, wenn nichts mehr zu hoffen ist. Darum braucht man viel Weisheit. Einst kam ich mittags zu einem deutschen Beamten, dem der Tod schon auf dem Gesicht geschrieben stand. Ich redete dementsprechend mit ihm und fragte ihn, ob ich ihm das Heilige Abendmahl noch reichen soll. Er war einer von denen, die meinen, man brauche das Abendmahl nur vor Torschluß als „letzte Ölung". Seine Antwort war deshalb: „So weit bin ich noch nicht," d. h. vom Sterben ist noch keine Rede. Nach drei Stunden war er eine Leiche.

Es war mir schwer, meine Gottesdienste im Kurhaus halten zu müssen, dessen Direktor Atheist war. Kaum hatte ich den Segen gesprochen, so klirrten die Teller schon, ehe die Gemeinde sich entfernt hatte. Ich machte deshalb den Antrag im Presbyterium, eine Kapelle für die Kurgemeinde zu bauen. Der Bau wurde beschlossen und ich kollektierte bei meinen Freunden die ersten 10000 Franken für denselben. Ein Bruder schrieb mir damals: „Man baut jetzt nicht mehr, der Herr kommt." Wie froh war man seither an der Kapelle. Natürlich dachte ich, man baue die Kapelle für mich, es kam mir kein Gedanke, Davos zu verlassen; meine Frau und ich erholten uns zusehends und unserem Paul, den wir wie ein Skelett von Afrika zurückbrachten, wurde Davos ein „Jungborn".

Mitten in meine Tätigkeit hinein kam im Januar 1874 ein erneuter Ruf von England, dort ein Rauhes Haus zu gründen, mit dem Vorschlag, einen Besuch in London zu machen, und mir das Landgut anzusehen, auf dem die Anstalt errichtet werden sollte. Ich hatte keine innere Freiheit, ohne weiteres abzusagen, und reiste nach London, um zunächst das Kuratorium kennen zu lernen. Es bestand aus vorzüglichen Männern; alle waren entschieden gläubig, feingebildet und drei von ihnen sehr reich. Zwei derselben waren Parlamentsmitglieder. Einer der letzteren, Samuel Morley unterhandelte mit mir. Das Landgut hatte eine herrliche, gesunde Lage und war mit seinen Gebäuden sehr geeignet für den Beginn einer solchen Anstalt. Ich bekam Freudigkeit den Ruf anzunehmen. Die Begegnung mit dem genannten Herrn Samuel Morley war mir interessant. In London kannte ich eine Dame, die viel für Reichsgottes-zwecke bettelte. Im Jahr 1864 gab sie mir eine Empfeh-

lung an diesen Herrn Morley, der jährlich 1 000 000 Mark Einnahmen hatte, und sehr wohltätig war. Ich besuchte ihn damals, in der Erwartung einer großen Gabe für unsere afrikanische Mission. Empfehlungen von Bettlern, die oft selbst lästig werden, sind aber nicht gerade die besten; das mochte auch diesmal der Fall sein, oder Herr Morley war von meinem Besuche in Mißstimmung versetzt worden. Ich kam zu ihm und gab die Empfehlungskarte ab. Er fixierte mich scharf und sagte: „Ich mag sie nicht ansehen." So hatte mich noch kein Engländer empfangen. Ich entfernte mich möglichst rasch, wie ein übergossener Pudel. Nun stand ich zehn Jahre später wieder vor ihm, er war als Mitglied des Kuratoriums fortan mein Vorgesetzter, und er machte mir den Eindruck, jeder Zoll an ihm ist ein Gentleman. Diese Erfahrung war mir ein bleibender Beweis, daß der erste Eindruck von einem Menschen nicht immer der richtige ist.

Nach Davos zurückgekehrt kündigte ich meine Stelle zur unangenehmen Überraschung des Presbyteriums, arbeitete aber weiter bis zur sogenannten „Schneeschmelze", vor welcher die meisten Kurgäste Davos verlassen. Die Schneeschmelze bietet für die Kranken mehr eingebildete als wirkliche Gefahr. Ich habe Kranke gesehen, die während derselben in Davos blieben, und durchaus keinen Schaden nahmen. Ärzte und Hotelbesitzer müssen jährliche Ferien haben und dazu dient die Zeit der Schneeschmelze. Vor Annahme der englischen Stelle erbat ich mir die Erlaubnis einer dreimonatlichen Reise in Deutschland, England und Schottland, zum Studium der inneren Mission, was mir gestattet wurde. Ich verließ deshalb Davos Ende März, da ich dort so wie so Ferien hatte. In dieser Zeit

weilte ich auch fünf Wochen im Johannisſtift am Plötzenſee in Berlin, einem damaligen Filial vom Rauhen Haus, und dann drei Wochen im Rauhen Haus ſelbſt, wo ich den alten Herrn Dr. Wichern noch traf; er war aber ſchon eine gebrochene Kraft. Jene dreimonatliche Reiſe war eine intereſſante und lehrreiche. In Berlin überwältigte mich das Elend ſo, daß ich krank wurde. Ich kam ja dort an vor der Zeit von Hofprediger Stöcker. Da ſah ich viele Palais und Kaſernen, aber wenige Kirchen und keine Stadtmiſſion. Ein ganz kleiner Anfang von Stadtmiſſion beſtand im Jahr 1874 in zwei, ſage zwei Diakonen, von denen einer ganz im Dienſt der alten Kaiſerin ſtand. Der ſelige Dr. Wichern ſagte mir damals perſönlich: „Schon im Anfang der fünfziger Jahre wollte ich in Berlin eine Stadtmiſſion gründen; aber man ſagte mir: dieſe Arbeit ſei Sache des „ordentlichen Amts“. So wurde der Berliner Sumpf ſo tief, daß man faſt nicht mehr darin ſtehen konnte und Gott Stöcker ſenden mußte, um die Stadtmiſſion zu gründen. Schaue ich auf die ſeither verfloſſenen dreißig Jahre zurück, ſo iſt es ein Wunder vor meinen Augen, was Gott in Berlin, in Norddeutſchland, ja in ganz Deutſchland ſeither getan hat. Als ich damals von Norddeutſchland nach Süddeutſchland kam, ſagte ich: in Norddeutſchland ſteht die Geſelligkeit an der Stelle der Gemeinſchaft. Das iſt heute, Gott lob! ganz anders geworden. Es war im Sinn der engliſchen Freunde, daß ich mich beſonders intereſſierte für die Arbeit an den Gefangenen und für die Rettung der verwahrloſten Jugend. Darum ſah ich mir in Berlin und in anderen Städten die Gefängniſſe genau an. Moabit in Berlin, wo die Rauhhausbrüder zuſammen arbeiteten mit gläubigen Geiſt-

lichen, gefiel mir am besten. Ich bekam aber dort den bestimmten Eindruck, daß die meisten der Brüder nicht zu lange in der Gefängnisarbeit stehen dürfen, wenn sie nicht Schaden leiden sollen; nur einzelne werden Gefängnisarbeit ohne Schaden als Lebensberuf treiben können.

In der Rettung der verwahrlosten Jugend waren uns die Engländer damals insofern voraus, als sie Hunderte verwahrloster Kinder aus den Rettungshäusern nach Kanada verpflanzten, wo sie fern von städtischer Versuchung in der Landwirtschaft beschäftigt wurden. Von solchen Kindern wurden neunzig Prozent gerettet, während wir in Deutschland es nur auf achtundsechzig Prozent brachten. Könnten wir manche junge Leute und auch entlassene Sträflinge in ganz neue, gesunde Verhältnisse verpflanzen, so wäre das ein großer Gewinn. Im Juni kehrte ich von meiner Reise nach Davos zurück, wo der Herr uns am 20. Juni unsern Sohn Samuel schenkte. Der gegenwärtige Kurpfarrer Hauri wurde mein Nachfolger. Anfangs August verließ ich mit der Familie Davos, um nach England überzusiedeln. In Basel machten wir Halt, um von unsern Verwandten, die uns dort begegneten, Abschied zu nehmen.

Es war keine angenehme Überraschung, als ich dort einen Brief bekam von der Frau des Erblassers, der das Landgut für Errichtung eines Rauhen Hauses geschenkt hatte, ich möchte noch nicht kommen, „sie habe die Schlüssel zu ihren Möbeln verloren". Wäre die Sache nicht so ernst gewesen, so hätte ich lachen müssen über diese kindische Intrigue. Diese Witwe hatte nämlich wieder geheiratet, und saß nun mit ihrem Mann auf diesem Landgut. Ich hatte schon bei meinem Besuch in England Verdacht geschöpft, sie könne unter Umständen dem

Kuratorium das Landgut wieder entziehen, weil sie mich damals eigentümlich behandelte. Rechtlich konnte sie das nicht tun, da das ganze Anwesen dem Kuratorium gerichtlich übergeben war, sie also gar keinen Anspruch mehr darauf hatte. Aber sie war offenbar fest entschlossen, das Landgut dem bekannten Grattan Guinneß zur Errichtung einer Missionsanstalt zu geben, und darum blieb sie vorläufig dort sitzen. Wegen der „verlorenen Schlüssel" schrieb ich etwas ironisch, sie sei ja in der Nähe von Sheffield, wo Schlüssel fabriziert würden; ich hoffe, sie würden bald ersetzt sein. Aber es blieb alles still; sie antwortete nicht mehr, und mein Kuratorium war im August und September in den Ferien. So saß ich mit meiner Familie in Basel, wie der Vogel auf dem Zweig; wo sollte der Vogel hinfliegen?

Als meine Lage ruchbar wurde, bekam ich in wenigen Wochen fünf verschiedene Rufe, auch einen an das Rauhe Haus in Horn bei Hamburg. Allein ich konnte mich nicht ohne weiteres lösen von dem englischen Kuratorium. In seinem Auftrag hatte ich ja die dreimonatliche Reise gemacht; zudem hatte ich in Schottland bereits eine Anzahl Zöglinge geworben für die zu errichtende Anstalt und auch einen Lehrer engagiert. Ich mußte also zwei Monate in Basel warten, bis die Mitglieder des Kuratoriums aus den Ferien zurückgekehrt waren. In dieser Zeit stand ich natürlich vor der Frage, ob es überhaupt Gottes Wille sei, daß ich nach England gehe. Unerwartet führte der Herr eine teilweise Wendung herbei. Offenbar wollte Gott mich von Davos lösen; aber in die Zukunft durfte ich noch nicht blicken. Seine treue und starke Hand führte mich Schritt für Schritt.

II. Ein Jahr in England von 1874—1875.

Als der engliſche General Sir Garnet Wolſeley am 6. Februar 1874 Kumaſe, die Hauptſtadt von Aſante zerſtört hatte, wandten ſich engliſche Miſſionsfreunde an die engliſche biſchöfliche Miſſionsgeſellſchaft in London (Curch Missionary Society) mit der Bitte, dem Aſantevolk das Evangelium zu bringen. Die Kanonen dürften nicht das letzte ſein, was die Briten die Aſanteer hören ließen; ihnen müßten die Boten des Friedens folgen. Dieſe biſchöfliche Miſſionsgeſellſchaft war vierzig Jahre lang mit der Basler Miſſion verbunden. Letztere gab der engliſchen Geſellſchaft im Lauf der Jahre etwa neunzig Miſſionare. So wußten ſie, daß wir Basler die Bibel in die Aſanteſprache überſetzt hatten, und eine Schar eingeborne Arbeiter beſaßen, deren Mutterſprache die Aſanteſprache war. Darum bat die engliſche Geſellſchaft die Basler Miſſion, ſie möchte Aſante beſetzen, da ſie, wie keine andere Geſellſchaft, für eine Aſantemiſſion vorbereitet ſei. Das Komitee der Basler Miſſion antwortete der Londoner Geſellſchaft: „Wir würden Aſante gerne beſetzen, aber wir haben kein Geld.“ Darauf erwiderten die Londoner: „Senden ſie einen Mann nach England; wir wollen ihm helfen, daß er Geld bekommt zur Gründung einer Aſantemiſſion.“ Das war ſchön von den Eng-

ländern. Der Brief kam an, während ich in Basel auf die Ersetzung der verlorenen Möbelschlüssel wartete.

Herr Inspektor Josenhans kam zu mir und fragte mich, ob ich nicht Freudigkeit habe, in England für die Asantemission zu werben. Ich sagte ja, mit dem Gedanken, mein englisches Komitee und ich hätten dann Zeit, klar zu werden über die Errichtung eines Rauhen Hauses. Anfangs Oktober reiste ich mit Familie nach London. Dort hatte ich zunächst eine Konferenz mit meinem Komitee. Einer der Herren schlug vor, die frühere Besitzerin von Cliff mit Hilfe der Polizei von dort zu entfernen. Ich erklärte aber, keine Anstalt gründen zu wollen mit Hilfe der Polizei. Herr Samuel Morley machte den Antrag, mich zu bevollmächtigen, irgendwo ein passendes Stück Land für die Anstalt auszusuchen, sie wollten es bezahlen. Darauf schlug ich vor, sie möchten mir Bedenkzeit geben bis Frühjahr 1875; in der Zwischenzeit wolle ich für die Asantemission arbeiten und zugleich klar werden über die Gründung der fraglichen Anstalt. Die Herren gingen auf meinen Antrag ein. So wurde ich vorläufig frei für afrikanische Arbeit.

Im Jahr 1864/65 war ich unverheiratet in England. Diesmal stand ich da mit meiner Frau, vier Knaben und einem Dienstmädchen. Wir mußten daher ein Logis mieten, das nicht teuer sein sollte. Mein lieber alter Freund Herr J. P. Werner, Agent der Basler Mission in England, der mir früher so viel Liebesdienste erwiesen hatte half uns auch diesmal treulich. Wir klopften an vielen Orten an; immer wieder wurde die Frage gestellt: Haben Sie Kinder? und als wir antworteten ja, so erfolgte ein entschiedenes nein. Das waren schwere Tage. Endlich fanden wir ein

kleines Häuschen in der Vorstadt Acton, in dem wir den ganzen Winter blieben. So konnte ich meine Arbeit beginnen.

Diese war viel angenehmer als meine erste Kollektenreise; ich hatte auch Bruder Ramseyer einige Zeit bei mir, und wenn es ihm auch schwer wurde englisch zu reden, so war er als früherer Gefangener von Kumase doch eine Empfehlung. Die kirchliche Missionsgesellschaft gab mir ein gedrucktes Empfehlungsschreiben für ganz Großbritannien. Dazu bekam ich einen Mitarbeiter, wie ich ihn nicht besser wünschen konnte. Meine Frau und ich reisten im Jahr 1866 nach Afrika mit John Glover, Gouverneur von Lagos, mit dem wir befreundet wurden. Er besuchte uns nachher auch einmal in Christiansborg. In dem Feldzug der Engländer gegen die Asanteer war Sir Garnet Wolseley der kommandierende Offizier der westlichen Armee und John Glover kommandierte die östliche. Unsere Basler Missionare versahen ihn mit Telegraphisten, Übersetzern, Boten, Lastenträgern ꝛc. und er bekannte nachher, er habe den Sieg der Hilfe der Basler Missionare zu verdanken, und wir verdankten ihm und Wolseley die Rettung unseres Missionsgebietes von den blutdürstigen Asanteern. Jedenfalls führte Sir Garnet Wolseley den Hauptschlag. Bekanntlich belohnen die Engländer ihre Sieger gut. Die Königin beschenkte Wolseley und Glover reichlich und erhob letzteren zum „Sir". Als ich ihn in London traf, bot er mir an, mich zu begleiten, um in verschiedenen Städten die Gründung der Asantemission durch uns Basler zu empfehlen. Ich nahm sein Anerbieten mit großem Dank an. Und so redete ich in öffentlichen Versammlungen in London, Birmingham, Nottingham, Manchester und Liver-

pool mit Sir John Glover, dem Sieger über die Aſanteer. Man öffnete uns die Stadthallen umſonſt, und in Mancheſter allein betrug die Kollekte £ 600. In Birmingham und Mancheſter bildete ich Komitees, die die Sache in die Hand nahmen, und Hoffnung boten, auch für die Zukunft für die Aſante-miſſion tätig zu ſein. Mitten in dieſe Tätigkeit hinein kam aber eine Abkühlung. Unſer weitblickender Inſpektor Joſenhans, der immer die Regimentsfrage im Auge behielt, befürchtete wohl nicht ohne Grund, daß dieſe Komitees in Zukunft auch auf die Leitung der Aſante-Miſſion Einfluß beanſpruchen würden. Das wünſchte er aber nicht, und ich mußte mich, ſoweit es anging, von dieſen Komitees zurückziehen; das gab meiner Arbeit einen bedenklichen Stoß und erweckte Mißtrauen.

Vom Juli an kann man in England nicht mehr kollektieren; deshalb mußte ich die Arbeit in dieſem Monat ſchließen. Ich war natürlich in jenen neun Monaten vollſtändig in den Händen meiner engliſchen Freunde. So lange ich in London arbeitete, hatte ich mich an Sekretär Hutchinſon von der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft zu halten. Er hätte mir gerne möglichſt viel Geld verſchafft, aber Künſte helfen nicht. Er veranſtaltete einen Bazar und gewann die Namen hoher Perſönlichkeiten, auch die Prinzeſſin von Teck, für das Komitee; allein bloße Namen haben für einen Bazar wenig Wert, wenn es an arbeitenden Perſönlichkeiten fehlt. Letztere fehlten und der Bazar war ein vollſtändiges Fiasko. Dann gab mir ein Freund eine Empfehlung an den Biſchof von London, damit dieſer hohe Herr mir wieder eine Empfehlung gebe. Ich kam in ſein Palais während eines theologiſchen Examens und mußte lange warten. Mittags lud mich der

Bischof zum Lunch (zweites Frühstück) ein und ich saß an seiner Seite inmitten einer Schar Studenten. His Lordship war sehr trocken und sagte mir nach Tisch, ich möge meinen Freunden sagen, er sei freundlich gegen mich gewesen. Ich dankte ihm schön. Besser ging es Bruder Ramseyer und mir bei Pastor Spurgeon. Er war sehr freundlich und lud uns ein zu einer Montagabendbetstunde im Tabernakel. Es waren an einem regnerischen Abend etwa 1500 Personen in der Betstunde. Spurgeon empfahl der Versammlung die Asantemission und ich hielt eine Ansprache. Die Kollekte, die wir erhielten betrug 640 Mk. Ein Kaufmann versprach mir eine große Summe, wenn wir Christum nicht mehr als Gottes Sohn verkündigen würden, worauf ich selbstverständlich nicht einging.

So macht man allerlei Erfahrungen, wenn man in fremdem Lande kollektiert; hätte eine englische Missionsgesellschaft nach dem Asantekrieg kollektiert, so hätte sie wohl hundertmal mehr bekommen als wir. Die gesamte Kollekte betrug nur zirka 70 000 Franken. Das Gefühl, daß man als Fremder kollektierte, wurde immer wieder gemildert durch die viele Liebe, die man mir und meiner Familie erwies. Meine erste Kollektenreise war doch vorbereitend gewesen für die zweite, und niemand außer Sir John Glover und der kirchlichen Missionsgesellschaft, hat sich auf meiner zweiten Reise so für mich bemüht, wie der mir befreundete Quäker John Albright in Birmingham. Gott möge es ihm vergelten! Durch Empfehlung dieser lieben Familie Albright, die mit der Familie Sturge befreundet war, welche mir das erstemal vorwärts half, logierten meine Frau und Kinder im Frühjahr 1875

einige Monate umsonst in dem schön gelegenen Charlbury bei Oxford, wo wir völlig vergaßen, daß wir Fremde seien.

Für meine Zukunft war es wichtig, daß während meines zweiten Aufenthaltes in England der Evangelist Moody mit dem Sänger Sankey dort arbeitete. Meine Frau und ich hörten ihn oft in der Landwirtschaftlichen Halle in Islington (London); auch konnte ich den Segen seiner Arbeit verfolgen bis nach Schottland. Außer Wesley, Whitefield und Spurgeon hat wohl kein Mann in Großbritannien in den letzten zwei Jahrhunderten mehr gewirkt, als Moody. Er war ein Evangelist von Gottes Gnaden. Das eigentümliche und fruchtbare in Moodys Arbeit, war die Tatsache, daß allabendlich bis achtzig Geistliche aller Denominationen, die hochkirchlichen, katholisierenden ausgenommen, auf der Plattform saßen, und in den Nachversammlungen brüderlich mit Moody zusammen arbeiteten, um die Erweckten sofort in bleibende Pflege zu übernehmen. Man hatte nur ein Ziel: Sünder zu retten; darum segnete Gott diese einmütige Arbeit reichlich. Kein Wunder, daß in der inneren und äußeren Mission Englands mit Moodys Auftreten ein nie dageweſener Aufschwung begann.

Ehe ich Moody hörte, bewegte ich den Evangelisationsgedanken neun Jahre lang in meinem Herzen, und hätte ihn in Afrika mit Begeisterung verwirklicht, wenn ich das Generalpräsidium behalten hätte. Es sollte nicht sein; ich sollte erst Berner und dann deutscher Evangelist werden. Der Herr hat seine Zeit im Gange seines Reiches. Noch von England aus schrieb ich an Herrn Inspektor Josenhans, ich möchte deutscher Evangelist werden; er riet mir aber entschieden ab und schlug

mir vor, für die Basler Mission Reiseprediger in Deutschland zu werden. Es vergingen aber noch einige Monate, ehe es hierzu kam.

Bekanntlich fanden im Mai 1875 die großen Versammlungen in Brighton statt, an welchen auch viele Deutsche teilnahmen. Meine Frau und ich waren auch dort. Es redeten an denselben so viele treffliche Männer, daß niemand, der offen war für die Wahrheit, leer ausging. Die Versammlungen standen aber doch nicht mehr auf der Höhe derer vom Jahr 1873 in London und 1874 in Oxford. Was mich betrifft, so wurde ich auch gesegnet. Doch hatte ich das Gute, das sie boten, schon lange vorher erlebt, und die schwache Seite die sie zeigten, hatte ich schon vor Jahren überwunden. Die schwache Seite war der Mangel an tiefer, schriftgemäßer Erkenntnis der Sünde, der seine Konsequenzen in der ganzen Heilslehre zieht. Die Engländer überwanden nachher diese schwache Seite und so ging aus jener Bewegung die Keswicker Bewegung hervor, die Tausenden zum Segen wurde und noch wird.

Durch meine zweite Reise in England lernte ich die englischen Verhältnisse noch genauer kennen, als ich sie früher kannte und bekam die Überzeugung, daß die Engländer mit ihren eigentümlichen Verhältnissen unsere deutsche innere Mission nicht nachmachen können, und zweifelte an der Zweckmäßigkeit der Errichtung eines Rauhen Hauses. Ich zog mich daher von diesem Projekt zurück. Herr Morley benahm sich sehr nobel, ersetzte mir alle meine Auslagen und bot mir einen jährlichen Beitrag von 1400 Mark an, wenn ich in London arbeiten würde. Für letzteres hatte ich keine Freudigkeit. Da

in England in weiten Kreisen Interesse für die Asantemission geweckt war, und man auch in Zukunft auf Beiträge hoffen konnte, so erschien es wünschenswert, daß die Basler Mission einen Vertreter in England haben möchte zum Wacherhalten von diesem Interesse. Die Gelegenheit hierzu bot sich. Die Pfarrstelle an der Islingtongemeinde war wieder frei, und wurde mir angeboten. Diesmal war ich geneigt, die Stelle anzunehmen und auch Herr Inspektor Josenhans stimmte zu. Als ich aber in die Sitzung des Presbyteriums kam um ja zu sagen, wurde ich so unruhig, daß ich auf die Stelle verzichtete. Ich nahm deshalb den Ruf als Missionsprediger in Frankfurt a. M. für die Basler Mission an und bin gewiß, daß Gott es war, der mich nach Deutschland zurückführte.

Durch das neunmonatliche Reisen und die vielen nächtlichen Versammlungen war ich abgearbeitet und schlaflos geworden. Ein Pfarrer in Derby, bei dem ich aus- und einging, sagte mir, es sei Torheit in diesem Zustand die Frankfurter Stelle anzutreten. Ich sollte mich erst erholen, und seinen Hausarzt um Rat fragen. Ich tat es; der Arzt versprach mir eine gute Kur, aber ich müsse Geduld haben. Meine Familie war noch in Charlbury bei Oxford. Ich ließ sie kommen, und mietete ein Logis in einem alten Landhaus außerhalb der Stadt Derby, wo wir eine wunderbare Bewahrung erfuhren. Zwei Tage ehe wir unser neues Logis bezogen, stürzte das Dach über unserem Schlafzimmer ein. Wären wir dageweſen, so hätten wir unser Leben verloren. Dem Herrn sei Dank! für seine Treue, mit der Er über uns wachte. Für meine Frau war jener Umzug schwer. In Charlbury war sie in einem lieblichen Kreis von Freunden gewesen, in dem sie sich ganz daheim fühlte; sie wäre

gerne sofort nach Frankfurt umgezogen, statt nach Derby überzusiedeln, wo sie keinen Menschen kannte. Der Dacheinsturz war ja auch kein freundlicher Willkomm. Die Frau, bei der wir in Derby wohnten, begeisterte eine Mutter mit Kindern auch nicht durch ihren Empfang. Ihre erste Erklärung war, unsere Knaben dürften mit ihren Schuhen das Wohnzimmer nie betreten, sie müßten sie immer im Hausgang ausziehen; und dann dürften sie auch kein Obst im Garten essen. Wir hielten die Gebote treulich. Unsere Knaben machten allerdings etwas lange Gesichter, denn in Charlbury hatten wir ein ganzes Haus zur Verfügung gehabt, ohne Miete und ohne Gebote. Ihre Gesichter wurden aber bald helle, als sie den Park mit seinen herrlichen Linden sahen, der zum Haus gehörte und in dem sie spielen und Hütten bauen konnten. Nachher wurden wir befreundet mit der Hausfrau; sie machte den Kindern kein Gesetz mehr; führte mich sogar bei ihrem Pastor ein, der mich predigen ließ.

Meine Kur währte zehn Wochen, und wenn ich einmal eine Kur unter göttlicher Leitung machte, so war es jene. Auf meiner ersten Heimreise von Afrika hatte ich jenen akuten, lebensgefährlichen Anfall von Dysenterie, bei dem mir der Schiffsarzt viel Quecksilber gab, auch bei früheren Anfällen von Dysenterie hatte ich dieses Mittel bekommen. Natürlich lag das Quecksilber in meinem Leib, denn es assimiliert sich nicht mit dem menschlichen Organismus. Meine Kur bestand darin, daß ich zehn Wochen lang täglich zweimal elektrisiert wurde. Wie war ich überrascht, als meine Hände Wochen lange von Quecksilber bedeckt waren! Der elektrische Strom, der durch meinen ganzen Körper ging, brachte es heraus. Das

war eine Wohltat für mein ganzes Leben. Mancher wird sagen, es wäre besser gewesen, du hättest das Quecksilber nie geschluckt. Das glaube ich auch; aber um da mitreden zu können, muß man totkrank auf einem Schiff gelegen haben, umgeben von lauter fremden, ungläubigen Menschen. Von jener Kur an hatte ich besseren Schlaf. Von der fünfvierteljährigen Krankheit im Jahr 1857/58 an bis zum Jahr 1875 litt ich viel an Schlaflosigkeit. In Afrika war ich oft lange Zeit nie in einem Bett, sondern schlief auf einer Lattenbank, wo ich am meisten Ruhe fand. Darum bin ich heute noch dankbar für die Hilfe, die mir in Derby zukam.

Ende September reisten wir von London nach Rotterdam. Wir waren sieben Personen und hatten viel Gepäck. Um billig zu reisen, gedachten wir von Rotterdam bis Mainz auf dem Rhein zu fahren. Da wir aber weder auf dem Kanal noch auf dem Rhein Betten hatten, und meine Frau sehr ermüdet war, so sandte ich sie mit den Kindern und dem Mädchen von Düsseldorf aus per Bahn nach Frankfurt a. M. voraus. Ich blieb mit dem Gepäck auf dem Schiff bis Mainz. Ob ich am selben Tag auch noch nach Frankfurt kommen werde, konnte ich meiner Frau nicht sagen. Glücklicherweise erreichte ich Frankfurt zwei Tage nachher gegen Mitternacht, als meine Leutchen bereits in tiefem Schlafe lagen. Mein Einstand in Frankfurt war etwas abenteuerlich. Zum Glück bin ich kein Zeichendeuter. Die Praunheimer-Straße, in der unser Haus stand, war neu und ungepflastert. Vor dem Hoftor war eine Pfütze, die ich in der Dunkelheit passierte. Da das Hoftor verschlossen war, so blieb mir nichts anderes übrig, als über den eisernen Zaun hineinzusteigen. Wie sollte ich aber in das

haus kommen? Alles ſchien zu ſchlafen. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, erſchien ein Licht; der alte Reiſeprediger Köhler von der Brüdergemeinde logierte im Haus und war zum Glück noch auf; er öffnete mir freundlich die Tür. Es war eine angenehme Überraſchung für meine Frau als ich erſchien.

12. Vier Jahre Missions-Reiseprediger in Frankfurt a. M. von 1875—1879.

In Frankfurt waren mehrere Basler Missionare meine Vorgänger gewesen, und so verstand es sich von selbst, daß ein Kreis von Freunden vorhanden war, der sich unserer annahm, was uns sehr wohl tat. Liebe Freundinnen führten meine Frau ein in das Gebiet einer Hausfrau und Missionsfrau, und ich hatte die Wohltat zu genießen, daß ein Vorgänger, der elf Jahre auf meinem Posten gewesen war, Metropolitan Strobel in Bockenheim, sich ganz in meiner Nähe befand; bei ihm konnte ich jederzeit Rat und Information haben, soweit es nötig war. In Frankfurt war es damals für einen Fremden nicht so leicht, Eingang zu finden, die religiösen Verhältnisse standen im Jahr 1875 viel tiefer als heute; es ist jetzt mehr geistliches Leben dort als zu meiner Zeit. Bald nach meiner Ankunft sagte mir ein Herr: „Sie können hier nur unter Protektion arbeiten," worunter er Deckung und Einführung durch irgend eine reiche Persönlichkeit verstand. Meine Antwort war: Ich komme nach Frankfurt mit Protektion, der Herr ist mein Protektor. Mit diesem Protektor bin ich in Frankfurt wie überall gut gefahren, sodaß ich mich mit meiner Frau dort bald daheim fühlte. Ich wußte, daß ich auf meinem neuen Posten sehr

viel werde reden müssen, kannte auch die Gefahren der Reisepredigt wohl. Deshalb begann ich gleich im Anfang ein engeres Kränzchen in meiner Wohnung mit mehreren gleichgesinnten Freunden. In diesem Kreis stärkte ich mich, so oft ich nach Hause kam, durch Gebet und Schriftbetrachtung. So sank ich nie auf das Niveau herunter, auf das mich die gegebenen Verhältnisse auf der Reise stellten. Nach einiger Zeit bildete ich dann ein größeres Kränzchen in Frankfurt, das mir auch Freude machte, und den Kreis der Freunde erweiterte: Wie die Liebe nie aufhört, so hat die Gemeinschaft mit den damaligen Mitverbundenen bis auf diese Stunde nicht aufgehört. Gepredigt habe ich in Frankfurt fast nie, weil ich bei dem besten Willen keine Zeit dazu hatte.

Wenige Wochen nach meiner Ankunft in Frankfurt starb am 10. Oktober meine Mutter. Als ich im Februar 1847 meine Lehre antrat, verließ ich sie todkrank. Von dort bis an zu ihrem Heimgang, also 28 Jahre, war sie fast immer im Bett. In dieser langen Leidensschule bereitete der Herr sie immer mehr zu für die Ewigkeit. Meine liebe, einzige Schwester, die schon frühe den Heiland fand, war all diese Jahre ihre treue Pflegerin und Seelsorgerin; und wie sie der Mutter zu großem Segen war, so setzte sie der Herr auch in der Gemeinde und für die Umgegend zum Segen. Sie überlebte die Mutter noch dreizehn Jahre und schloß ihr arbeitsreiches Leben im vollen Frieden, im sieghaften Glauben an ihren Heiland. Mein einziger Bruder starb fast gleichzeitig mit der Mutter in Philadelphia, Amerika. Durch Gottes unverdiente Gnade durfte ich sie alle überleben.

Mein Arbeitsgebiet, das ich von Frankfurt aus zu bereisen

hatte, war groß; es umfaßte Heſſen-Darmſtadt, Naſſau, Kurheſſen und Thüringen. Da ich nur in Kirchen redete, ſo mußte ich die Erlaubnis hierzu von den betreffenden Konſiſtorien erbitten, die mir auch bereitwilligſt gegeben wurde. Als Erbſchaft von meinen Vorgängern hatte ich ſechs monatliche Miſſionsſtunden angetreten in Frankfurt a. M., Hanau, Mainz, Darmſtadt, Friedberg und Wiesbaden. Dieſe Miſſionsſtunden hatten zwei Seiten: ſie nahmen dem Reiſeprediger viel Zeit und erforderten viel Stoff; das war die Schattenſeite. Drei von ihnen, die in Darmſtadt, Friedberg und Wiesbaden hatten Lichtſeiten, denn abends nach der Miſſionsſtunde fand immer ein Kränzchen ſtatt, an dem die Geiſtlichen und gläubige Beamte, in Friedberg auch die Profeſſoren, teilnahmen. An jenen Abenden war ich mehr der Empfangende als der Gebende und hatte viel Anregung. In Darmſtadt war damals die Hofkirche der Sammelpunkt der Gläubigen. Oberhofprediger Bender und Hofprediger Grein waren gläubige Männer. Bei letzterem, meinem treuen Freunde, logierte ich, und in der Hofkirche hatte ich meine monatliche Miſſionsſtunde. Die fromme Prinzeſſin Karl, Großmutter des jetzigen Großherzogs fehlte in keiner Stunde. Auch die Prinzeſſin von Battenberg kam zuweilen. Das hatte dann zur Folge, daß ich gefragt wurde, ob ich nicht Hofprediger des Prinzen Alexander von Battenberg werden wollte, als er zum Fürſten von Bulgarien gewählt wurde. Ich ſchlug die Stelle ohne weiteres aus, und als der Fürſt vertrieben wurde, war ich ſehr froh, nicht ſein Begleiter zu ſein.

In Wiesbaden war ich zu Gaſt in der engliſch-biſchöflichen Kirche, wo ich vier Jahre lang allmonatlich redete, und bei dem

lieben Konsistorialrat Ohly logierte. In Friedberg hatte ich wohl die wichtigste Missionsstunde, weil sich dort ein theologisches und ein Lehrerseminar befindet. Die Professoren und Seminaristen besuchten die Missionsstunde regelmäßig, die Burgkirche war immer voll. Denke ich zurück an all die lieben Freunde, mit denen ich in diesen Städten so oft zusammen war, so sind die meisten heimgegangen. Das erinnert auch mich an den Feierabend.

Die Missionsstunden waren aber nur ein kleiner Teil meiner Arbeit, die Hauptaufgabe bestand in der Reisepredigt. Diese betrachtete ich von Anfang an nicht nur als Missions- sondern auch als Evangelistenarbeit, was sie tatsächlich war. Sonntags war ich nie daheim, sondern predigte immer irgendwo vormittags, und nachmittags hatte ich an demselben Ort einen Missionsvortrag mit einleitender Erbauung. Die Kirchen waren überall voll. Wenn ich in jener Zeit an einem Sonntag zweimal geredet hatte, dachte ich sehr oft: jetzt sind die Leute warm; wenn ich nur acht Tage lang predigen dürfte. Aber meine Freunde sagten: „Das würde das Konsistorium nicht erlauben." Zwanzig Jahre später erfuhr ich, daß mir der Generalsuperintendent mehr erlaubte als viele andere Leute. Überhaupt muß ich mit Dank erwähnen, daß die Konsistorien meiner damaligen Arbeit wohlwollend und freundlich gegenüberstanden, in Cassel das Gesamtkonsistorium. Das war eine wesentliche Förderung meiner Arbeit, weil mir alle Kirchen offen standen. In Niederhessen bereiste ich einige Diözesen und redete jeden Abend in einer anderen Gemeinde bei improvisierter Beleuchtung, sodaß der Missionar und der Evangelist völlig zu ihrem Recht kamen. Es waren schöne Tage. Ähnlich arbeitete ich

im Naſſauiſchen in der Gegend von Naſtätten. Dort holte ich mir im Herbſt 1877 eine Lungen- und Rippenfellentzündung, die mich an den Rand des Grabes brachte. Ich mußte zu Fuß von Gemeinde zu Gemeinde gehen, hatte im feuchten März kalte Betten und erkältete mich. Der Herr half in Gnaden. Als das Fieber aufs höchſte geſtiegen war, hatten meine Freunde in Wädenſchweil am Züricherſee eine Betſtunde für mich und in derſelben Nacht wurde ich beſſer. Dem Herrn ſei Lob und Dank!

Vier Wochen nach dieſer Krankheit mußte ich nach Thüringen reiſen, um dort an acht Miſſionsfeſten zu reden. Leider konnte ich in Thüringen ſagen: Das Miſſionsfeſt bin ich. Morgens hatte ich die Feſtpredigt in der Kirche, und nachmittags den Vortrag in einem Saal unter Poſaunenſchall beim Bierglas. Gott ſei Dank! daß ſich auch in jenen Landen neues Leben zu regen beginnt. Zu meiner Zeit ſah es traurig aus. Doch fand ich auch dort einige liebe Freunde. Ich ging damals nach ſchwerer Krankheit als Rekonvaleszent in die Arbeit und weiß nicht, was aus mir geworden wäre, ohne beſondere Bewahrung des Herrn. Ich bekam ein Nachtquartier mit jener unheimlichen Bettgeſellſchaft, die einem Menſchen mit empfindlicher Haut allen Schlaf unmöglich macht. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als mich die ganze Nacht auf den Tiſch zu flüchten. Die Folge war hochgradiges Fieber, fünf Wochen nach Lungen- und Rippenfellentzündung. Krank kam ich in Frankfurt an, an einem Freitagabend, und tags darauf mußte ich nach Lich in Oberheſſen reiſen, um am Sonntag morgen zu predigen, und nachmittags einen Miſſionsvortrag zu halten. Die Kirche in Lich iſt groß und die Predigt machte mir

etwas warm. Nach der Predigt war ich von meinem Fieber völlig befreit und dankte Gott von Herzen. „In wieviel Not, hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!“

Außer meiner Reisepredigt hatte ich auch die Missionskasse, einschließlich der Halbbatzenkollekte für Mitteldeutschland, und die Redaktion des monatlichen Starkenburger Missionsblattes, also Arbeit in Menge. Im Jahre 1877 bekam ich einen Mitarbeiter in Missionar Bergfeldt, der sich in Cassel niederließ und mir Niederhessen und Thüringen abnahm. Trotz dessen hatte ich soviel zu tun, daß ich während eines großen Teiles meiner Zeit im Eisenbahnwagen saß. Das war für meine Frau keine leichte Sache. Gott hatte uns zu unsern vier Knaben am 23. Dezember 1875 auch unsere Tochter Lydia geschenkt, und ihr folgte am 29. August 1877 unsere zweite Tochter Hanna, sodaß meine Frau sechs Kinder zu erziehen hatte. Wir bekamen den Eindruck, die Knaben sollten unter einem Manne stehen, und brachten deshalb die drei ältesten im Jahr 1878 nach Basel in das Missionsknabenhaus. Dieser Schritt wurde uns dadurch erleichtert, daß unser Schwager Pfarrer Pfisterer, Hausvater im Knabenhaus ist, die Kinder also nicht in fremde Hände kamen. Nach dieser Veränderung war es mir möglich, mein Reiseleben fortzusetzen.

Wenn man soviel erzählen muß, wie es bei einem Missionsprediger der Fall ist, so ist man nach einigen Jahren mit dem selbsterlebten Stoff am Ende, und muß seine Zuflucht zur Missionsliteratur nehmen. Das verändert und vermehrt natürlich die ganze Arbeit. Es ist etwas ganz anderes, wenn ich meine eigene Arbeit beschreibe, als wenn ich von der Arbeit anderer erzähle. Zudem ist es eine wirkliche Arbeit,

wenn man nicht nur Geschichten erzählen, sondern in die Mission einführen, Bilder von der Missionsarbeit auf einzelnen Gebieten geben will. Letztere Arbeit ist für die eigene Person und für die Gemeinde eine sehr fruchtbare Arbeit, aber eine wirkliche Arbeit, die sich reichlich lohnt. Mancher Pfarrer seufzt über seine Gemeinde; hätte er eine Ahnung, welch' herrliches Mittel ihm durch Missionsstunden gegeben ist für Erweckung und Belebung seiner Gemeinde, so würde sein Seufzen aufhören. Ich rede aber nicht von Missionsstunden, die langweilen, sondern von solchen, die interessieren. Wir haben jetzt eine reiche Missionsliteratur, und besonders einem Pfarrer auf dem Lande sollte es eine Freude sein, sich in dieselbe einzuleben, und seiner Gemeinde zu sagen, was der Herr tut in der ganzen weiten Welt. Hat er eine tote Gemeinde, so beginne er mit Vorträgen über Land und Leute, die allgemeines Interesse erwecken und schreite Schritt für Schritt fort zu Schilderung wirklicher Missionsarbeit mit Einflechten von Biographien, d. h. Bekehrungsgeschichten von Heiden, die bei gewissen Zuhörern mehr wirken, als eine Bußpredigt. Wieviel Stoff findet man hierfür in Missionstraktaten, dem Basler Missionsmagazin, der Allgemeinen Missionszeitschrift und in vielen andern guten Missionsschriften, alten und neuen Datums. In einer Landgemeinde kommt man so leicht in ein Geleise und der Blick wird eng. Geschieht das, so wird auch das Herz eng. Eingehende, regelmäßige Beschäftigung mit der Heidenmission ist eine vortreffliche Arznei gegen Herzverengung und geistliche Verarmung. Sie bringt uns in Reichsluft hinein, erhält uns frisch und macht uns fruchtbar in den Gemeinden. Die Aufgaben unserer alten großen Missions-

gesellschaften wachsen; zu den alten Freunden hin brauchen sie neue, damit das Werk des Herrn nicht gehindert werde. „Vorwärts" ist und bleibt die Losung des Herrn; „vorwärts" muß auch unsere Losung bleiben. Wir kommen vorwärts, wenn wir das von den Vätern überkommene Werk stärken und in gesundem Stand erhalten helfen.

Ich arbeitete bis Juli 1879 in Mitteldeutschland. Da kam ein Ruf von der evangelischen Gesellschaft in Bern, ihr Prediger in der Stadt Bern zu werden, wo ich meine ganze Kraft für Predigt und Seelsorge verwenden konnte. Diese Gesellschaft ist so alt wie ich, vierundsiebzig Jahre, hat eine ausgedehnte Arbeit im ganzen Kanton und ist durch ihr Bleiben in der Landeskirche und ihr Festhalten am vollen Evangelium der Berner Kirche zu unberechenbarem Segen gewesen. Da ich keinerlei Hoffnung mehr hatte, nach Afrika zurückkehren zu können — obgleich ich und meine Frau es sehr wünschten — so wird man begreifen, daß ich meine Kinder gerne selbst erzogen hätte; das ließ mich eine feste Stellung wünschen. Dann hatte ich als Missionsprediger gar keine Seelsorge, ich war jahraus, jahrein nur Redner, was mich oft unglücklich machte: Meine Erlebnisse in Afrika hatte ich, wie ich bereits bemerkte, hin und her in meinem Arbeitsgebiet erzählt, und mußte meine Zuflucht zur Missionsliteratur nehmen. Meine Arbeitsweise brachte es mit sich, daß ich fast täglich andere Kost und andere Betten hatte, und gerade im Jahr 1879 oft recht müde war. Im Juli hatte ich bei Winnerod in Oberhessen im Wald an einem Missionsfest zu reden. Der Wind kam gegen mich und ich mußte sehr stark sprechen, um verstanden zu werden. Von Stund an regte sich mein afri-

kaniſches Herzleiden wieder. So kam der Berner Ruf meinen verſchiedenen Bedürfniſſen entgegen. Zudem war mein Schwager Hans Bäſchlin Sekretär der evangeliſchen Geſellſchaft.

Im Auguſt hat die Geſellſchaft alljährlich ihr Jahresfeſt. Ich beſuchte dasſelbe und hielt meine Probepredigt über Jeſ. 43, 1—3. Da für meine Frankfurter Stelle in Miſſionar Fritz ein ganz paſſender Nachfolger gefunden war, ſo hielt mich nichts ab, die Berner Stelle anzunehmen. Am 15. September 1879 ſagte ich zu. Es war mir nicht leicht, Frankfurt zu verlaſſen. Meine Frau und ich hatten dort einen ſchönen Freundeskreis gefunden. Dazu hatte mir der Herr in beiden Heſſen und Naſſau ſo viele Freunde und offene Türen geſchenkt, daß es mich beim Abſchied ein eigentliches Losreißen koſtete. Als ich das dem ſeligen Pfarrer Guſtav Schloſſer ſagte, tröſtete er mich mit den Worten: „Es iſt das Normale, daß einem der Abſchied ſchwer wird; mir iſt es auf allen Stellen ſo gegangen.“ Ich blicke mit Freude und Dank auf jene vierjährige Arbeit in Mitteldeutſchland zurück. Ich durfte den Samen des Wortes reichlich ausſtreuen, und bin gewiß, daß am großen Erntetag auch aus jener Zeit Frucht offenbar werden wird, zum Preiſe des Herrn.

13. Sieben Jahre in Bern von 1879—1886.

Meine Frau reiſte mir voraus nach Bern mit den beiden Töchtern und dem Söhnchen Gottlob, der uns am 10. Febr. 1879 geboren wurde. Unſere drei Basler Knaben freuten ſich, wieder bei den Eltern ſein zu dürfen. Ich folgte nach und wurde am 3. November in mein neues Amt eingeführt. Die Berner nahmen uns mit viel Liebe auf; unſere Wohnung fanden wir teilweiſe möbliert und mit Proviant verſorgt. Durch meinen lieben Schwager und ſeine Frau wurde uns das Einleben in Bern ſehr erleichtert. Eine liebe Frankfurter Freundin, die uns nach Bern begleitete, half die Brücke bauen von Frankfurt nach der neuen Heimat. Der Übergang über dieſe Brücke war für meine Frau etwas heimeliger als für mich Schwaben. Sie konnte ſofort ihren Züricher Dialekt reden und galt als Landsmännin; ich hatte wenigſtens den Troſt, daß mein ſchwäbiſch-allemanniſcher Dialekt ſofort von jedermann verſtanden wurde, und ich verſtand auch jedermann. Das war genug. Die Kinder lernten ſehr bald „Berndütſch", der älteſte Knabe ausgenommen. Bern beſitzt ſo treffliche, freie, chriſtliche Schulen, die keine Staatsunterſtützung haben, wie man es kaum irgendwo findet: Ein Schullehrerſeminar, eine höhere Töchterſchule und ein Gymnaſium. Inſofern waren

unsere Kinder besser versorgt, als an irgend einem andern Ort.

Das Komitee, dessen Mitglied ich wurde, bestand der Mehrzahl nach aus ältern, gläubigen Männern, denen das Reich Gottes am Herzen lag. Jede Sitzung wurde mit Gebet begonnen und geschlossen. Es war und ist ein Arbeitskomitee, das ein Stück sehr lehrreiche Kirchengeschichte repräsentiert. Als im Jahr 1830 der Freiheitssturm durch Europa brauste, manche alten Einrichtungen wegfegte und Raum machte für freiere Bewegung, da waren eine Anzahl gläubige Männer in Bern, denen Gott die Überzeugung ins Herz gab, sie müßten sich zusammenschließen, um in der bernischen Landeskirche neues Leben zu wecken und zu pflegen. Am 3. September 1831 einigten sie sich auf einfache Statuten, die heute noch bestehen, und gründeten an jenem Tag die evangelische Gesellschaft. Zwei Herren, die im ersten Jahre im Komitee waren, traten im zweiten Jahr aus und gründeten nachher die jetzt noch bestehende freie Gemeinde in Bern. Überschaut man nach vierundsiebzig Jahren die Wirksamkeit der evangelischen Gesellschaft, die in der Landeskirche steht, und die Wirksamkeit der freien Gemeinde, so steht man vor der Tatsache, daß im Lauf dieser Jahre viele Seelen durch die freie Gemeinde gesegnet wurden, denn sie hatte vortreffliche Arbeiter, daß aber die evangelische Gesellschaft der freien Gemeinde an Einfluß ungemein überlegen ist, und sich zu ihr verhält, wie der Strom zum Bach, das ist lehrreich für unsere Zeit, um so mehr, als dieselbe Tatsache sich an verschiedenen Orten wiederholt hat und sich immer wiederholen wird. Junge eifrige Leute, denen es aber oft an Lebenserfahrung, Weisheit von

oben und an Geduld fehlt, sind immer geneigt, den Faden der Geschichte zu durchhauen und neu anzufangen; sie vergessen das Wort von Bunsen: „Gott in der Geschichte." Ignorieren wir die Geschichte, so riskieren wir immer, daß unsere Neuschöpfung eine kurze Geschichte habe. So lange uns die geschichtlich gewordenen Verhältnisse freie Geistesbewegung möglich machen, ist es eine Torheit, den Zusammenhang mit ihnen aufzugeben, weil wir dadurch den göttlichen Segen, der noch da ist, und den Zaun, den das Bestehende bietet, verlieren. Wir verlieren aber noch mehr, wir verlieren die Berührungsflächen, die wir brauchen für weitreichenden Einfluß. Wir sollen das Salz der Erde und das Licht der Welt sein. An diesem Grundsatz hat die evangelische Gesellschaft in Bern festgehalten auch in den Zeiten, in denen man sie gerne aus der Kirche hinausgedrängt hätte.

Als ich in Bern eintrat, war die Gesellschaft achtundvierzig Jahre alt. Ich traf viel Frucht dieser achtundvierzigjährigen Arbeit. In der Stadt und auf dem Lande waren dreizehn Versammlungshalter tätig, die an 120 Orten monatlich 150 Erbauungsstunden hielten. Einer dieser Brüder, der Vater Heiniger, lebte ganz für die Jungfrauenvereine, die ich in Blüte fand, wie an keinem andern Ort, wo ich bis dorthin gearbeitet hatte. Ähnlich wurden die Jünglingsvereine gepflegt. Außer den dreizehn Brüdern standen noch zwei Bibelkolporteure im Dienst der Gesellschaft. Die Frucht dieser weitverzweigten Arbeit wird nicht nur gepflegt, sondern auch für weitere Arbeit dienstbar gemacht. Hin und her im Kanton finden regelmäßige Bezirkskonferenzen für Männer statt, in denen jeder zum Wort kommt. Dann bestehen vier jährliche

Hauptversammlungen, die in Bern stattfinden und deren Mitglieder sich jedes Jahr mehren. Bei meinem Eintritt waren es 120 Mitglieder. In diesen Hauptversammlungen werden Mitteilungen gemacht über das ganze Werk und die Bedürfnisse des Werkes besprochen. Durch die Mitglieder der Hauptversammlung hat das Komitee Fühlung mit dem ganzen Kanton; sie sollen das Interesse der Gesellschaft überall vertreten und deren Arbeit fördern. Um die Männer fruchtbar zu machen zum Dienst des Herrn, ist ein jährlicher Bibelkurs eingerichtet, der von großem Segen ist. Nebst dem jährlichen Fest, das in einer hierfür erbauten Festhalle stattfindet, finden eine große Anzahl Feste in verschiedenen Teilen des Kantons statt.

So wurde ich in eine große Arbeit hineingestellt. Meine Aufgabe war Predigt und Seelsorge in der Stadt. Das Berner Diakonissenhaus besitzt zwei Häuser in der Nähe der Nydeckkirche und des Bärengrabens. In einem dieser Häuser befindet sich ein Saal, der 6—700 Personen faßt. In diesem sollte ich reden. Ich traf etwa siebzig Zuhörer an. Bald wurde der Saal übervoll, der Herr segnete Sein Wort sichtbar. Auch Seelsorge bekam ich viel, ist doch in jeder Stadt viel unbesorgte Seelsorge. Ich war ungemein glücklich in meiner Arbeit. Eine Betstunde fand ich nicht vor, gab deshalb den Anstoß für eine solche. Zuerst war sie dürftig, wurde aber später lebendig.

Etwa sechs Wochen nach meinem Eintritt kam die Bitte an mich, ich möchte in Langnau im Emmental in Evangelisationsversammlungen reden. Ich war damals achtundvierzig Jahre alt und hatte den Berner Posten angenommen unter der Bedingung, nicht mehr reisen zu müssen, nachdem ich zwanzig

Jahre lang gereist war; an Evangelisation dachte ich nicht mehr. Aber der Herr dachte daran. Gegen meinen Willen war es sein Wille, daß ich in Bern meine Lehrlingsjahre als Evangelist haben sollte. Ich folgte der Einladung nach Langnau und half eine Woche evangelisieren in Gemeinschaft mit zwei Brüdern der freien Gemeinde und einem Methodistenprediger. Diese drei Brüder hatten die Versammlungen veranstaltet. Als ich heimkam sagte ich zu meinem Komitee: so kann man nicht evangelisieren; wer versorgt die Erweckten? wir oder die freie Gemeinde oder die Methodisten? Wir wollen Evangelisation anfangen. Die Antwort war: fange du an, wir verstehen das nicht. So wurde die erste Evangelisationswoche in der Kirche in Aarberg gehalten: zuerst redete ein Pfarrer, ich machte den Schluß. Die Kirche war sonst nicht gut besucht, wurde aber in jener Woche gedrängt voll. Das ermutigte zur Weiterarbeit. Auf Aarberg folgten die Gemeinden Gurzelen, Wattenwyl und Blumenstein; überall hatten wir großen Zulauf. Da ich aber für die Arbeit in der Stadt berufen war, und Evangelisation auf dem Land sich schwer damit vereinigen ließ, so bat ich das Komitee, einen Pfarrer für Evangelisation zu berufen. Das geschah; wir beriefen einen württembergischen Geistlichen. Bald stellte es sich aber heraus, daß er weit mehr pastorale Gabe hatte als Evangelistengabe; ich mußte daher gegen meinen Willen weiter evangelisieren. Im Jahre 1881 glaubten wir dann einen Evangelisten gefunden zu haben in Herrn Pfarrer Roos, der zwanzig Jahre in St. Louis (Amerika) gewirkt hatte. Er trat anfangs April ein. Seine Gabe war aber mehr lehrhaft, und ich war wieder genötigt, Evangelistendienst zu tun. Durch

diese Erfahrungen bekam ich den Eindruck, Gott will es, daß ich Evangelist sei; doch behielt ich meine Arbeit in der Stadt bei. Im ersten Bernerjahr zeigte mir der Herr, daß ich für meine Evangelisationsarbeit mehr Gebetsrücken haben müsse. Da ich in der Stadt schon eingewurzelt war, so sammelte ich elf kleine Kreise von je zwei und drei Personen, die in aller Stille für mich beteten, wenn ich auf dem Lande arbeitete. Der Segen dieser Fürbitte war sichtbar, und wirkte wieder zurück auf die Beter, wenn sie hören durften, was der Herr tat. Im zweiten Jahr zeigte mir der Herr, daß ich in keiner Kirche mehr arbeiten soll, auf deren Kanzel die Gottessohnschaft Jesu Christi und das Blut Jesu Christi keine Heimstätte hatten. Ich hatte in einer solchen Gemeinde gearbeitet, und es war eine Bewegung entstanden; aber nach wenigen Wochen hatte sie ein Ende, weil die Gemeinde wieder mit Moral übergossen wurde. Dann bekam ich auch die Überzeugung, daß es fruchtbarer sei, wenn die Zuhörer abends nur eine Evangelisationsrede hören, statt zwei Ansprachen, von denen die erste zuweilen doch mehr Predigt war. Ich fing daher an allein zu reden. Der Herr war sichtbar mit mir, sodaß ich sehr viel Seelsorge hatte.

Im Jahr 1882 bereitete der Herr meine Frau und mich auf weitere Arbeit vor, indem er uns erst tief demütigte und uns dann eine neue Ausrüstung von oben gab. Wir hatten ein achtzehn Monate altes Töchterlein Maria, das wie eine Rose blühte und unser aller Freude war. Im April 1882 bekam es Croup mit Lungenentzündung. Wir und unsere Freunde baten den Herrn inbrünstig, uns das Kind zu erhalten; aber Er nahm es zu sich. Sein Tod war uns eine

tiefe Demütigung. Es ist des Herrn Weise, uns vor neuen Segnungen immer erst in den Staub zu legen. Meine Frau segnete Er nachher in der Stille in der Schweiz, und mich segnete Er in der Stille in London. Ich hatte gehört und gelesen, daß damals englische Christen viel weiter seien in der Heiligung als wir auf dem Kontinent; deshalb wollte ich sie sehen; wünschte auch die Heilsarmee kennen zu lernen. Die Christen mit „reinem Herzen" fand ich nicht; dagegen die Heilsarmee lernte ich gründlich kennen mit Licht und Schatten. Schon damals im Jahr 1882 hatte die Armee viel geleistet in London, besonders unter der verkommensten Bevölkerung, unter der sie heute noch mit Erfolg arbeitet; aber ich sah auch Bedenkliches in ihrer Arbeit, was wir nicht nachmachen könnten und dürften. Am bedenklichsten schien mir das Predigen von Knaben vor Erwachsenen. Die Generalin hörte ich auch einmal in großer Versammlung reden. Noch nie hatte ich eine Frau gehört, deren Gewalt der Rede die ganze Versammlung so mit sich fortriß, wie es mir bei Frau Booth entgegentrat. Sie war geistig die Hauptperson in der Armee. Um die ganze Arbeit kennen zu lernen, war ich auch in einer ihrer nächtlichen Versammlungen von einhalb elf Uhr abends bis morgens fünf Uhr, die unter dem Titel publiziert war: „Die ganze Nacht mit Jesu." Ich erwartete eine Gebetsversammlung. An demselben Abend war ich bis neun Uhr in einer herrlichen Versammlung in Mildmay gewesen, in der zwei gesalbte Geistliche der bischöflichen Kirche ergreifend redeten. Mein Herz war voll davon. So betrat ich die große Clapton-Halle der Heilsarmee, die schon ganz gefüllt war. Etwa eine halbe Stunde nachher wurde die Halle geschlossen, sodaß niemand sich ent-

fernen konnte bis morgens fünf Uhr, was für mich etwas viel war, da ich einen bewegten Tag hinter mir hatte. Der General leitete die Versammlung, indem er auf einem Tische stand, und sein Taschentuch fortwährend schwenkte. Es wurde die ganze Nacht gesungen, geredet, gebetet und an die Bußbank gerufen; etwa 200 folgten dem Rufe. Es ging so lebhaft zu in jener Nacht, daß ich am Morgen vollständig erschöpft war. Ich hoffe, die Engländer nahmen mehr Gewinn mit als ich. Wenn man von einer solchen Versammlung auch keine überschwengliche Meinung hat, so muß man doch den Eifer und die Hingabe der Armee schätzen.

Bekanntlich gründete die bischöfliche Kirche Englands auch eine Armee, als sie den Erfolg der Heilsarmee sah. Bei der Heilsarmee bleibt jeder Bekehrte Soldat, bei der kirchlichen Armee wird er Gemeindeglied der bischöflichen Kirche. Auch die kirchliche Armee lernte ich etwas kennen durch den bekannten bischöflichen Geistlichen Evan Hopkins. In seinem „Gemeindehaus" war ich eines Abends in einer Versammlung von etwa fünfzig jungen Männern, die alle durch die kirchliche Armee gerettet worden waren. Ich hatte meine helle Freude an diesen Leuten; es waren lebendige Menschen. Einer unter ihnen war als Atheist Anhänger des gottlosen Parlamentsmitgliedes Bradlaugh gewesen. Ich bekam an jenem Abend den Eindruck, daß wir Deutsche etwas praktischer und eifriger sein dürften.

Was mir aber der Herr während jenes Aufenthaltes in London schenkte, bekam ich nicht in Versammlungen, sondern in der Stille. Ich logierte bei lieben englischen Freunden, die den ganzen Tag in der Arbeit standen, sodaß ich viel allein war.

Dort in der Stille begegnete mir der Herr, legte mich tief in den Staub und schenkte mir eine neue Ausrüstung durch Seinen Geist. So kehrte ich nach Bern zurück. Bald kam ein neues Moment in meine Arbeit. Ein lieber, mir befreundeter Pfarrer bat mich, einem vornehmen, krebskranken Herrn einen seelsorgerlichen Besuch zu machen. Dieser Herr stand früher dem Heiland ganz fern, wurde aber immer offener für die Wahrheit und starb im Glauben. Bei diesem Besuch lernte ich auch seine Frau kennen. Sie war eine innig fromme Seele, aber in hohem Grade magenkrank, sodaß sie außer einem Teelöffel Champagner nichts mehr vertragen konnte. Sie hatte gerade Besuch von einer mir befreundeten Dame. Ich fragte die Kranke, ob sie glaube, daß der Herr sie heilen könne; sie sagte ja. Darauf salbte ich sie mit Öl im Namen des Herrn nach Jakobi 5, 14 und legte ihr die Hände auf an einem Vormittag. Mittags saß sie mit uns am Tische und konnte jede Speise vertragen. Nachher wurde ich zu einer älteren Jungfrau auf dem Lande gerufen, die schon sechzehn Jahre lang im Bett lag; ihr Nervensystem war ganz zerrüttet, sie konnte kein Geräusch mehr ertragen. Ihre Brüder waren Ölmüller und sollten bauen, konnten aber nicht, um dieser kranken Schwester willen. Ich redete gründlich mit ihr und zeigte ihr, daß der Herr nach Jesaja 53, 4 und Matth. 8, 17 uns am Kreuz das Gnadenrecht erworben hat, Ihm auch für leibliche Krankheiten zu vertrauen. Ich legte ihr die Hände auf und betete über sie. Sie stand auf, kleidete sich an und ging mit mir in das benachbarte Haus ihres Bruders zum Mittagessen. Einige Wochen nachher machte sie eine Reise nach Männedorf. Von jener Zeit an kamen Kranke zu mir, und ich hatte auf dem Lande

im Zusammenhang mit Evangelisation in der Stille besondere Krankenversammlungen. Dabei machte ich einzelne liebliche Erfahrungen von Heilung; aber viele wurden nicht gesund. Ich suchte diese Arbeit durchaus nicht, sie kam ungesucht an mich. Damals sah ich, daß Krankenheilung bei aufrichtigen Seelen vorbereitend wirken kann für Aufnahme der Predigt, und ich lernte den Zusammenhang von Jesu Heilungen und Seiner Predigt besser verstehen.

Noch eine andere Veränderung kam in meine Arbeit. In den ersten zwei Jahren meiner Evangelisation machte ich die traurige Erfahrung, daß viele von den Gemeinschaftsleuten keine Heilsgewißheit hatten. Ich schlug daher meinem Komitee vor, mich einen ganzen Winter unter den Gemeinschaftsleuten arbeiten zu lassen. Der Vorschlag wurde genehmigt. Hatte ich früher in Kirchen geredet, so hatte diese neue Arbeit zur Folge, daß ich zunächst in kleineren Lokalen reden mußte, die wiederholt der Erweiterung bedurften, durch Errichtung eines anstoßenden Bretterschuppens, sodaß ich doch viele Zuhörer hatte. Um meinen Zweck besser zu erreichen, hielt ich Nachversammlungen mit Einzelunterredungen, die sich sehr zweckmäßig erwiesen. In der ersten großen Gemeinde, in der ich auf diese Weise arbeitete, kamen am ersten Abend siebenundsechzig Seelen, die Frieden mit Gott suchten. Das war mir eine Bestätigung der Notwendigkeit der Arbeit an den Gläubigen. Wie sollen wir vorwärts kommen in unsern Gemeinden; wenn die „besseren" der Gemeindeglieder keinen Frieden mit Gott haben, und nicht zeugen können von ihrem Heiland auf Grund erfahrener Gnade? Das Erste für jeden Pfarrer muß sein, daß er einen Grundstock von Betern be-

komme, die mit Freuden rühmen können: „Mir ist Erbarmung widerfahren.“ Bekommt er das nicht, so sitzt er mit seinem Ruderboot auf der Sandbank. Es war ein reich gesegneter Winter, in welchem ich auf diese Weise arbeitete; wir bekamen eine Geistesbewegung. Das hatte aber seine Folgen.

In Genf und an anderen Orten hatte die Heilsarmee ihre Arbeit begonnen. Sie machte den Fehler, daß sie in der Schweiz in derselben auffallenden und aufregenden Art arbeitete, wie unter der Hefe in Whitechapel in London. Das reizte die Schweizer, und es begann eine Verfolgung gegen die Heilsarmee, die in Gesetzlosigkeit ausartete, weil die Behörde sich schwach zeigte. Diese Gesetzlosigkeit ging soweit, daß im Kanton Neuchatel sich ein Verein bildete für Rechtsschutz. Die Strömung kam auch in den Kanton Bern herüber nach Biel, wo die Armee arbeitete. Der Pöbel drang in ihr Lokal ein und zerstörte alles. Die Missetäter wurden mit acht Franken Geldstrafe belegt, während das zerstörte Eigentum einen Wert von 2000 Franken hatte. Durch solche Justiz züchtete man Roheit, die sich auch gegen meine Arbeit wandte. Man würde aber ungerecht urteilen, wenn man sagen wollte, ein Geist der Roheit hätte damals das Berner Volk erfaßt; es war durchaus nicht das Volk, das mich im Jahr 1882/83 verfolgte, sondern es waren in einigen Kantonsteilen eine Anzahl gottloser Menschen, die ihrer Gottlosigkeit an meiner Arbeit Luft machten, während ich in anderen Kantonsteilen unbelästigt blieb. Ich arbeitete damals z. B. in der großen Gemeinde Steffisburg, in Ruegsauschachen, in Kammershaus im Emmental und niemand störte mich, während die Art der Arbeit doch ganz dieselbe war, wie an den Orten, wo ich verfolgt

wurde. Ich selber fragte mich, waren es die profanen Lokale, die gottlose Menschen reizten? Wie wir gleich sehen werden, war es allerdings zunächst ein Tanzsaal, den der Teufel als Signal zum Aufruhr benützte; aber die Lokale an und für sich waren nicht allein die Ursache. In der kleinen Stadt Belp z. B. redete ich in der Kirche und logierte im Pfarrhaus, und doch wurden meine Versammlungen in gemeiner Weise gestört. Noch mehr: als ich in der Nacht im tiefsten Schlafe lag, flogen Steine in mein Zimmer, die die Fensterrahmen so erschütterten, daß ich vom Schrecken fünf Wochen lang starkes Herzklopfen hatte. In einem Zimmer, das an das meinige anstieß, schlief ein älteres Fräulein, das so erschrak, daß es bald darauf starb. Also auch Kirche und Pfarrhaus schützten mich damals nicht vor Verfolgung. Der Teufel merkte, daß der Herr anfing durch das Land zu gehen, und darum machte er seine Leute mobil.

Will man die damalige feindliche Bewegung richtig beurteilen, so muß man sagen: dadurch, daß die Regierung in Genf, Neuchatel und nachher auch in Bern ein Auge zudrückte gegen die Verfolgung der Heilsarmee, entstand ein Geist der Gesetzlosigkeit, der sich auch gegen die Evangelisation richtete. Als ich mich vollends auf feindliches Territorium begab und anfing, in Tanzsälen zu arbeiten mit Nachversammlungen, die ich früher in den Kirchen nicht haben konnte, war das ein rotes Tuch, das den Teufel und seine Leute zur Eröffnung des Kampfes reizte in der richtigen Erwartung: „wir werden nicht bestraft." Die Regierung in Basel war viel klarer: sie wies die Heilsarmee in die nötigen Schranken, strafte den ersten Versuch der Verfolgung und es blieb alles ruhig.

Den ersten Sturm erlebte ich in der Gemeinde Wynigen. Ich hatte unmittelbar vorher eine gesegnete Arbeit in Ruegsauschachen und es verlief alles in voller Ruhe. Der Bruder, bei dem ich dort logierte, hatte Verwandte in Wynigen und ermunterte sie, mich auch zu rufen. Sie folgten seiner Aufforderung und baten mich zu kommen. Da sie kein passendes Lokal hatten und die Kirche nicht zu haben war, mieteten sie den Tanzsaal eines freundlichen Wirtes. Viele aus der Umgegend besuchten die Versammlungen und manche nahmen auch eine Erfrischung in dem Wirtshaus, in dem die Versammlungen stattfanden. Das machte wohl einem andern Wirt in Wynigen keine besondere Freude. In seinem Haus stärkten sich drei Männer zu einer befreienden Tat für Wynigen. Als ich eines abends die Versammlung verließ und auf dem Wege nach meinem Logis war, überfielen mich die drei angetrunkenen Männer auf offener Straße, vor dem Hause des Landjägers. Der stärkste unter ihnen, ein Schmied, führte einen wuchtigen Hieb gegen meinen Kopf mit einem Stück Buchenholz. Hätte der mich begleitende Freund nicht die Geistesgegenwart gehabt, den Hieb mit seinem Arm aufzuhalten, so hätte ich an jenem Abend mein Leben verloren. Ich konnte fliehen. Am folgenden Abend wollten sie ihren Zweck auf schlauere Weise erreichen. Mehrere Männer verkleideten sich in Frauenkleider, um mich vorgeblich in das Logis zu geleiten, mich aber dann in einen Bach zu werfen und das im Winter. Die Wirtin, in deren Haus der Plan gemacht wurde, verriet denselben. Infolgedessen begleiteten mich etwa siebzig Männer in mein Logis und die Scheinweiber konnten nichts machen. Das traurigste war aber, daß derselbe Landjäger, vor dessen Haus ich

überfallen wurde, mich nachher verklagte wegen Hausbettels. Die evangelische Gesellschaft, in deren Dienst ich stand, hatte seit 1831 Kollekte in allen Versammlungen, ich hatte deshalb auch Kollekte. Diese hieß der Landjäger Hausbettel. Ich wurde nach Burgdorf vor Gericht geladen, hatte aber die gute Begleitung eines lieben, gläubigen Berner Freundes, des Herrn Pfarrer Gerber, der in diesen Tagen heimging, und eines wohlgesinnten Advokaten. Mein Freund hielt den Richtern erst eine Predigt, in der er ihnen die Torheit ihres Verfahrens vorhielt, und der Advokat machte ihnen wohl auch Eindruck. Ich wurde verhört und damit endete die Sache wie das Hornberger Schießen. Nach langer Zeit kam ein Landjäger zu meiner Frau und sagte ihr: ich werde nicht mehr vorgeladen, bekomme aber auch keinen Schadenersatz.

Nicht so unschuldig schloß die Sache in Konolfingen. Dort redete ich in einem großen Tanzsaal mit sehr vielen Fenstern. Schon bei Beginn der Versammlung, als ich den ersten Liedervers vorsagte, flog ein Stein durch das Fenster gegen mich. In der folgenden Nacht schlugen drei Männer, die sich in einem Wirtshaus für die Tat gestärkt hatten, alle Saalfenster kurz und klein. Diese drei Schnapser, von denen früher einer wegen Beißens vor Gericht stand, bekamen Angst und boten dem Eigentümer des Saales Schadenersatz an. Darauf schrieb ich dem Regierungsstatthalter, die Missetäter hätten sich selbst verraten, er möge sie fassen lassen. Die Sache kam vor Gericht. Das Komitee, das mich gerufen hatte, wurde mit 50 Franken Strafe belegt und die drei Schnapser wurden freigesprochen.

In Wangen a. A. hatte ich Versammlungen im Saal einer großen Rotfärberei; der Besitzer war gläubig. Als ich ankam,

sagte er mir: Es steht bedenklich: die Männer der Stadt rotten sich zusammen mit geladenen Gewehren und wollen vor die Fabrik kommen. Ich telegraphierte sofort an den Präsidenten der englischen Gesellschaft, Edward von Wattenwyl. Sein Vetter, Regierungsrat von Wattenwyl hatte das Polizeidepartement unter sich; er bat ihn, mich zu schützen. Dieser befahl dem Regierungsstatthalter in Wangen telegraphisch, mich zu schützen. Das Telegramm schlug ein wie ein Blitz. Die Rotte kam vor die Fabrik, schoß auf das Dach und verschwand wieder. Gott möge es dem seligen Regierungsrat vergelten, daß er in jenem bösen Winter seine Hand über mich hielt. Als ich in Konolfingen vierzehn Tage lang abends meines Lebens nicht sicher war, sandte er mir Polizisten von Bern, die mich allabendlich in mein Logis geleiteten.

Wer diese Dinge nicht mit erlebt hat, wird kaum begreifen, wie solche Zustände möglich waren. Sie wurden genährt durch eine schlechte Presse, die gegen mich aufhetzte und mich verdächtigte. Alle möglichen Lügen wurden über mich verbreitet, sodaß das Komitee der evangelischen Gesellschaft sich genötigt sah, mich durch ein Zirkular öffentlich zu verteidigen. Man braucht sich daher gar nicht zu wundern, daß Leute, die diese Gerüchte glaubten, ein Recht zu haben meinten, mir irgend eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Auf der Bahnlinie Bern-Luzern war ich ein Jahr lang nie sicher vor Spott. Der Schaffner war imstande, die Tür meines Coupés zu öffnen, mit dem Finger auf mich zu deuten und den Reisenden zu sagen: „Da sitzt er.“ In Langnau war auf dem Bahnhof an hoher Stange eine weiße Tafel befestigt, auf der sich eine Hand mit ausgerecktem Zeigefinger und der Überschrift befand: „Rich-

tung für die Beschränkten," das heißt: Richtung zu Schrenks Versammlungslokal.

Hatte ich Versammlungen in Scheunen, was oft der Fall war, so wurde ich nie gestört. Ich denke mit Freuden an die schönen, gesegneten Versammlungen in Scheunen, wo bis zwölfhundert Menschen versammelt waren. Man nahm mir das Wort vom Munde. Ich lernte da die echten Berner kennen, die noch nicht von der falschen Kultur verdorben sind. Im Rückblick auf jenes unruhige Berner Jahr kann ich dem Herrn von Herzen danken; ich habe viel gelernt. Es ist keine Kunst, in ruhiger Versammlung, in feierlichem Gottesdienst zu reden über Nachfolge Jesu, und mit Macht zu singen: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin." Wie steht man aber in der Praxis da? Vielleicht ganz erbärmlich. Ich kam mir in meinem Leben noch nie erbärmlicher vor als in einer mondhellen Nacht, in der ich mit einem befreundeten Berner Pfarrer von einer Versammlung um elf Uhr in sein Pfarrhaus zurückkehrte. In der Nähe des Pfarrhauses wohnte ein gottloser Wirt. Dessen Knecht übergoß uns mit Jauche von Kopf bis zu Fuß. Wir ärgerten uns sehr. Als ich dann um Mitternacht noch meinen Überrock am Brunnen wusch, schämte ich mich von Herzen und sagte mir selbst: Ich bin ein elender Mensch: der Heiland sagt: seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden, und ich ärgere mich. — Es gibt keine Nachfolge Jesu, ohne Leiden für Jesum. Leiden für Ihn lernt man nur durch Praxis; wohl dem, der lernt!

Es wird am Tage des Herrn offenbar werden, was der Herr in jenem Jahr 1882/83 an vielen Seelen getan hat.

Wie mancher Bann wurde gelöst, wie viele kamen in den Sprechstunden zum Frieden! Wie viel Opferwilligkeit zeigte sich nachher! Es wurde damals klar, daß die evangelische Gesellschaft nicht in Tanzsälen arbeiten könne, und ebenso klar war es, daß viele Kirchen für Evangelisation nicht mehr geöffnet werden. Da und dort wurden gläubige Männer nicht wieder gewählt in die Presbyterien, sondern durch freisinnige ersetzt, damit man sicher sei vor Evangelisation. Infolgedessen erkannten viele Brüder, daß wir eigene Lokale bekommen müssen. Wo Gottes Winde wehen, kommt auch der Geldschlüssel in des Herrn Hand. Es war eine Lust zu sehen, wie ein Vereinshaus nach dem andern gebaut wurde. Von Schuldenmachen war keine Rede; alles wurde bezahlt. Diese Vereinshäuser wurden der evangelischen Gesellschaft zugeschrieben, und seither kann man ungestört arbeiten und braucht um Lokale nicht mehr betteln zu gehen. Die Evangelisation ist von dort an im Kanton Bern völlig eingebürgert worden, wie kaum irgendwo in Deutschland und in der Schweiz.

Während der Herr auf dem Lande Sein Werk hatte, arbeiteten in der Stadt verschiedene Brüder im Segen weiter Pfarrer Roos wirkte besonders als Seelsorger sehr treu. Als der Nydecksaal für die Sonntagabende zu klein wurde, öffnete uns das Presbyterium der Nydeckkirche bereitwilligst die Kirche. Auch diese wurde voll. Es war sehr schön, daß wir das Gastrecht in der Kirche hatten: aber absolut sicher war es nicht, denn auch Presbyterien verändern sich. Im Jahre 1881 feierte die evangelische Gesellschaft ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Damals sagte ich: es wäre sehr schön, wenn wir als Jubiläumsdenkmal ein eigenes Vereinshaus in der Stadt bekämen. Die

Antwort war eine einfache: „wir haben kein Geld.“ Bald darauf gab es eine Veränderung nach links in der Paſtoration der Heiliggeiſtkirche in der obern Stadt. Da lag für uns eine Aufforderung in den Verhältniſſen der Gemeinde der obern Stadt, die über 20000 Seelen zählte, eine Lücke auszufüllen und ein Lokal zu errichten für Arbeit in dieſem Stadtteil. Der Gedanke zündete. Freunde der Geſellſchaft zeichneten in einer Woche in aller Stille 55000 Franks. Mit dieſer Liſte kam ich in die Komiteeſitzung im Jahre 1882; das Komitee zeichnete in derſelben Sitzung 20000 Franks. So hatten wir die ſchöne Summe von 77000 Franks und damit war die Baufrage entſchieden. Die evangeliſche Gemeinſchaft bot uns damals ihre Kapelle für 150000 Franks zum Kauf an; das war uns aber zu teuer; für dieſe Summe konnten wir viel praktiſcher und ſchöner bauen. Der Herr ſprach ſein Amen zu unſerem Bauplan und ließ uns in der ſtillen Nägeligaſſe, in der das freie Gymnaſium, die Kapelle der evangeliſchen Gemeinſchaft und die freie höhere Töchterſchule ſich befinden, einen ganz paſſenden Bauplatz finden, auf dem vom Jahr 1882 auf 1883 eine ſchöne Kapelle mit 1750 Sitzplätzen errichtet wurde. Seit eine größere Orgel hineinkam, hat ſie etwas weniger Sitze. Am 21. Auguſt 1883 wurde die Kapelle eingeweiht. Nun ſollte ſie auch gefüllt werden. Um das zu erreichen, hatten wir drei Wochen lang Evangeliſationsverſammlungen, in denen mein lieber, ſeliger Freund, Vorſteher Thumm aus Wilhelmsdorf in Württemberg zuſammen mit mir redete. Der Herr war ſichtbar mit uns in jenen Wochen. Die Kapelle wurde voll; in den Morgenbetſtunden waltete der Geiſt des Gebets und manche Seele kam vom Tod zum Leben.

Von jener Evangelisation an hatte ich eine schöne Arbeit in der Kapelle. Am Sonntagabend kamen bis 1500 Menschen und in die Bibelstunden bis 800. Dementsprechend war auch die Seelsorge.

Die Sonntagmorgenbetstunde, die eine direkte Frucht jener Evangelisation war, machte mir besondere Freude; es war die schönste Betstunde, die ich in meinem Leben hatte. Sie zählte etwa siebzig Besucher. Ich redete immer erst ganz kurz über einen Text; dann beteten etwa zehn. Nie hörte ich ein langes Gebet, nie etwas Ungesundes. Es war keine gemachte Betstunde, sie war aus dem Geist geboren. Wir beteten für die Gottesdienste, Sonntagsschulen, Vereine, Gemeinschaften, für innere und äußere Mission. Das Ganze währte eine starke halbe Stunde; um $^1/_2$9 Uhr schlossen wir. Der Mehltau vieler Betstunden sind die langen Gebete, die geistlich gesinnten Menschen die Betstunde verleiden. Ein weiterer Segen jener Zeit war eine sich mehrende Zahl von Kommunikanten. Als der Kanton Bern, wie die übrigen Schweizerkantone im Jahre 1874 ein neues Kirchengesetz und völlige Religionsfreiheit bekam, wurde die Bekenntniskirche der Reformation zu Grabe getragen und an ihre Stelle trat eine völlig bekenntnislose Volkskirche, ein Sprechsaal.

Das verursachte eine tiefgehende Bewegung unter den ernsteren Christen, und die weitblickenden Männer, die an der Spitze der Gesellschaft standen, erkannten, daß nur durch Einführung des Abendmahls in ihren Gemeinschaften eine kirchliche Auflösung in größerem Stil verhütet werden könne. Sie täuschten sich nicht. Durch Einführung des Abendmahls in ihren Kreisen erhielten sie der Landeskirche das Salz von hunderten

von lebendigen Christen. Zu dem Abendmahl kam dann noch Konfirmandenunterricht, für Kinder von Eltern, die treu am Bekenntnis festhielten. Die Zuchtlosigkeit im Bekenntnisstand brachte den Gläubigen innerhalb der Landeskirche völlig freie Bewegung für ihre Arbeit. Wie seit 1874 in dem Saal der Nydecklaube einmal im Monat das Heilige Abendmahl von der Gesellschaft ausgeteilt wurde, so wurde es auch in der neuen Kapelle von 1883 an eingeführt. Wir hatten in der letzteren etwa 300 Kommunikanten, die man alle genauer kannte und die alle zur Landeskirche gehörten. Einzelne Brüder haben immer wieder versucht, die schweizerisch-kirchlichen Verhältnisse mit den deutschen kirchlichen Verhältnissen zusammenzuwerfen und gingen daher bei ihrer Arbeit in Deutschland von einer völlig falschen Voraussetzung aus. Das verursachte Verwirrung. Wir stehen in Deutschland heute auf dem kirchlichen Boden, auf dem die schweizerische Kirche vor 1874 stand.

Wie ich bereits bemerkte, wurde durch Vater Heiniger im Kanton für Jungfrauenvereine viel getan; auch in der Stadt hatte er einen blühenden Verein, bei dem aber leider die Gebildeten fehlten. Letzteres veranlaßte mich, die gebildeten Töchter zu sammeln. Erst kam eine kleine Schar, die eine liebliche Gemeinschaft bildeten. Nachher öffneten wir die Türe weiter und brachten es auf fünfzig Mitglieder. Auch der Männerverein wuchs durch die Arbeit in der Kapelle. Unter den Frauen hatte meine Frau eine schöne Arbeit und wir beide wurzelten tief ein in Bern. Wir hatten so innige Gemeinschaft, wie wir es vor und nach Bern nie hatten, es war wirkliche Gemeinschaft des Geistes.

Es versteht sich von selbst, daß ich bei dieser vielen Arbeit

in Stadt und Land außerhalb des Kantons fast nichts tun konnte. Einmal nahm ich an Versammlungen in Stuttgart teil und im Oktober 1882 wurde ich für Evangelisation nach Basel gerufen. Drei Brüder hatten in Basel Evangelisation begonnen; nach achttägiger Arbeit riefen sie mich. Ich folgte dem Rufe und blieb vier Wochen dort. Der Zudrang zu den Versammlungen war ein außerordentlicher; wir mußten wegen Mangels an Raum die Geschlechter trennen und zu gleicher Zeit in zwei Lokalen reden. Die Stadt war bewegt, und der Geist Gottes wirkte mächtig, so daß viele zum Herrn kamen und noch jetzt lebendige Früchte aus jenen Tagen in Basel sind. Schaue ich heute auf jene Tage in Basel zurück, so glaube ich, daß mit etwas mehr Rücksicht auf das Bestehende, und mit etwas weniger Forcieren der Segen wenigstens ebenso groß, oder größer gewesen wäre, als er war. Für meine Stellung in Bern hatte die Basler Arbeit Folgen. Mehrere Berner bekamen Angst durch die Basler Arbeit und hielten es für möglich, daß der einundfünfzigjährige Schrenk ein gar zu feuriges Rößlein werden möchte, so daß ich mich in einer bewegten Konferenz zu der Erklärung genötigt sah, ich sei bereit, meinen Posten zu verlassen, was aber ganz gegen den Willen meines Komitees war. Die Angst war auch umsonst; ich hatte in der Schule von Inspektor Josenhans in Afrika eine Kirche gründen helfen, und hatte für die bedenklichen kirchlichen Verhältnisse in Bern oft nur zu viel kirchliche Klarheit. Ich blieb nach jener Konferenz noch fast vier Jahre in Bern, aber es war doch ein Schnitt in meine Stellung gemacht worden.

Dazu trat ein weiterer Einfluß, der mich auf den Gedanken brachte, nach Deutschland zurückzukehren. Mein seliger

Freund, Professor Christlieb in Bonn, kam im Sommer gewöhnlich in den Kanton Bern zur Erholung. Er sagte mir wiederholt: Komme nach Deutschland und arbeite in unseren großen Städten, wo es viel nötiger ist, als im kleinen Kanton Bern. Ich entschloß mich im Jahr 1884 einen Versuch mit Evangelisation in Deutschland zu machen; dieser sollte im Oktober in Berlin beginnen; es war aber eine Wahlbewegung dort, die Freunde veranlaßte, mich nach Bremen ziehen zu lassen, wohin mich der lutherische Pastor Cuntz berief. Auch in Bremen kam ich sehr unbequem. Es war dort zehn Tage lang eine Art Kirmeß, während welcher alle Tanzsäle besetzt waren. Wir hatten damals die Meinung, es sei am zweckmäßigsten, in profanen Lokalen zu evangelisieren, was sich aber in der Erfahrung nur für größere Städte bestätigt hat. So mußte ich warten, bis ein Tanzsaal zu haben war. In den ersten zehn Tagen hielt ich abends Bibelstunde im Gemeindehaus, und machte während des Tages im Namen des Pastors Hausbesuche in anderthalb Straßen, von Haus zu Haus. Nur ein Mann war unfreundlich; sonst wurde ich überall anständig behandelt, auch von Sozialdemokraten. Gerne hätte ich fortgefahren mit den Hausbesuchen. Ich hatte den Eindruck, es wäre eine sehr nötige und fruchtbare Arbeit. Endlich konnte ich meine Arbeit in einem Tanzsaal beginnen, der von Anfang an voll wurde. Auch Sozialdemokraten kamen mit brennender Zigarre. Die Zigarre senkte sich allmählich und das Gesicht wurde ernster. Was mich nach den Berner Erfahrungen angenehm berührte, war die Stille, ohne alle Störung. Ich war vom 12. Oktober bis 11. November in Bremen; davon gehen aber die ersten zehn Tage ab. Nach Bremen arbeitete ich noch

siebzehn Tage in Frankfurt a. M., wohin mich ein Komitee rief. In Frankfurt, wo man mich ja kannte, war ein frischer Zug in der Arbeit, ich hatte viel Seelsorge; es wurde sogar beschlossen, ich solle im nächsten Jahr wieder kommen. Nach der Arbeit in diesen beiden Städten kehrte ich wieder nach Bern zurück.

Im folgenden Herbst des Jahres 1885 kam ich für längere Zeit nach Deutschland und begann die Arbeit in Frankfurt a. M. Die damalige Arbeit gehört zu den gesegnetsten Arbeiten die ich in Deutschland hatte, sie war auch die längste. Dreiundvierzig Tage arbeitete ich ununterbrochen in verschiedenen Lokalen der Stadt. Wer den Versammlungen im Zirkus beiwohnte, wird sich heute noch über sie freuen. Weil der Polizeipräsident Angst vor Störung hatte, erschien am ersten Abend eine große Schar von Polizisten in Uniform; am zweiten Abend hatten wir noch einen in Uniform, und dieser wäre auch nicht nötig gewesen, denn der Herr war mächtig unter uns mit Seinem Geist, was ich am besten in den Sprechstunden merkte. Wie erhebend war der Gesang im Zirkus! Ich kam nach Deutschland mit dem Grundsatz, den Leuten zu begegnen auf ihrem eigenen Boden und fragte mich, was werden auch die gerne singen, die seit Jahren in keine Kirche mehr gingen? Die Antwort war: Die Melodieen, die sie in der Jugend lernten. Wir sangen im Zirkus ein geistliches Lied nach der Melodie: Goldne Abendsonne, wie bist du so schön! Es war ergreifend wie die Masse Menschen sang. Es kamen damals viele zum Herrn. Aus jener dreiundvierzigtägigen Arbeit ist das Vereinshaus im Nordosten direkt hervorgewachsen, in dem seither viele gesegnet worden sind. Nach Frankfurt arbeitete ich im benach-

barten Bergen, Hanau, Cassel, Heidelberg und Bonn. In Hanau erkältete ich mich, verlor deshalb in Cassel die Stimme und konnte dort nur acht Tage reden. In Heidelberg hatte ich starkes Fieber; die Brüder beteten für mich und nach drei Stunden war ich wohl, konnte die Arbeit vollenden und nach Bonn weiterreisen.

Die Arbeit jenes zweiten Winters war mehr als ein Versuch; ich bekam Freudigkeit, in Deutschland zu arbeiten. Aber es war mir ungemein schwer, mich innerlich von Bern los zu machen, meine Frau und ich waren fest angewachsen. Dazu waren die Kinder in vorzüglichen christlichen Schulen. Ich stand im fünfundfünfzigsten Jahr als Vater von acht Kindern, hatte beim Austritt aus meiner Frankfurter Reiseprediger-Stellung die Pension fahren lassen; war es richtig, wenn ich sie noch einmal fahren ließ? Der Herr gab Schritt für Schritt Klarheit, nachdem meine Frau und ich diese Fragen zwei Jahre lang bewegt hatten. Ein alter württembergischer Bruder sandte mir die Hälfte der Umzugskosten nach Deutschland; das war ein deutlicher Wink. Wo sollte ich mich niederlassen? Eine Zeitlang dachte ich, ich wolle in Bern wohnen, und von dort aus in Deutschland arbeiten. Aber meine Arbeit in Deutschland im Winter 85/86 zeigte mir, daß das nicht ging; der Evangelist tut wohl, nach jeder Arbeit heimzugehen, und sich in der Stille zu sammeln. Hierfür mußte ich in meinem Arbeitsgebiet wohnen. Ich wußte als früherer Reiseprediger in Mitteldeutschland, daß der Geist in den kurhessischen Gymnasien ein verhältnismäßig guter sei; dazu war ich in beiden Hessen und Nassau gut bekannt. Ich wandte mich deshalb nach Marburg, um dort ein Logis zu suchen. Trotz der Annoncen und meines

persönlichen Bemühens fand ich nichts, und war im Begriff abzureisen mit dem Eindruck: am Ende sollst du doch in Bern bleiben. Auf einer früheren Reise lernte ich Herrn Pfarrer Scheffer kennen. Ich besuchte ihn vor der Abreise. Er sagte mir: „Sie predigten hier im Jahre 1877, und meine Schwiegermutter, Frau von Gehren, hatte Segen von Ihnen; sie würde sich freuen, wenn Sie sie grüßen würden." Ich tat es, und kaum war ich bei der alten Dame, so sagte sie: „Da drüben wäre ein ganz passendes Logis für Sie." Ich besichtigte es, fand es wie gemacht für mich und mietete es. Damit waren die Würfel gefallen für unsern Umzug nach Deutschland. In Bern erwies man uns noch sehr viel Liebe vor unserem Abschied. Am 26. September 1886 verließen wir Bern, um am 1. Oktober in Marburg einzuziehen. Dem Herrn sei Lob und Dank! für den vielen Segen, den Er mir in Bern geschenkt, für die viele Liebe, die ich mit meiner Familie dort erfahren durfte, und für die Vorbereitung, die ich in Bern fand für meine Arbeit in Deutschland. Der Herr segne das Werk der evangelischen Gesellschaft auch fernerhin reichlich! O wie dankbar ist man, wenn man nach siebenjähriger Arbeit den Wanderstab weiter setzt, daß man alle erkannten und unerkannten Sünden, alle Verkehrtheiten und Versäumnisse durch Christi Blut getilgt weiß, und man durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit die neue Station im Frieden Gottes betreten darf.

14. Evangeliſt in Deutſchland von Oktober 1886 an.

Das Entwurzeln einer großen Familie und ihre Verſetzung in einen neuen Boden iſt immer eine ernſte Sache und erfordert ein tieferes Einwurzeln im Herrn, wenn man ohne Schaden durchkommen will. Das galt auch für die Überſiedelung meiner Familie von Bern nach Marburg. Hatten unſere Kinder in Bern vortreffliche chriſtliche Privatſchulen mit ihrer heilſamen Zucht, ſo traten ſie in der kleinen Univerſitätsſtadt Marburg in Staatsſchulen ein, die ſtark vom Studentengeiſt beeinflußt waren. Wir Eltern verließen in Bern eine ganz lebendige Gemeinſchaft und wohnten nun in einer Stadt, in der damals Gemeinſchaft, wie man heute davon redet, unbekannt war. Zudem trafen wir zwei Konfeſſionen, die lutheriſche und die reformierte. In Bern hatte ich in einer bekenntnisloſen Volkskirche gearbeitet, im Dienſte einer erfahrenen und bewährten Geſellſchaft; in Deutſchland ſollte ich in einer organiſierten ſtaatlichen Bekenntniskirche arbeiten, als freier Evangeliſt. Als wir in Marburg einzogen, hatte ich keine Ahnung, daß unſer dortiger Aufenthalt verhältnismäßig kurz ſein werde. Für meine Arbeit lag Marburg äußerſt günſtig: ich wohnte an einer Haupteiſenbahnlinie, erreichte jeden der zwei Endpunkte meines Arbeitsgebietes: Hamburg und Bern bequem in einem Tag. Das Le-

ben in Marburg war nicht teuer und unsere Wohnung war angenehm. Was aber mir und meiner Frau bald Bedenken machte, das war der starke studentische Einfluß auf das Gymnasium, in dem wir vier Schüler hatten. Wären unsere Knaben vorher nicht in dem vortrefflichen, christlichen Berner Gymnasium gewesen, so hätten wir diesen übeln Einfluß wohl weniger gemerkt. Was uns besonders schwer machte, das war die Versuchung der Gymnasiasten zu geheimen Verbindungen, die bekanntlich eine Pflanzschule der Lüge und anderer Sünden sind. Hatte ich bei unserer Übersiedelung von Bern nach einem Gymnasium in einer Universitätsstadt mit Garnison getrachtet — wir haben sechs Söhne — so bekam ich jetzt mehr und mehr die Überzeugung, daß unsere Kinder besser versorgt wären in dem Gymnasium einer Stadt ohne Universität, oder in einer größeren Universitätsstadt. Marburg hatte damals zirka 13 000 Einwohner mit 1000 Studenten. Vorderhand wußte ich nicht, wie wir aus dieser Verlegenheit kommen sollten. Durch meine viele Abwesenheit von Hause wurde natürlich die Gefahr für unsere Kinder verstärkt.

Wer selber Vater ist, wird begreifen, daß bei mir zuweilen die Frage auftauchte, ob ich nicht um der Kinder willen für immer eine feste Stellung annehmen sollte. Ganz unerwartet kam im Jahre 1889 ein Ruf von Straßburg i. E. an mich, Pfarrer am dortigen Diakonissenhaus zu werden. Schon in Bern war ich näher mit der Diakonissensache bekannt geworden, und liebte sie. Um meiner Familie willen hätte ich jenen Ruf gerne angenommen. Folgende Erwägungen hielten mich hiervon ab: ich ging seiner Zeit nach Bern um der Erziehung der Kinder willen. Ganz gegen meinen Willen führte mich Gott

in Bern in die Evangelisation hinein und hielt mich darin fest. Ich siedelte nach Deutschland über mit dem inneren Beruf, die Evangelisation in den deutschen Landeskirchen einbürgern zu helfen. Als der Ruf von Straßburg an mich kam, war ich der einzige deutsche Evangelist. So konnte ich die Pfarrerstelle nicht annehmen, weil ich weder Mitarbeiter noch Nachfolger für deutsche Evangelisation hatte. Ich sagte daher ab. Darauf hin baten mich die Straßburger Freunde, denen ich sehr nahe stand, ich möchte wenigstens in Straßburg wohnen, und den Diakonissen in meinen Ruhepausen Bibelstunden halten. Hierauf ging ich ein und mietete ein Logis in Straßburg. Kaum hatte ich dasselbe gemietet, so erhielt ich einen Brief von Herrn Inspektor Haarbeck aus der Evangelistenschule des Johanneums in Bonn. Er bat mich dringend, doch ja nicht nach Straßburg zu gehen, sondern in meinen Ruhepausen im Johanneum mitzuarbeiten. Selbstverständlich fühlte ich mehr Verpflichtung für eine Evangelistenschule als für ein Diakonissenhaus, und sagte zu. Infolgedessen hatte das Komitee des Johanneums eine Sitzung und beschloß, die Anstalt sollte von Bonn in das Wuppertal verlegt werden, und ich sollte deshalb in das Wuppertal übersiedeln. Das Wuppertal mit seinem geistlichen Leben bietet einen viel günstigeren Boden für das Johanneum als Bonn. Ich kündigte daher meine Wohnung in Straßburg und mietete für mich und das Johanneum eine Wohnung in Barmen. So löste mich der Herr los von Marburg. Nach nur dreieinhalbjährigem Aufenthalt in Marburg siedelte ich im Jahr 1890 mit Familie nach Barmen über. Es ist keine Frage, daß meine Kinder in Barmen, wo jedermann arbeitet, besser aufgehoben waren, als in einer kleinen Uni-

versitätsstadt mit so vielen „Pflastertretern". Auch die kirchliche Versorgung war in Barmen besser. Dagegen ist das Leben in Barmen entschieden teurer, als es damals in Marburg war, und die Lage von Barmen für mich viel unbequemer als die von Marburg.

Ich hatte mein Logis in Barmen kaum acht Tage gemietet, als ich schon recht kräftig erfahren mußte: „Der Mensch denkt und Gott lenkt." Gott hatte beschlossen, daß ich meine ganze Kraft dem Evangelistendienst in Deutschland widmen sollte, und kümmerte sich nichts um Komiteebeschlüsse. Die Bonner wollten das Johanneum nicht ziehen lassen und es vergingen zwei Jahre, bis dasselbe endlich nach Barmen übersiedeln konnte. In dieser Zeit war es mir völlig klar geworden, daß Reisepredigt und Lehrarbeit an einer Anstalt sich unmöglich vereinigen lassen. So hatte die Übersiedelung des Johanneums nach Barmen keinen Einfluß auf meine Arbeit.

Meine Marburger Zeit war selbstverständlich Lehr- und Vorbereitungszeit für meine deutsche Evangelistenarbeit, weil unsere deutschen kirchlichen Verhältnisse, wie ich schon erwähnte, ganz andere sind als die schweizerischen. Meine Arbeit mußte zunächst bahnbrechend sein; denn vor mir hatte nur der Deutsch-amerikaner von Schlümbach anno 1883 und 1884 in Berlin gearbeitet. Ich konnte deshalb in niemandes Fußstapfen treten, sondern mußte meinen Weg mit dem Herrn finden. An Arbeit fehlte es mir nie. Wie in der Schweiz, so hielt ich auch in Deutschland am Nachmittag Bibelstunden und abends Evangelisation. Meine Bibelstunden dienen zur Stärkung und Bewahrung der Gläubigen, was bei der heutigen Lehrverwirrung nötig ist. Ich hielt aber die Bibelstunden vom ersten Tage an auch für

mich, sie sind mir Bedürfnis. Der Evangelistenberuf hat seine großen Gefahren; ich kannte dieselben aus Erfahrung. Eben deshalb war es mir Bedürfnis, mich täglich mit der gläubigen Gemeinde in die Schrift zu vertiefen und mich zu wappnen gegen das „Selbstverwerflichwerden". Gerade durch tägliche Predigt kann man allmählich auf die Routine herabsinken, verflachen und in inneren Widerspruch kommen mit seinem eigenen Zeugnis. Das ist eine furchtbare Gefahr. Dann kommt kein Prediger durch ohne Begegnung mit unverständigen Menschen, die ihm das Weihrauchflämmchen vorhalten. Wehe uns, wenn wir den Weihrauch lieb gewinnen und aus der Demut fallen! Durch Hochmut kommen wir unter die Macht des Teufels, bekommen fleischlichen Anhang und beeinflussen andere fleischlich. Auch in der Seelsorge liegt große Gefahr: der Evangelist muß viele Bekenntnisse anhören. Es gibt für ihn Tage, an denen er stundenlang fast lauter Bekenntnisse von Fleischessünden hören muß. O, wie leicht wird man da befleckt! Gegen diese und andere Gefahren findet man nur Bewahrung durch tägliche Vertiefung in Gottes Wort, durch Umgang mit dem Herrn und Gebetsgemeinschaft mit Brüdern. Diese Erkenntnis hat mich auch veranlaßt, in den letzten zwanzig Jahren nur selten Einladungen zu Tisch anzunehmen. Tägliche stille Stunden zur Vorbereitung und zum Gebet sind für den Evangelisten unentbehrlich, wenn er in Jesu bleiben soll. In diesem Rahmen möchte ich meine Bibelstunden beurteilt wissen. Wer sie für überflüssig hält, kennt die Stellung des Evangelisten nicht und ist nicht orientiert über die babylonische Lehrverwirrung, die immer noch im Wachsen ist.

In den abendlichen Evangelisationsversammlungen muß

selbstverständlich der Ruf zur Buße und der Ruf zu Christo in der Front stehen. Wir wollen ja am Abend besonders die Fernstehenden erreichen. Letzteres hängt sehr von gründlicher Publikation ab. An manchen Orten ist man, die Publikation betreffend zu unpraktisch und zu träge. Man stellt sich zuweilen so, als müßte man sich ein wenig genieren die Einladung zu den Versammlungen recht unter die Masse hineinzuwerfen. Die Welt geniert sich nicht mit ihren Einladungen; wie sollten wir uns genieren, wenn wir Christum bringen; „nötigt sie, hereinzukommen." Laßt uns Einladungskarten in jedes Haus hineintragen. Kommen dann die Leute nicht, so haben wir doch unsere Pflicht getan und man kann uns keinen Vorwurf machen, wenn wir diese und jene nicht erreichen.

Manche haben die Meinung, die abendlichen Evangelisationsversammlungen seien nicht für Gläubige. Nach meiner sechsundvierzigjährigen Evangelistenerfahrung in Afrika, in der Schweiz und in Deutschland kann ich dieser Meinung nicht zustimmen. Ich gebe ohne weiteres zu, daß in Bibelstunden den Gläubigen mehr Nahrung geboten wird als in erwecklichen Versammlungen. Aber auch für Gläubige ist es sehr heilsam, wenn sie die Grundwahrheiten des Evangeliums, besonders die Rechtfertigung durch den Glauben immer wieder hören. Es ist ja zum Erbarmen, wie in unserer Zeit die Rechtfertigungslehre von rechts und links verwischt wird: den einen ist sie nichts weiter als Vergebung der Sünden, und den andern ein „Zurechtbringen". Wir empfangen aber in der Rechtfertigung nicht nur Vergebung der Sünden, sondern auch die Kindschaft. Der Vater macht uns nicht nur zu begnadigten Verbrechern um Jesu Christi willen, sondern nimmt

uns auch an als seine lieben Kinder. Sieht man vollends in der Rechtfertigung nur ein „Zurechtbringen", eine gründliche Reform des Menschen, so steht man nicht mehr auf dem Grunde des lautern Evangeliums, man steht nicht mehr auf dem Boden der Reformation, sondern im Sauerteige Roms. Nach der biblisch-lutherischen Rechtfertigungslehre bin ich in mir selber vor Gott ein verlorener und verdammter Sünder, an dem nichts zurechtzubringen ist. Gottes Gerechtigkeit ist am Kreuze Seines Sohnes über mir geoffenbart, ich bin in Ihm, meinem Mittler, verdammt, zum Tode verurteilt, weil kein guter Faden an mir ist. Mich verlorenen und verdammten Menschen begnadigt Gott, wenn ich mich bußfertig zu Ihm nahe, mich völlig unter sein Urteil beuge und im Glauben Jesum Christum ergreife als meine Gerechtigkeit. Ich bringe nichts als meine Sünden und Gott rechnet mir, weil ich allein auf Christum vertraue, die Gerechtigkeit Jesu Christi zu und behandelt mich als Begnadigten in Christo Jesu, als sein Kind. Die Rechtfertigung ist nicht ein kalter gerichtlicher Akt, kein bloßer Rechtsspruch; durch den Glauben tritt der gnadesuchende Sünder in Lebensverbindung mit Christo; als Gerechtfertigter ist er in Christo Jesu. Als solchen behandelt ihn Gott von Stund an, nach dem Zeugnis aller apostolischen Briefe. Nun wir denn sind gerechtfertigt durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir auch den Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade darinnen wir stehen. Röm. 5, 1. 2; Röm. 3, 25. 26. 28; Ephes. 1, 6.

Nach dem Zeugnis der Reformatoren, vor allem Luthers, steht und fällt unsere evangelische Kirche, steht und fällt das

Heil der einzelnen mit dem Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Der moderne Unglaube kämpft bewußt gegen dieses Kleinod unserer Kirche; er kämpft gegen die biblische Lehre von der Sünde, gegen die Versöhnung durch das Blut Jesu Christi, gegen das stellvertretende Leiden und Sterben des Heilandes; darum der Haß gegen den Apostel Paulus. Alle die modernen Geister, die die Gottheit Christi leugnen, sind Todfeinde des Evangeliums und arbeiten bewußt und unbewußt an der Auflösung der evangelischen Kirche. In dem Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ist die Lehre von der Gottessohnschaft Christi, die Lehre von der gänzlichen Verderbnis der menschlichen Natur, die Lehre der Versöhnung durch das Blut Jesu Christi und die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu eingeschlossen.

Ist es nicht Unverstand, und zum Teil elende Heuchelei, wenn Männer, die das ganze Jahr mit Kollegen arbeiten, welche die Gottheit Christi leugnen, den Evangelisten, der gesunde Lehre bringt, als kirchengefährlich hinstellen wollen? Unsern traurigen Verhältnissen entsprechend hatte ich mit meiner Evangelistenarbeit all diese Jahre drei Ziele: 1. Stärkung der Gläubigen gegenüber den vielen Gefahren unserer Zeit. 2. Rettung von Sündern. 3. Erhaltung des lautern Evangeliums in unserer evangelischen Kirche. Dabei steht mir aber doch die Rettung von Sündern obenan, sie bleibt die Hauptaufgabe des Evangelisten. Ich weiß, daß mir viele den dritten Punkt bestreiten und behaupten, das sei nicht des Evangelisten Aufgabe. Ich lasse mir nicht bange machen. Gegenüber der zügellosen Kritik innerhalb unserer evangelischen Kirche, dem frechen Unglauben, der mit allem, was Evangelium heißt,

aufräumt und alle Offenbarung Gottes leugnet, nimmt sich der Evangelist kraft seines Amtes die Freiheit, das Evangelium innerhalb der Kirche erhalten zu helfen. Ohne das lautere Evangelium wecken wir kein Leben. Nur das Leben wird siegen in den gegenwärtigen Kämpfen, in welchen es sich um Sein und Nichtsein der Kirche handelt.

Es sind nun einundzwanzig Jahre verflossen, seit ich meine Evangelistenarbeit in Deutschland begann. Einundzwanzig Jahre sind eine kurze Zeit für Einführung einer so einschneidenden Arbeit, wie die Evangelisation es ist, und ich glaube, wir Evangelisten sollen Gott danken, daß wir so weit sind, wie es heute der Fall ist. Jahrelang stand ich allein und sehnte mich tief nach Mitarbeitern. Der Herr hat sie gegeben; Ihm sei Lob und Dank! Auch für die verschiedenen Gaben meiner Kollegen danke ich dem Herrn von Herzen. Wir haben aber für das große Deutschland immer noch viel zu wenige Evangelisten, und müssen um weitere bitten. Mit dem Gesagten möchte ich aber nicht den Schein erwecken, als sei ich völlig zufrieden mit dem bisherigen Fortschritt der Evangelisation in unsern deutschen Landeskirchen. Es bleibt noch viel zu wünschen übrig. Zwar ist es aus verschiedenen Ursachen stiller geworden mit der Opposition. Einige Hauptgegner haben gemeint, wenn man die Evangelisation nur sich selbst überlasse und zunächst seine eigene Gemeinde dagegen verschließe, so werde sie des sicheren Todes sterben. Sie ist nicht gestorben und wird nicht mehr sterben. Gerade für diese Gegner war es unangenehm, als auf einmal die „Zeltmission" auftauchte, die nicht immer um Erlaubnis fragt. Andere mir bekannte Gegner, die keinen Evangelisten wollten, wurden auf einmal

überfallen durch Evangelistinnen; das war ihnen vollends ein Beweis, daß die „Evangelisation" ein großes Übel ist.

Mit solchen Gegnern möchte ich ein freundliches Wort reden. Ich halte den Kollektivbegriff „Evangelisation, Evangelisten" für mehr als bedenklich. Es fällt mir gar nicht ein, mich für solidarisch zu erklären mit allem, was man hin und her in Deutschland Evangelisation heißt; ebenso wenig als ein Pfarrer sich solidarisch erklären kann mit allem, was irgend ein Pfarrer tut. Es ist ungerecht, wenn man einen ganzen Stand ächtet und ihm die Existenzberechtigung absprechen will, weil einzelne Glieder desselben fraglich handeln. Ich stehe zunächst für die Art von Evangelisation ein, die ich mit mehreren Evangelisten vertrete und kann konstatieren, daß man mich in einer Reihe von Städten seit vielen Jahren immer wieder ruft, wie man auch Pastor Keller und Prediger Dannert seit Jahren immer wieder ruft. Damit ist erwiesen, daß es eine Evangelisation gibt, die anerkannt ist. Freilich ist diese Tatsache nichtssagend für Männer, die andern keine Urteilsfähigkeit zugestehen, weil sie ihr Urteil für das einzig normale halten. Mit solchen Leuten kann man sich nicht verständigen. Man kann ihnen nur sagen, daß die Evangelisation da ist, und wenn sie die jetzt bestehende kirchliche Evangelisation nicht wollen, sie mit der Zeit eine andere bekommen werden, die ihnen sicher nicht gefallen wird.

Eine der vielen Ursachen der Bekämpfung der Evangelisation ist das Zusammenwerfen von Evangelisation und Gemeinschaftspflege, was nur verwirren kann. Wollen wir klar werden, so müssen wir uns mit allen kirchlichen Ämtern immer wieder auf biblischen Boden stellen. Der Apostel Pau-

lus unterscheidet in Epheser 4, 11 das Evangelisten- und das Hirtenamt klar von einander. Blicken wir auf das Missionsgebiet des damaligen Juden- und Heidentums, oder auf das Gebiet der heutigen äußeren Mission, so fordert schon der gesunde Menschenverstand eine Scheidung von Evangelisten- und Hirtenamt. Der Evangelist ruft zu Christo, und der Hirte weidet die zu Christo gekommenen Schafe. Der Evangelist ist der Vorläufer des Hirten. Der europäische Heidenmissionar sehnt sich nach der Stunde, in der er die aus den Heiden gesammelte Gemeinde einem eingeborenen Hirten übergeben kann. Der Missionar soll nicht Pastor werden, er soll Evangelist bleiben.

Übertragen wir das auf unsere heimatlichen Verhältnisse, um klar zu werden über den Unterschied zwischen Evangelisten- und Hirtenamt. Zunächst muß gesagt werden, daß jedes Amt nach 1. Korinther 12 eine entsprechende Gabe voraussetzt: die Gabe fordert und setzt das Amt. Es ist nicht menschliche Willkür, sondern der Wille des Hauptes der Gemeinde, daß jede Gabe des Geistes Verwendung finde in der Gemeinde. Nun hat man gesagt, und sagt es noch, wir haben ja eine Kirche, wir haben christliche Gemeinden, und diese Gemeinden haben ihre Hirten; wir brauchen keine Evangelisten. Diese Behauptung ist in krassem Widerspruch mit unsern tatsächlichen Verhältnissen. Eine schlechte, gottlose Presse, eine antichristliche Literatur vergiftet mehr und mehr unser Volksleben. Schamlose Unsittlichkeit macht sich breit. Die Gleichgiltigkeit und der Unglaube nehmen schreckliche Dimensionen an. Die Autorität des Wortes Gottes wird frech untergraben; eine liberale Theologie bekämpft die Kirche der Reformation auf Leben und Tod,

und da wagt man es, trotz dieser Tatsachen zu sagen: wir brauchen keine Evangelisation.

Die eben genannten Feinde sind aber nur die auffallendsten; es gibt noch andere in scheinbar geordneten kirchlichen Verhältnissen; ich nenne nur einen: den geistlichen Tod. Als ich vor einigen Jahren in Norddeutschland arbeitete, kam ein Pastor mit seiner Frau aus einer Provinz zu mir, die bisher bewahrt blieb vor Evangelisation, um Rat bei mir zu holen. Er sagte mir: ich stehe in einer kirchlichen Gemeinde; sie kommt zur Predigt und zum Heiligen Abendmahl, aber sie ist tot. Ich habe niemand, mit dem ich beten kann, was soll ich anfangen? — Ich frage: bedarf eine solche Gemeinde Evangelistenarbeit? Offenbar hat der Pastor dieser Gemeinde keine Evangelistengabe. Es ist zum Weinen, wenn viele sich immer wieder so stellen, als hätte der Pfarrer alle Geistesgaben und bedürfe keiner Ergänzung. Wo bleibt bei einer solchen Behauptung das biblisch-geistliche Urteil? wo bleibt die biblische Lehre vom Leibe Christi, nach der ein Glied dem andern Handreichung tun soll? Ich halte es überhaupt für ein Armutszeugnis, wenn man meint, Kirchenbesucher brauchen keine Evangelisation. Ich bin bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahr kirchlich gewesen, habe die Kirche sonntäglich besucht und war ein regelmäßiger Kommunikant. Bei alledem war ich voll Selbstgerechtigkeit, ohne tiefere Sündenerkenntnis, ohne Kraft zum Überwinden der Sünde, ferne vom Frieden mit Gott. O, hätte ich damals eine Evangelisationsversammlung besuchen können! Wie ich in jenen Jahren stand, so stehen heute eine Menge Kirchgänger, gerade für sie ist Evangelisation sehr notwendig, damit sie zur wahrhaftigen Buße, zum lebendigen Glauben an Christum,

und zum Frieden mit Gott kommen. Nur dann werden sie Salz und Licht in unsern Gemeinden.

Bedürfen schon viele von sogenannten kirchlichen Leuten Evangelisation, wieviel mehr die Masse unkirchlicher Menschen. Das Hirtenamt in unsern deutschen, schwerbedrängten Landeskirchen bedarf dringend der Ergänzung durch das Evangelistenamt. Das Evangelistenamt soll als Diakon des Hirtenamtes in den Riß treten. Sind Hirte und Evangelist über diesen Punkt klar, so ist ein segensreiches Zusammenwirken möglich, ohne Eifersucht. Die Arbeit des Hirten kann nur gewinnen, durch die Arbeit des Evangelisten. Unentschiedene kommen durch Evangelisation zur Entscheidung, Gleichgiltige werden aufgeweckt und suchen Gnade, mit Bann Beladene kommen zum Bekenntnis ihrer Sünde und finden Frieden, Gläubige werden erfrischt und angeregt zur Mitarbeit in der Gemeinde. Das ist seit fünfundzwanzig Jahren meine Erfahrung gewesen in den Gemeinden, in welchen ich Hand in Hand mit dem Pfarrer arbeiten konnte. In Württemberg kann ich eine Reihe solcher Arbeiten nennen.

Nun weiß ich sehr wohl, daß man mir entgegnen kann, ich idealisiere, es seien nicht überall Pfarrer, mit denen der Evangelist einmütig arbeiten könne. Auf diesen richtigen Einwand erwidere ich folgendes: Ich kam an Orte, wo der Pfarrer anderer Richtung war als ich; aber er stellte sich doch freundlich zu meiner Arbeit. Es waren Brüder an demselben Orte, die während meiner Arbeit täglich mit mir beteten, und es nachher verstanden, in freundlicher Verbindung mit dem Pfarrer die Frucht der Evangelisation zu sammeln und zu pflegen. Dann kam ich in Gemeinden, in denen ich von Seiten der Pfarrer

mehr geduldet war; doch waren sie nicht feindlich, predigten auch den biblischen Christus. An diesen Orten waren kirchliche Gemeinschaften, an die sich die anschließen konnten, die durch die Evangelisation gesegnet worden waren. In verschiedenen Gemeinden bildeten sich durch die Evangelisation neue Gemeinschaften und Vereine, die aber an einigen Orten nicht richtig geleitet wurden. Wenn junge Männervereine bald in politische Strömungen und Agitationen hinein gezogen werden, so stört das die geistliche Entwicklung und Vertiefung. Man führe doch die Männer erst in die Schrift und durch dieselbe in die Gemeinschaft mit Christo hinein. Sind ihre Herzen fest geworden in der Gnade, so werden sie um so mehr imstande sein, ihre Bürgerpflichten zu erfüllen. Es versteht sich von selbst, daß der Evangelist nur christliche Vereine gründen helfen soll, die den Namen mit Recht tragen, indem sie christliche Charaktere bilden. Andere Vereine mögen mehr patriotische Zwecke verfolgen und zunächst staatserhaltend wirken; auch ihnen wünschen wir Gottes Segen, wir überlassen aber ihre Gründung andern.

Ich kam auch in Städte, wo ich am Schluß meiner Arbeit die Frucht derselben nicht sammeln konnte. Wenn in einer solchen Stadt Pfarrer sind, die das lautere Evangelium verkünden, in ihren Gemeinden treu arbeiten und in ihrer Weise die Gläubigen sammeln, so kann der Evangelist getrost weiter ziehen, wenn er seine Diakonendienste getan hat. Etwas anderes ist es in Gemeinden, in welchen Zersplitterung besteht. Da sollte der Evangelist am Schluß seiner Arbeit die Gewonnenen sammeln, wenn sie nicht nachher in allerlei Hände kommen sollen. Hat der Pfarrer Verständnis der Evangelisation, so wird das Sam-

meln nicht schwer sein. An diesem Verständnis fehlt es aber noch vielfach. Als ich einmal in einer großen Evangelisationskonferenz das Wort „Nacharbeit" brauchte, wurde es sofort bekämpft und durch „Weiterarbeit" ersetzt, womit man sagen wollte: Warum sollten wir anders arbeiten nach dem Abgang des Evangelisten als vor seinem Kommen? Damit spricht man aus: Wir halten es nicht für nötig, den durch den Evangelisten erweckten und angefaßten Seelen besonders nachzugehen und sie speziell zu pflegen. — Mit diesen Worten habe ich die größte Not berührt, die der kirchliche Evangelist hat: Den Mangel an Pflege der Erweckten und Neubekehrten. Wo diese Pflege fehlt, da verdirbt ein sehr großer Teil der Frucht der Evangelisation. Wird diese Tatsache nicht mehr erkannt, als bisher, so wird Gott Evangelisten senden, die, ohne um Erlaubnis zu fragen, die Erweckten sammeln und pflegen. Wir sind eben vielfach in einem Geleise, und man entschließt sich schwer, die Arbeitsweise unsern Verhältnissen anzupassen, was doch durchaus nötig ist. Einst arbeitete ich in einer kleinen Stadt im Segen. Nach der Arbeit beschlossen wir in engerer Konferenz, es sollten nun die Straßen verteilt und von Haus zu Haus Besuche gemacht werden, wozu die Kräfte da waren. Es geschah nicht. Der Mangel an Pflege der Frucht der Evangelisation, den ich eine schwere Sünde nenne, ist die Haupturſache für die Behauptung: Man sieht keine Frucht der Evangelisation, und — der Evangelist erreicht die Leute auch nicht, die wir erreichen sollten.

Ich möchte zuerst ein Wort über die Frage sagen: Erreicht der Evangelist keine Unkirchlichen? Es gibt Europäer, die Jahre lang in Indien waren und wohl Elefanten, aber keine

bekehrten Hindus gesehen haben. Man sieht, was man gerne sieht. So ist es auch bei der Evangelisation. An den meisten Orten, wo ich hinkomme, habe ich einen Stab von Brüdern, die treue Kirchgänger sind und die ein Herz für Evangelisation haben. Einzelne von ihnen beobachten die Leute, wenn sie in die Versammlung kommen, andere, wenn sie dieselbe verlassen. Von ihnen höre ich immer wieder: „Es kommen doch viele, die man das ganze Jahr nicht in der Kirche sieht." Ein unwiderleglicher Beweis, daß der Evangelist auch viele Unkirchliche erreicht, sind die Männerversammlungen. Ich habe 1200, 1500, 2000 bis 3000 Männer in meinen Versammlungen gehabt. Ist der Evangelist nicht da, so klagt man über den schwachen Kirchenbesuch der Männer. Erreicht der Evangelist die Männer, so sagt man sechs Wochen nach seiner Arbeit, er erreiche die Unkirchlichen auch nicht. Gott lob! redet ja nicht jedermann so. Sehr viele Pfarrer und Laien freuen sich gerade der Männerversammlungen. Ich war vor einigen Jahren in einer Industriestadt in der wenige Männer die Kirche besuchen; wir hatten an einem Abend die Kirche voll Männer. Vor zwei Jahren arbeitete ich in einer Gemeinde, in der wenige Männer in den sonntäglichen Gottesdienst kamen. Die Frucht meiner zwölftägigen Arbeit war ein Männerverein von sechzig Männern, der heute noch besteht, weil er gepflegt wird. Das sind Tatsachen.

Ich glaube nicht, daß ein Evangelist oft in eine Stadt gehen kann, in der das Ergebnis seiner Arbeit nicht gepflegt wird. Ich arbeitete mehrere Jahre in zwei größeren Städten, zog mich aber zurück, weil es an Nacharbeit fehlte. Jetzt kann ich wieder hingehen, weil sich die Verhältnisse besserten.

Der geistliche Verstand fordert, daß das Hirtenamt die Pflege der durch den Evangelisten Erweckten und neu Gewonnenen übernimmt, was am besten geschieht, wenn man sie am Schluß der Evangelisation sammelt. Zum Hirtenamt rechne ich auch Stadtmissionare, Gemeindeschwestern und alle, die in Verbindung mit den Hirten den einzelnen nachgehen. Wo diese Arbeit geschieht, sieht man nach meiner fünfundzwanzigjährigen Erfahrung in der Schweiz und in Deutschland Frucht, bleibende Frucht. Gerade über die Frucht der Evangelisation gehen die Meinungen sehr auseinander. Ich kenne zwei Synoden, die neben einander liegen; die eine erklärte: Man sieht keine Frucht der Evangelisation, und die andere erklärte: Man sieht Frucht. Diese Verschiedenheit der Meinungen hat ja etwas Schriftgrund: In Nazareth sagte man wohl von Jesu Wirken: Man sieht keine Frucht; warum? „Um ihres Unglaubens willen", Matth. 13, 58. In Samaria sah man viel Frucht; weil viele an ihn glaubten, Joh. 4, 41. 42. Selbst der Heiland konnte nicht überall gleich viel Frucht schaffen; wie viel weniger wir.

Mir ist das Urteil: man sieht keine Frucht der Evangelisation an und für sich bedenklich; denn was sagt man damit? Eine zwölf- und vierzehntägige Predigt nützt nichts. Wäre das wahr, so könnte man mit Recht fragen: nützt die sonntägliche Predigt etwas? Und die Antwort müßte sein: nein, denn der Pfarrer hat kein anderes Evangelium als der Evangelist, und vierzehn Hammerschläge hintereinander werden doch allerwenigstens so viel wirken als alle acht Tage ein Hammerschlag. „Es nützt nichts," kommt bei vielen daher, daß sie an ihre eigene Predigt wenig Glauben haben. Es gibt Leute, die halten es

für Hochmut, wenn man von der Predigt viel Frucht erwartet. Als ich in einer größeren Stadt arbeitete, und die Zuhörer immer wieder um Fürbitte ersuchte, damit der Herr viel Frucht schaffe, schrieben mir zwei Herren einen anonymen Brief und erklärten: ich sei hochmütig, weil ich so viel Frucht erwarte. Ich antwortete den Briefschreibern öffentlich: 1. glaube ich an die göttliche Verheißung: „Das Wort, so aus meinem Munde gehet, soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, was mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich es sende" Jesaja 55, 11; 2. beten eine große Schar Menschen in verschiedenen Städten für meine Arbeit und ich glaube an Gebetserhörung. Daraufhin kamen die zwei Anonymen zu mir und baten mich um Verzeihung. Man redet von Lastern; eines der größten Laster ist der Unglaube der Predigt des Evangeliums gegenüber. Einst aß ich zu Mittag mit einem bischöflichen Geistlichen in Liverpool, der mir folgendes erzählte: „Der Herr schenkte mir viel Segen in meiner Gemeinde; es war aber nicht immer so. Einst begleitete ich einen Kollegen an die Bahn, und wir redeten über einen anderen Kollegen. Mein Freund sagte: ja, er ist schon recht, aber er glaubt nicht an seine eigene Predigt. Damit traf er mich, denn ich glaubte auch nicht an meine Predigt. Am folgenden Sonntagmorgen fiel ich auf meine Kniee und bat den Herrn im Glauben, Er möge meine Predigt segnen. In jenem Jahr schenkte mir der Herr vierzig neue Kommunikanten." Je mehr wir Leute bekommen, die wieder an die Predigt des Evangeliums glauben, desto weniger wird man das Urteil hören: „Man sieht keine Frucht der Evangelisation."

In einer Stadt von zirka 160 000 Einwohnern arbeitete ich dreimal. Das erste und dritte Mal hatte ich sehr viel Seel-

sorge, das letztemal soviel, daß ich für $4^1/_2$ Monate zusammenbrach. Es war wirkliche Seelsorge. Ist man bald fünfzig Jahre lang Seelsorger, so gewinnt man gerade durch die Seelsorge ein Urteil über die Frucht der Arbeit, bei der ich, der Herr weiß es, immer die Arbeit von Kirche, Schule und Familie voraussetze. Ich hatte in jener Stadt in beiden täglichen Versammlungen zirka 3000 Zuhörer, die natürlich über die ganze Stadt zerstreut waren. Fünf Jahre nach meiner Arbeit kam jemand in jene Stadt und tat öffentlich folgenden Ausspruch: „Bruder Schrenk hatte in dieser Stadt vor Jahren eine Erweckung, was ist davon übrig geblieben? Zwei Seelen!" Ich staunte als ich das hörte. Diese zwei Seelen hat wohl jemand diesem Bruder gemeldet. Aber natürlich hat weder der Melder noch der öffentliche Berichterstatter die Stadt durchwandert und jeden einzelnen der 160 000 Einwohner gefragt, ob er vor fünf Jahren durch mich Segen bekommen und ihn bewahrt habe. O, die Zungensünden! In sehr vielen Fällen hatte ich all die Jahre her Zuhörer aus der ganzen Umgegend einer Stadt; wer kann da die Frucht kontrollieren? Niemand. Vor mehreren Monaten bekam ich eine Einladung durch einen Pfarrer zu einem Jungfrauenvereinsfest. Er schrieb mir zugleich, es sei noch viel Segen da von meiner Arbeit in jener Stadt vor zirka fünfzehn Jahren. Ich bin fest überzeugt, daß andere Bewohner jener Stadt das Gegenteil behaupten, weil sie Gegner der Evangelisation sind. In Beziehung auf Bekehrungslisten bin ich weder Amerikaner noch Engländer. Ich lebe von Barmherzigkeit und es ist lauter Gnade, daß ich dem Heiland dienen und Handlanger sein darf. Er wird am Tage Seiner Offenbarung auch die Bekehrungslisten offenbaren und da will ich

jetzt und am großen Erntetag Ihm die Ehre geben, der allein das Leben ist und alles wirket. Einstweilen sehe ich, Ihm sei Dank! so viel Frucht der Arbeit, daß ich noch nie den Mut verloren habe. Es ist ungeistlich, Fruchtlisten zu verlangen oder sie zu machen. Es gibt viel Geisteswirken, das sich nicht in Zahlen fassen läßt. Gott sei Dank dafür! Offenbar sehen viele Leute Frucht der Evangelisation, denn sie rufen den Evangelisten immer wieder.

Es versteht sich aber für erfahrene Leute von selbst, daß die Frucht der Evangelisation in verschiedenen Gemeinden sehr verschieden sein muß, weil der religiöse Zustand derselben außerordentlich verschieden ist. Es gibt Gemeinden, auf denen ein verborgener Bann liegt. Ich arbeitete in einer kleinen Stadt, in welcher seit einigen Generationen Hebammen waren, die Sympathie trieben. Um dieses Zauberbannes willen konnte ich nicht viel ausrichten. Dann kam ich an einzelne Orte, wo ich ganz armselige Gebetsgemeinschaft hatte; in solchen Gemeinden kann der heilige Geist nicht viel tun, sie sind es nicht wert. An andern Orten war bewußter passiver Widerstand; man wartete im Voraus darauf, sagen zu können: die Evangelisation ist umsonst. An vielen Orten war Vorbereitung durch anhaltendes Gebet und der Herr hat herrlich gewirkt; Er will gebeten sein. Das Urteil: die Evangelisation trägt keine Frucht, ist ungeistlich, und hat so viel Wert als das Wort: die Arznei wirkt nichts. Im allgemeinen möchte ich sagen: je mehr die Evangelisation durch Gebet vorbereitet und getragen wird, desto mehr wird man Frucht sehen.

All die Jahre her habe ich gerne in Württemberg gearbeitet. Die Väter unserer württembergischen Gemeinschaften

waren und sind kirchlich. Darin haben wir in Württemberg einen Vorzug vor anderen Gegenden Deutschlands, wo fast endlose Zersplitterung ist. Die altpietistischen Gemeinschaften Württembergs, deren Vorsteher die Brüder Dietrich in Stuttgart sind, gehörten zu den ersten Kreisen Deutschlands, die ein Verständnis für Evangelisation hatten. Weil die Gemeinschaften kirchlich sind, so öffneten die Kirchenvorstände auf ihre Bitte hin fast überall im Land die Kirchen, was eine friedliche, gesegnete Arbeit ermöglichte. Es nahm es mir niemand übel, wenn ich die Erweckten von der Kanzel aus aufforderte, Gemeinschaft zu suchen und zu pflegen. Doch fehlt es auch in Württemberg nicht an Gegnern der Evangelisation, die meistens zugleich Gegner der Gemeinschaften sind. Nur an wenigen Orten Deutschlands habe ich so viel Seelsorge wie in Württemberg. Die dortigen Versammlungen gehören zu den größten Deutschlands. Ich hatte täglich bis vier und fünf Sprechstunden in Stuttgart. Zweimal half mir der selige Pfarrer Adolf Stockmayer von Beutelsbach; er hatte täglich vier Sprechstunden und ich hatte auch vier. Meine württembergischen Sprechstunden haben aber einen andern Charakter als in allen andern Teilen Deutschlands: ich habe dort sehr viel Handauflegung, um die mich Kranke bitten. Ich suchte sie nie; darum hatte ich außerhalb Württembergs, die Schweiz ausgenommen, wenig Handauflegung. Der Herr hat manche Kranke in aller Stille gesegnet.

Auch die Hahnischen Gemeinschaften in Württemberg stellten sich mehr und mehr freundlich zu meiner Arbeit, und manche ihrer Brüder beugten ihre Kniee mit mir. Ich danke dem Herrn für die viele Gebetsgemeinschaft, die ich gerade in Württemberg

hatte; sie war ein Segen für mich und meine Arbeit. Ich habe sie aber Gottlob! auch an vielen andern Orten Deutschlands gehabt, sie ist für den Evangelisten unentbehrlich. Die Evangelisation ist so weit eingebürgert in Württemberg, daß sich ein Komitee aus Geistlichen und Laien gebildet hat, das die Sache in und außerhalb Württembergs fördern will. Es hat einen eigenen Evangelisten berufen und hat schon zweimal einen solchen nach Österreich gesandt. Die Evangelisation kann da am meisten Frucht schaffen, wo Kirche und Gemeinschaften zusammen bleiben, wie in Württemberg. Durch diese Verbindung wird der Evangelist auch von der Not befreit, die die Sorge für die Erweckten an manchen Orten bereitet.

Wenn ich von Seelsorge und von Versorgung der Erweckten geredet habe, so habe ich eine Arbeit des Evangelisten die in dieses Gebiet gehört, noch nicht erwähnt: die Korrespondenz, die gar nicht zu vermeiden ist. Für mich ist sie im Lauf der Jahre zu einer großen, mich oft schwer drückenden Arbeit angewachsen. Die Briefe haben meistens seelsorgerlichen Inhalt und kommen oft aus Gemeinden, in welchen ich nie gearbeitet habe. Es gab oft Tage, an welchen ich sechs, acht bis zehn Briefe zur Post sandte. Ich kann wohl sagen, daß die Korrespondenz eine große seelsorgerliche Arbeit ist und ich hoffe, daß sie allmählich abnimmt; ich habe oft tief geseufzt unter dieser Last, die viel Zeit und Kraft in Anspruch nahm.

Nach allem was ich bisher über Evangelisation sagte, sind Evangelisation und Gemeinschaftspflege eng miteinander verbunden. Wie komme ich aber zu der Behauptung, das Zusammenwerfen von Evangelisation und Gemeinschaftspflege wirke verwirrend? Es wirkt verwirrend, wenn man den Evangelisten

zum Gemeinschaftspfleger, und den Gemeinschaftspfleger zum Evangelisten macht. Ein Evangelist ist Evangelist und ein Gemeinschaftspfleger ist Gemeinschaftspfleger. Man vergesse nicht, daß ich als kirchlicher Evangelist rede. Der kirchliche Evangelist ist Diakon des Hirtenamts; er arbeitet dem Hirtenamt in die Hände, überläßt ihm die Pflege der Schafe und geht weiter, um wieder andere verlorene und verirrte Schafe zum guten Hirten zu rufen. Der Evangelist wird nie stationär. Wo Kirche und Gemeinschaften zusammengehen, wie in Württemberg, da trieben die Hirten, die Stadtmissionare, die Gemeindeschwestern und die Vorsteher der Gemeinschaften zusammen Hirtenarbeit; sie alle helfen die Schafe in ihrer Weise versorgen. Das ist das Normale.

Wenn man aber einen Bruder Evangelist nennt, der in eine Gegend kommt, Versammlungen hält, die Erweckten sammelt, und sie bleibend in seiner Pflege behält, so ist für mich dieser Bruder kein Evangelist, sondern Gemeinschaftspfleger; das Ziel seiner Arbeit ist von der ersten Stunde an Gemeinschaftspflege. Er will nicht weiter reisen und die gewonnenen Schafe einem Hirten übergeben; er will selber Hirte sein. Diese Praxis unterscheidet sich auch von der apostolischen: die Apostel taten Evangelistenarbeit, und übergaben dann die gewonnenen Schafe den Ältesten, die sie als Hirten zu weiden hatten. Man mache also einen klaren Unterschied zwischen dem Evangelisten und seiner Aufgabe, und dem Gemeinschaftspfleger und seiner Aufgabe. Tut man es, so kommt mehr Klarheit in die Evangelisation. Würde man mir entgegenhalten, der Gemeinschaftspfleger sei eben beides: Evangelist und Gemeinschaftspfleger, so erwidere ich: Dann ist jeder Arbeiter in der Kirche auch

beides, denn alle arbeiten an Verlornen und Gefundenen. Die apostolische Kirche hatte ein Evangelistenamt, und dieses wollen wir zurückerobern für unsere Volkskirche. Das können wir nur, wenn wir klar sind über die Aufgabe des Evangelisten. Ich freue mich der Gemeinschaftspflege von Herzen. Der Herr hat in diesem Stück Großes getan in den letzten zwanzig Jahren. Wir haben eine Menge neu entstandene Gemeinschaften, die ein Licht sind in unsern Gemeinden. Hätten wir doch in jeder Gemeinde eine lebendige Gemeinschaft, die der ganzen Gemeinde das Evangelium vorleben würde in Liebe und Demut.

Der Evangelist wird das Verständnis seiner speziellen Aufgabe auch dadurch beweisen, daß er nicht zu oft an denselben Ort geht. Er hat nicht den Pastor teilweise zu ersetzen durch öfteres Kommen, er ist und bleibt Evangelist. Leider haben wir Städte, die so ungenügend pastoriert sind, daß alle Jahre ein Evangelist kommen mag; im allgemeinen wird es aber ratsam sein, daß der Evangelist höchstens alle zwei Jahre kommt. Ich warne junge Evangelisten, zu oft an denselben Ort zu gehen. Man verletzt dadurch den Pfarrer und bestärkt jene unruhigen Elemente, denen es am angenehmsten ist, wenn sie immer von Wellenschlag umgeben sind, und nie zur Ruhe kommen.

Nachdem ich fünfundzwanzig Jahre in der Schweiz und in Deutschland evangelisiert habe, und viel kritisiert worden bin, so wird es am Platz sein, noch einige Fragen zu beantworten: erstens, gehört die Seelsorge wirklich zur Arbeit des Evangelisten? Daß die Predigt zur Arbeit des Evangelisten gehört, versteht sich von selbst. Wo bliebe der Evangelist ohne Predigt? Zur Predigt gehört aber ganz gewiß Seelsorge. Ohne Seelsorge kann kein Mensch, auch kein Pastor, in die Länge

fruchtbar predigen. Könnte man es, so wäre ich vielleicht Missionsprediger geblieben. Leider hat mancher Prediger nicht viel Seelsorge, weil er vielleicht nicht verschwiegen, oder unpraktisch ist, oder aber die Seelsorge seines Gottes am eigenen Herzen nicht genug erfahren hat. Er brauchte nur betend von Haus zu Haus Besuche zu machen in seiner Gemeinde, so würde er mehr Seelsorge und dadurch eine viel fruchtbarere Predigtweise bekommen. Die Seelsorge ist eine unbeschreibliche Segensquelle für jeden Prediger. Wie oft wird ihm in derselben ein Spiegel für sein eigen Herz vorgehalten, damit er sich beuge mit seinem Beichtkinde. Wie erzieht uns die Seelsorge zur Weisheit, Demut, Liebe und Barmherzigkeit, indem sie uns eingehen lehrt auf die verschiedensten Seelenzustände und Lebensverhältnisse! Die Seelsorge ist eine heilsame göttliche Schule, in der wir lernen Sünder zu retten, allen Alles zu werden. Wenn ich sagte, die Predigt werde durch die Seelsorge fruchtbar, so meinte ich nicht, man soll die in der Beichte empfangenen, vertraulichen Mitteilungen in der Predigt wieder geben; das wäre das allerschlimmste was man tun könnte; man hüte sich entschieden davor. Durch die Seelsorge lernen wir die Bedürfnisse der Herzen und die Verhältnisse der Gemeinde kennen, um sie dann in der Predigt zu berücksichtigen. Dadurch wird die Predigt selbst seelsorgerlich. Die kunstgerechte Textbehandlung und die glänzendste Redekunst ersetzt die seelsorgerliche Predigt nicht. Jedem Pastor, vorab dem Landpfarrer rate ich, von Haus zu Haus Besuche in seiner Gemeinde zu machen, was sein Recht und seine Pflicht ist, und kein Haus zu verlassen ohne Gebet. Dann wird er Seelsorge bekommen.

Die Mehrzahl der Pfarrer werden dem Evangelisten die

Seelsorge nicht absprechen wollen; ich habe im Gegenteil Pfarrer getroffen, die sich von Herzen freuten, wenn ich viel Seelsorge hatte. Anderen dagegen hat meine Seelsorge wehe getan; sie fanden, das wäre ihre und nicht meine Sache. Der Evangelist tut wohl daran, seine Zuhörer immer wieder an ihre Seelsorger zu weisen. Trotz solcher Aufforderung werden die meisten, die Seelsorge bedürfen, während seiner Arbeit zum Evangelisten kommen. Ist es nicht natürlich, daß ich mich bei dem Prediger ausspreche, der mit seinem Wort mein Herz und Gewissen getroffen hat? Dann urteile man auch menschlich: Viele haben eher den Mut, einem fremden Prediger ihr Herz zu öffnen, als ihrem Ortsgeistlichen. Man kann eigentlich keinem Menschen befehlen, wem er sein Herz aufschließen soll. In diesem Stück haben wir sehr viel zu lernen von der Klugheit und Weitherzigkeit der katholischen Kirche. Wie viel Gelegenheit ist dem katholischen Christen gegeben, „auswärts" zu beichten; es verdenkt es ihm niemand. Die Hauptsache ist doch, daß der Mensch mit seinem Gott ins Reine kommt.

2. Ist das Sündenbekenntnis dem Seelsorger gegenüber nötig? Wie oft bin ich angegriffen worden wegen der Privatbeichte! Männer, die dem sechsten Gebot gegenüber bedenklich stehen, haben furchtbar geeifert gegen das „katholische Beichten." Wohlmeinende Leute behaupteten, es sei nicht evangelisch. Ich blieb sehr ruhig bei allen Angriffen. Vielleicht blieb ich ruhig, weil mir als Württemberger nach dem sechsten Hauptstück unseres Katechismus das Beichten von Jugend auf selbstverständlich war. Doch nicht nur deswegen blieb ich ruhig, sondern auf Grund der Schrift und auf Grund meiner Erfahrung. Als ich mich bekehrte, ließ mir

der Geist Gottes keine Ruhe, bis ich meine Sünden bekannte. Ganz dasselbe habe ich in meiner Seelsorge bei Tausenden erfahren: Sie kamen erst zum Frieden nach dem Bekenntnis gewisser Sünden. Sehr oft hatte ich ihnen auch zu raten, wie sie dieses und jenes zu ordnen hatten. Wie hoch hielt Luther die Privatbeichte mit Absolution! Sehr viele kommen nach meiner Erfahrung nur durch Absolution zum Frieden. Absolution ohne vorhergehende Beichte ist aber ein Unding. Beichte vor Menschen ist durchaus biblisch. Man lese Psalm 32, 1—5, zusammen mit 2. Sam. 12, 1—13. Hätte David unmittelbar nach seiner Doppelsünde freiwillig bekannt, so wären seine „Gebeine nicht verschmachtet." So aber mußte der Prophet Nathan mit der einschneidenden Bußpredigt zu ihm kommen, und das Bekenntnis veranlassen. Nach dem Bekenntnis erteilte ihm der Prophet Absolution, nicht vorher, obwohl er schon bußfertig war.

Damit ist auch die Frage beantwortet: Ist es erlaubt, durch die Predigt bewußt Bekenntnis der Sünden zu veranlassen? Die Geschichte von David und Nathan beantwortet die Frage mit einem entschiedenen Ja; die Begründung dieses Ja liegt im Gewissen des Sünders, das erstens in vielen Fällen mit seinen Heimlichkeiten an das Licht kommen muß, zur Demütigung und zum Brechen mit der Sünde und zweitens zur Entlastung. Johannes der Täufer wird in Matth. 3, 3 als Wegbereiter des Herrn hingestellt. Was gehörte wesentlich zu diesem Wegbereiten? Das Bekennen der Sünden von Tausenden (Matth. 3, 5. 6.). Diese Sündenbekenntnisse waren ein Beweis wahrhaftiger Buße. Jeder erfahrene Seelsorger wird mir beistimmen, wenn ich sage: wir merken an vielen Bekenntnissen sofort, daß der Bekenner aufrichtig und bußfertig ist.

Es gibt Bekenntnisse, die der Mensch nicht über seine Lippen bringt, ohne ein zerbrochenes, bußfertiges Herz. Die ganze Arbeit Johannes des Täufers, indem sie vorbereitend für Jesu Arbeit war, gibt für alle Zeiten Licht über die Notwendigkeit der Beichte, wenn wir Sünder zu Jesu führen wollen. Auch der Apostel Jakobus ermahnt in Jak. 5, 16: bekenne einer dem andern seine Sünden. Betrachten wir Sprüche 28, 13 und 1. Joh. 1, 9 in diesem Lichte, so werden wir in beiden Stellen nicht nur Bekenntnis vor Gott, sondern auch vor Menschen finden dürfen. Es ist ein tiefer Schade in unserer evangelischen Kirche, daß in vielen Gemeinden die Privatbeichte so sehr abhanden gekommen ist. Je mehr wir Erweckung bekommen, desto mehr wird man wieder von Bekenntnis der Sünden hören und erkennen lernen, daß viele Menschen nur durch seelsorgerliche Hilfe zurechtkommen.

Wenn wir aber in der Predigt Bekenntnis der Sünden fordern, so muß es in geistlicher Weise geschehen. Ein Bekenntnis hat nur dann Wert, wenn es vom Geiste Gottes gewirkt ist; es muß dem Seelsorger als reife Frucht der Wirksamkeit des heiligen Geistes entgegengebracht werden. Denn nur dann hat bei dem Bekenner eine innere Loslösung von der Sünde, Sinnesänderung stattgefunden. Ohne diese innere Loslösung ist das Bekenntnis der Sünde nicht nur wertlos, sondern unter Umständen gefährlich. Jedes oberflächliche Bekenntnis hat einen Rückschlag auf den betreffenden Sünder: es bringt ihm keinen Frieden und hilft ihm zu keiner Freiheit von der Macht der Sünde: Wundere man sich daher nicht, wenn durch diese niederschlagende Erfahrung Zweifel in ihm aufsteigen, wenn er sich abwendet von der

Wahrheit, sein Herz verschließt, und nach einem solchen Bekenntnis mehr gebunden ist als vor demselben. Ich warne jüngere Prediger, ihre Zuhörer ja nicht in den Schraubstock erschütternder Höllenschrecken zu spannen, um ihnen so das Bekenntnis der Sünden auszupressen. Seelisches Wirken kann nie das Wirken des heiligen Geistes ersetzen, sondern nur nachäffen. Wer im Geiste lebt, wird auch im Geiste wirken und seelische Kunstgriffe meiden, die keine bleibende Frucht schaffen. Ein weiterer Grund für den Prediger, nur in geistlicher Weise auf Bekenntnis der Sünde hinzuwirken, liegt in dem Gemütszustand und überhaupt im Gesundheitsstand mancher Zuhörer. Wie leicht werden nervöse oder zur Schwermut geneigte Leute durch schreckhafte, treiberische Predigt überreizt und über Vermögen beunruhigt. Es ist unsere Pflicht, auch auf solche Leute Rücksicht zu nehmen. Je mehr wir Gottes Wirken verstehen und erkennen lernen, daß wir Prediger nur Gottes Werkzeuge sind und die Rettung jedes Sünders ein Werk göttlicher Gnade ist, desto weniger werden wir auf unsere Methoden vertrauen. Die beste Methode kann nie den heiligen Geist ersetzen. „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfahen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein." Dieses Wort des Herrn wollen wir nie vergessen. Es lehrt uns die göttliche Methode, Buße zu bewirken.

3. Ist es nicht unnüchtern, ein „vierzehntägiges Geläufe" zu veranstalten, „die Leute ihrer Arbeit zu entziehen," und „zu überfüttern?" Ich habe immer gefunden, daß unser Gott am nüchternsten ist. Er hat im Alten Testament die Festwochen veranstaltet und in denselben das Volk zur Anbetung versammelt, um es geistlich zu stärken und zu bewahren. Unsere

Väter haben nach der Reformation auch täglich das Gotteshaus besucht, um anzubeten und sich zu erbauen; Zehntausende von Katholiken tun das heute noch. Was ist es denn, wenn in unserem unruhigen, materialistischen Zeitalter alle paar Jahre einmal vierzehn Tage lang den Protestanten Gelegenheit gegeben wird, Gottes Wort zu hören? Ich kann aus langjähriger Erfahrung bezeugen, daß die Leute, die sich gegen „Geläuf" und „Überfütterung" ereifern, der Mehrzahl nach aus allabendlichen Wirtshaussitzern bestehen, also nicht viel Gewicht haben. Es kommen ja nicht alle Zuhörer regelmäßig und ich halte es mit jenem alten Basler Pfarrer der sagte: „Meinet ihr, die Leute behalten meine ganze Predigt? Jeder nimmt seine Brocken mit." Die größte Unnüchternheit in unserm Volksleben besteht im Wirtshaussitzen. Wie viel „Geläufe" und „Unnüchternheit" finden wir bei der Welt!

4. Ist es nicht ein verhängnisvoller Irrtum, wenn der Evangelist meint, „er könne in vierzehn Tagen die Leute bekehren?" Ich versichere jedermann aus innerster Überzeugung, daß ich selbst noch keinen einzigen Menschen bekehrt habe; wohl aber hat Gott in Seiner Gnade schon oft mein Zeugnis gebraucht zur Bekehrung von Menschen. Ich kenne keinen Evangelisten, welcher meint, die Menschen bekehren zu können. Das Bekehren ist Gottes Sache. Wenn ich jahrelang je vierzehn Tage lang an einem Orte gearbeitet habe — andere haben es mir nachgemacht —, so hat das seinen besonderen Grund: im Anfang redete ich nur acht Tage lang; dann merkte ich, daß die Seelsorge erst gegen das Ende meiner Arbeit begann. Daraus machte ich den Schluß, daß acht Tage zu kurz seien, und fing an, fünfzehn Tage lang zu reden.

Ich hatte mich nicht getäuscht: in der zweiten Woche hatte ich immer viel mehr Seelsorge als in der ersten. Das wird jeder Evangelist erfahren. Evangelisation darf ja keine Schnellbleiche, keine geistliche Treiberei sein; sie soll auch nicht nur anregen, sondern zu Christo führen. Erst braucht man mehrere Tage bis die Leute sich gesammelt haben; dann erst beginnt die eigentliche Arbeit. Bis ein Gewissen geweckt ist und der Mensch willig wird, sich zu bekehren, unter Umständen auch seine Sünden zu bekennen, unrecht Gut zurückzugeben und anderes zu ordnen, braucht es Zeit; das wird jeder zugeben, der selbst eine Bekehrung erlebt hat. Nach sechsundvierzigjähriger Evangelistenarbeit in Afrika und in Europa spreche ich es bestimmt aus, daß es nicht richtig ist, wenn der Evangelist die Arbeitszeit bestimmt; der Herr allein sollte sie bestimmen und wir sollten uns nach der Arbeit des heiligen Geistes richten, deren Spuren wir in der Seelsorge sehen. Könnte der Herr die Arbeitszeit bestimmen, so würde man viel mehr Frucht sehen. Meine einstige dreiundvierzigtägige Frankfurter Arbeit gehörte zu meinen gesegnetsten Arbeiten. Dürfte der Herr die Arbeitszeit bestimmen, so würde die Arbeitsweise sich selbstverständlich verändern. Wenige Männer würden die physische Kraft haben, drei, vier Wochen lang täglich zu reden und Seelsorge zu treiben. Es müßten dann einige Brüder zusammenarbeiten. So haben wir es in Basel gehalten im Jahr 1882. Als Bahnbrecher der Evangelisation konnte ich nicht so beginnen: erst erschrak man über achttägige Predigt; als ich dann mit der fünfzehntägigen kam, entsetzte man sich. Jetzt haben Tausende so viel gelernt, daß ich oft hören muß: „Wie schade, daß Sie schon aufhören."

Je größer die Städte sind, desto länger sollte man arbeiten. Als ich vor vier Jahren zwölf Tage in Petersburg arbeitete, hatte ich den tiefen Eindruck, ich sollte weiter arbeiten können, denn ich hatte Massenseelsorge, am letzten Tag sechs Stunden. Für meine physische Kraft waren aber zwölf Tage genug. Wenn aber zwei oder mehr Brüder zusammenarbeiten, so müssen sie völlig eines sein; wäre das nicht der Fall, so ziehe ich die Arbeit des einzelnen Evangelisten vor.

5. Warum soll der Evangelist bei uns predigen? Soll seine Predigt mehr wirken als die unsers Herrn Pfarrers? Wie oft habe ich diese Frage im Lauf der Jahre stellen hören! Sie zeugt von völligem Mangel an Verständnis der Evangelistenarbeit. Ich will der erste Evangelist sein, der bekennt, daß viele Pfarrer viel besser und schöner predigen können als ich. Damit ist aber für die Berechtigung der Evangelistenarbeit noch gar nichts gesagt. Will man die Evangelisation verstehen, so muß man sie zunächst mit gesundem Menschenverstand beurteilen. Tut man das, so wird man finden, daß das Geheimnis ihres Erfolges teilweise in der anhaltenden, nicht in der schönen Predigt liegt. Wenn die sonntägliche Predigt noch so gut ist, so wird ihr Eindruck leider gar zu oft die Woche über verwischt. Etwas anders ist es, wenn die Zuhörer vierzehn Tage lang täglich das Wort hören, so daß jeder folgende Tag den am vorhergehenden Tag empfangenen Eindruck vertiefen kann, vorausgesetzt, daß der Zuhörer aufrichtig ist. Ich kann aus hundertfältiger Erfahrung bezeugen, daß Leute, die nie mehr in die Kirche gingen, an einem Abend angefaßt wurden, und am andern Abend wieder kamen. Ein Atheist wurde aufgefordert, wenigstens einmal zu kommen; er kam

und wurde vom Geist Gottes erfaßt. Darauf kam er allabendlich, bekehrte sich und ließ seine acht ungetauften Kinder taufen. Die ganze Geschichte der Evangelisation im Inland und im Ausland bezeugt es, daß anhaltende, tägliche Predigt eine viel weiter reichende Wirkung hat als eine wöchentliche Predigt.

Gerade durch tägliche, fortgesetzte Predigt erreicht man viele, die selten oder nie in den Gottesdienst kommen. Die Fernerstehenden, und nicht sie allein, werden angezogen durch die populäre, auf das Leben eingehende Predigtweise der Evangelisten, wie einmal jemand sagte: „Der redet wie ein Mensch." Die gewöhnliche Predigt ist sehr oft zu unpraktisch, zu schulmäßig und zu wenig seelsorgerlich. Die viele Seelsorge des Evangelisten setzt ihn in den Stand, seelsorgerlich zu reden. Die schöne Exegese zieht Fernstehende nicht an. In der fortgesetzten, populären und seelsorgerlichen Predigt des Evangelisten liegt ein Teil der Anziehungskraft, die überall die größten Lokale füllt.

Insoweit kann der gesunde Menschenverstand sich die eigentümliche Wirkung der Evangelisation ein gut Stück weit erklären. Aber das eigentliche Geheimnis der Evangelisation ist damit noch nicht erklärt. Schon vom zweiten Jahr meiner Evangelistenarbeit an, war es mir tiefes Bedürfnis, einen Gebetsrücken zu haben. Man steht ganz anders auf der Kanzel, wenn man eine Schar Beter hinter sich hat, die nicht nur um allgemeinen Segen, sondern um die Gegenwart des Herrn und Seines Geistes, und um die Rettung von Sündern bitten. Da liegt die Schwäche vieler Predigt. Es gibt viele Pfarrer, die keinen Gebetsrücken haben. Die Kirche hat es zu lange ver-

säumt, die Gläubigen zu sammeln, die priesterlich hinter dem Pfarrer stehen. Gott sei Dank! daß dieses Versäumnis allmählich erkannt wird und man begonnen hat, eine priesterliche Gemeinde inmitten des großen Haufens zu sammeln. Das lebendige Bekenntnis: Ich glaube an die Gegenwart des Heiligen Geistes, muß die Kraft unserer Predigt werden. Als ein Zeitungsschreiber einst den Sänger Sankey fragte: Woher kommt es denn, daß alle Welt dem Evangelisten Moody nachläuft? Wir haben Prediger, die viel besser reden als Moody. Da antwortete Sankey: „Es ist ein gewisses etwas; wir nennen es Heiligen Geist." Kein mir bekannter Evangelist will arbeiten ohne Gebetsgemeinschaft und keiner kann arbeiten ohne sie. Gläubiges Gebet mit Vertrauen auf die Gegenwart des Heiligen Geistes ist das Geheimnis der Evangelisation.

6. Es wäre ein Mangel, wenn ich nicht etwas sagen würde über die Nachversammlungen. Die Amerikaner und Engländer haben eine viel längere Evangelisationsgeschichte als wir. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann in Amerika eine lebhafte Evangelisation, und in England reicht sie zurück in die Zeit vor der Reformation. In beiden Ländern kam man durch Erfahrung auf die Notwendigkeit von Nachversammlungen. Ihr Zweck ist, sich mit denen in nähere Beziehung zu setzen, die das gehörte Wort annehmen wollen, und ihnen zum Ergreifen der Gnade zu verhelfen. Es gibt verschiedene Formen von Nachversammlungen, von denen ich zwei Hauptformen heraushebe: a. Man fordert am Schluß der Evangelisationsversammlung die auf, zurückzubleiben, welche sich dem Herrn übergeben wollen. Diesen hält man eine kurze Ansprache, betet mit ihnen und bittet dann die dazubleiben, welche eine persönliche Aussprache

bedürfen. Mit letzteren wird dann einzeln geredet und gebetet. b. Man bittet vor Schluß der Evangelisationsversammlung die, welche eine seelsorgerliche Unterredung bedürfen, zurückzubleiben, und redet und betet mit jedem einzelnen. Mag man diese oder jene Form der Nachversammlung wählen, so muß, wie schon gesagt, Zweck derselben sein, dem einzelnen zum Ergreifen der Gnade und zum Frieden mit Gott zu verhelfen. Das muß ja Ziel aller erwecklichen Predigt sein.

In Bern hatte ich zweieinhalb Jahre lang keine Nachversammlungen, sondern nur Sprechstunden; nachher führte ich Nachversammlungen ein. In Basel hatte ich jahrelang abendliche Nachversammlungen und am Vormittag auch noch Sprechstunden. Die Basler Nachversammlungen sind mir heute noch Ideal: ich hatte dort einen ganzen Stab von vertrauenswürdigen Mitarbeitern. Wir redeten und beteten an manchem Abend mit vielleicht siebenzig Seelen. Dann wurden ihre Adressen notiert, damit man sie in ihren Wohnungen besuchen und pflegen konnte. Jeden Sonntag Nachmittag versammelte man die so Gewonnenen zu gemeinsamer Erbauung. Von Separation war keine Rede. Solche Nachversammlungen wünschte ich überall; sie setzen aber die nötigen Helfer für den Evangelisten voraus; hat er diese nicht, so muß er auf Nachversammlungen verzichten und sich auf Sprechstunden beschränken. Ich arbeitete an manchen Orten, wo es mir unmöglich gewesen wäre, die nötigen Helfer zu finden. Ohne diese hätte ich Angst vor Nachversammlungen, denn für Nachversammlung um jeden Preis bin ich nicht.

In Württemberg und auch an andern Orten hatte ich soviel Seelsorge in meinen Sprechstunden, daß mich der Mangel an Nachversammlungen nicht drückte. Ich spreche es mit Ent-

schiedenheit aus, daß mir seelsorgerliche Einzelunterredung die Hauptsache bleibt, nicht die Form, wie ich die Leute erreiche. Dagegen war ich in Städten, wo ich gerne Nachversammlungen gehalten hätte; aber es besteht in Deutschland in kirchlichen Kreisen ein starker Widerwille gegen dieselben, wie gegen alles Neue. Da ich auch fast immer in Kirchen rede, so gebe ich zu, daß Nachversammlungen in Sälen weniger Anlaß zur Kritik geben als in Kirchen. Wenn ich auch kein Prophet bin, so wage ich doch zu sagen, daß nach nicht langer Zeit Nachversammlungen allgemeinen Kredit bekommen werden. Wir haben es erlebt, daß der Oberkirchenrat in Berlin und die Kirchenkonferenz in Eisenach die Gemeinschaftssache empfohlen haben. Das hätte vor zwanzig Jahren niemand erwartet. Die Gemeinschaftsbewegung ist im Wachsen begriffen und wir gehen der Zeit entgegen, in der man allgemeiner erkennen wird, daß die Evangelisation, wie alle Reichsgottesarbeit ausmünden muß „in die Gemeinschaft der Heiligen." Wir haben ja jetzt eine liberale Evangelisation, deren Hauptinhalt ist: „Der Stand der heutigen Kritik". Es stellt sich immer mehr heraus, daß diese Herren, die den Götzen „Lehrfreiheit" an die Stelle des ewigen Evangeliums und natürliche Entwicklung an die Stelle göttlicher Offenbarung setzen, Duldung in der Kirche haben. Diese Tatsache wird alle, die an den biblischen Christus glauben, zusammentreiben, und die Sammlung der Gläubigen wird immer mehr zur Notwendigkeit werden. So soll auf unserm Evangelisationsbanner geschrieben stehen: Sammlung aller — nicht Trennung — die festhalten wollen an Jesu Christo, dem ewigen Gottessohn, unserm gekreuzigten und auferstandenen Heiland. Es ist keine Frage, daß Nachversammlungen zu diesem Sammeln

beitragen. Gott helfe uns zum Sammeln in unserer evangelischen Kirche, daß wir eine Macht werden.

Nach dem Gesagten ist noch viel Raum zum Fortschritt in der Evangelisation. Dem Herrn sei Lob und Dank! daß ich immer noch mitarbeiten darf, und wir in aufsteigender Linie sind. Nur wenige Male mußte ich meine Arbeit in den letzten zwanzig Jahren unterbrechen: einmal wegen Erkältung, nachher wegen eines Unfalls auf der Barmer Straßenbahn, und zweimal wegen Überarbeitung. Der Herr hat mir in Seiner großen Gnade bis auf diese Stunde immer wieder neue Kraft gegeben. Wenn ich daran denke, daß meine Gesundheit schon im Jahr 1857/58 tief erschüttert war, daß ich im Jahr 1864 als gebrochener Mann von Afrika zurückkehrte, so ist es ein Wunder vor meinen Augen, daß ich im vierundsiebenzigsten Jahr immer noch in der Arbeit stehen darf. Ich danke dem Herrn von Herzen, für diese große Gnade. Meine Stellung ist jetzt eine leichtere, als sie es jahrelang war. Meine Kinder sind, zwei ausgenommen, demnächst selbständig.

Der Herr allein weiß, welche Aufgabe ich und meine liebe Frau mit der Erziehung und Ausbildung unserer neun Kinder in den letzten zwanzig Jahren hatten. Es ging durch viel Demütigung, durch viele Geduld- und Glaubensproben, was bei meiner vielen Abwesenheit von Hause gar nicht anders sein konnte. Schaue ich zurück auf diese Jahre, so waren sie für mich eine Zeit göttlicher Erziehung durch meine Kinder. Ich wurde bewahrt vor Höhen, vor bloßem Kanzel-, Versammlungs- und Konferenz-Christentum, weil ich durch meine Kinder beständig in den Wirklichkeiten des täglichen Lebens stand. Meine Predigt und Seelsorge wurde beständig befruchtet durch die Er-

fahrungen in der eigenen Familie, sodaß ich viele Eltern beraten und trösten konnte, wenn sie mit Kindersorgen zu mir kamen. Dem Herrn sei Lob und Dank, daß Er mich und meine liebe Frau bisher den Kindern erhalten, und mir in meiner Frau eine treue Gehilfin geschenkt hat, die mit viel Selbstverleugnung, Liebe und Treue an meiner Seite stand, und den Kindern zum Segen war. Die Mehrzahl derselben steht in direktem Dienste des Herrn, und auch die übrigen sind bereit, in Seinen Wegen zu wandeln, wofür dem Herrn allein die Ehre gebührt. Er hat all die Jahre auch äußerlich treulich für uns gesorgt, Ihm sei Dank!

Ich bin dem Herrn auch großen Dank schuldig für die viele Gemeinschaft, die Er mir während der letzten fünfundzwanzig Jahre durch meine Evangelisationsarbeit in Deutschland und in der Schweiz geschenkt hat. Im Geiste möchte ich all den lieben Mitverbundenen die Hand drücken und ihnen von Herzen danken für die viele mir erwiesene Liebe, und besonders für ihre treue Fürbitte für mich, meine Familie und meine Arbeit. Es hat mich oft sehr gestärkt und getröstet, wenn ich versichert wurde: „Ich bete täglich für Sie." Ich spreche es auch hier mit innerster Überzeugung aus, daß ich der Fürbitte der großen Beterschar, die mich so viele Jahre hindurch begleitet hat, ein gut Stück des Segens verdanke, den der Herr auf meine Arbeit und meine Familie gelegt hat. Ich bitte herzlich, meiner, meiner Familie und meiner Arbeit auch ferner zu gedenken.

Dann möchte ich den vielen Seelen, die der Heiland durch meinen Dienst zu Seinem Eigentum gemacht hat, einen herzlichen Gruß senden, und ihnen zurufen: Haltet, was Ihr habt, daß niemand eure Krone raube! Die Zeit ist sehr ernst! Lasset uns

anhalten am Gebet, und unverrückt feſthalten an unſerm hochgelobten Heiland und Seinem teuern Wort mit der täglichen Bitte, daß Er unſerm Volk den Leuchter des Evangeliums erhalte und uns ſelbſt vollende auf Seinen Tag. Ihm ſei unſer Herz und unſer Leben auch ferner geweiht, als Dankopfer für alle Liebe, Treue und Geduld, die Er an uns gewandt hat. Ihm dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiſte, ſei Lob und Ehre und Anbetung, jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Von E. Schrenk sind ferner erschienen:

Suchet in der Schrift. Tägliche Betrachtungen für das ganze Jahr mit Anhang für Festtage und besondere Anliegen. 32. bis 37. Tausend. Geb. 2.60, fein geb. 3.—, 3.50 und höher.

Ein Geistlicher schreibt: Welch' Kapital von gläubiger Lebensweisheit! Ernst und reell, biblisch wahr, kernig wie Schrotbrot. Unter den Andachtsbüchern nimmt Schrenk „Suchet" nicht nur einen hohen, sondern überhaupt den ersten Platz ein.

Des Jünglings Freund. Motto: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens.

Eine Mitgabe für's Leben. 26. bis 29. Tausend. Preis 1.20, 2.—, 3.—, ff. Leder-Goldschn. 4.— Mk.

Hofprediger a. D. Stöcker schreibt: Schönste Gabe für Jünglinge.

Gedanken über das Heiraten oder: **Befiehl dem Herrn deine Wege.** 41. bis 46. Tausend. 5. verm. Aufl. Preis 40 u. 50 Pf., geb. m. Myrthensträußchen Mk. 1.—, do. Goldschnitt Mk. 1.20.

Neu! **Dein Wort ist meines Fußes Leuchte.**

Preis 80 Pf., 1.—, fein geb. 1.40 und 1.60 Mk.

Allein durch den Glauben. 16. bis 19. Tausend.

Preis 80 Pf. und 1.— Mk., geb. 1.40 und 1.60 Mk.

Wir sahen seine Herrlichkeit. Betrachtungen über das hoheprieſterliche Gebet.

4. Auflage. 15. bis 17. Tausend. Preis 80 Pf., kart. 1.—, fein geb. 1.40 und 1.60 Mk.

Neu! **Göttliche Führung und Geistesleitung.**

Preis 20 Pf.

Wie soll ich zum heil. Abendmahl gehen? und **Wie steht es mit deinem Beten?**

9. bis 15. Tausend. Preis 15 Pf.

Wie wird Christus am besten ergriffen? 3. Auflage.

9. bis 11. Tausend. Preis 10 Pf.

Das heilige Vaterunser. 11. bis 15. Tausend. Preis 50 Pf., fein geb. Mk. 1.—.

Ernst Röttger's Verlag, Kassel.

Gräfin E. Waldersee.

Vorbilder im alt. Bunde.

I. Teil: **Die Schöpfung und die Erzväter.**
II. Teil: **Gottes Bund mit Israel.**

Preis in 6 Heften à Mk. 1.—.
Band I geb. Mk. 3.—. Band II Doppelband Mk. 5.—.
Das Werk komplet geb. Mk. 7.50.

... Ein schönes Zeugnis guter kirchlich-theologischer Schulung einer geistvollen, frommen Christin.
(Die Bausteine.)

... Ich empfehle dieses vortreffliche, durchaus schriftgemäße Buch — durch das ich gesegnet bin — herzlich, schreibt Pastor Modersohn. (Sabbathklänge)

Von der gleichen Verfasserin:

„Wahrheit und Freiheit".

Joh. 8, 32.
Preis 15 Pf.

„Mancherlei Gaben und ein Geist" schreibt: „Wir wünschen unserer Kirche viele solcher Prophetinnen".

Hermann Dannert:

Golgatha. 24 Betrachtungen. — 13 Bogen. Kart. Mk. 1.20, gebunden Mk. 1.80.

Wandelst du im Geist? 3. Auflage. Preis 20 Pf.

Frei vom Gesetz, o glücklich Leben.

Preis 20 Pf.

Der als Prediger nun seit Jahren in ganz Deutschland bekannte Verfasser hat eine ausgezeichnete Gabe das Wort schlicht und praktisch auszulegen.

Ernst Nöttger, Kassel.

Der volle

Pfingstsegen.

A. Murray.

II. Auflage.

Pr. Mk. 1.25, fein gebunden Mk. 1.80.

Das Büchlein bietet gute Geistesnahrung und Erquickung. Der Zionspilger.

Litt. Mitteilungen schreiben: A. Murray's Schriften sind warme und erwärmende Zeugnisse für Christus und sein Reich.

Familienleben in Christo. III. Aufl. 3. 4. 4.50.

Der große Hohepriester. Pr. 4.—, geb. 5.—.

Wachset in der Gnade. Pr. 1.20, geb. 2.—.

Warum glaubst du nicht? Pr. 1.20, geb. 2.—.

Demut, Der heiligen Kleinod. 0.80, 1.40, 1.60.

Heilig in Christo. Pr. 1.20, geb. 2.—.

Jesus selbst. Pr. 40 Pf. u. 60 Pf., geb. m. G. 1.—.

Nicht mein Wille. Pr. 0.60, 0.80, 1.20, 1.40.

Stille zu Gott. Pr. 0.80, 1.40, 1.60.

Schlüssel zum Missions-Problem.

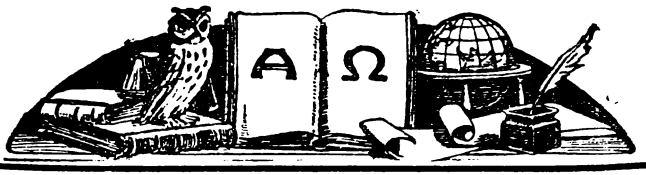
Preis 1.20, gebunden Mk. 2.—.

Der bekannte Pastor F. B. Meyer schreibt:

.... ein tief geistl. interessantes und Leben erweckendes Buch! Würde es von ev. Geistlichen und Laien allerorts gelesen, es entstände eine Erweckung des Missionsgeistes, wie die Welt noch keine erlebte.

Für Missionsfreunde schönste Gabe.

Ernst Röttger, Kassel.



Pastor S. Keller (Ernst Schrill).

Lebendige Worte.

2. Auflage. Ein tägl. Andachtsbuch. Mit besonderem Anhang für Festtage und besondere Anliegen.

Eine praktische Gabe voll erquicklichen Inhaltes.

Gebunden Mk. 3.—.

Original-Einband Mk. 3.50, Leder Goldschn. Mk. 6.—.

Wenne Pridik u. and. Geschichten.

2. Aufl. v. „Zum Sonntagabend".

Diese vier herrlichen Erzählungen bilden Bd. III E. Röttger's Volksbücherei, pro Bd. Mk. 1.—, fein geb. Mk. 1.50 (bisher XI Bände).

Oberlicht und andere Geschichten.

6. bis 10. Tausend.

Band VI. E. Röttger's Volksbücherei. Preis Mk. 1.—, fein gebunden Mk. 1.50.

Diese Volksbücherei sollte in keiner Familien-, Volks- oder Schulbibliothek fehlen. Verfasser zählen **zu den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart.**

Preis 15 Pf. **Vom Geben.** Preis 15 Pf.

Ein hochinteressantes Heftchen von 32 Seiten. **„Christliche Anmerkungen für Christen".**

Frohe Botschafts-Bibliothek

enthält 9 Jahrg. (470 sonntägl. Predigten von den PP. Culemann, Dammann, Keller, Michaelis, Schrenk, Wittekindt u. a.). Preis pro Bd. Mk. 2.50 (Porto 30 Pf. extra) Die 9 Bände auf einmal bezogen statt Mk. 23.30 nur Mk. 18.80.

Ernst Röttger, Kassel.

Bausteine z. d. Evangelien d. Kirchenjahres.

Von Pfr. **Kliche.** I. und II. Teil. Je Mk. 6.—, gebunden je Mk. 7.50. Gedanken, Bilder u. Erzählungen.

P. O. Brüssau-Berlin schrieb s. Z.: „Das mit gutem Geschmack und feinem Gefühl ausgearbeitete Werk stellt sich als ein Extrakt dar, der Geistlichen, Lehrern, Helfern und Laien in hohem Maße Anregung bietet, sich in die Gedanken der alten Evangelien mit großer Freude zu versenken."

Geschenk für Geistliche (mit Predigt-Dispositionen), **Lehrer, Helfer an Sonntagsschulen und nachdenkende Christenleute.**

Past. prim. **Tiesmeyer,** früher Bremen:

Die Erweckungsbewegung in Deutschland

während des XIX. Jahrhunderts. I. Heft: Minden, Ravensberg, Lippe. II. Heft: Siegerland, Dilltal und Homburger Land. III. Heft: Das Wuppertal, Ober- und Niederbergische Land. IV. Heft: Baden. V. Heft: Das ehem. Kurfürstentum Hessen. VI. Heft: Hessen-Darmstadt. (Weitere Hefte folgen.) Preis pro Heft Mk. 1.—. Heft 1—4 gut gebunden Original-Einband Mk. 5.—.

Das Pastoralblatt bezeichnet das Werk als vortrefflich.

Ansprachen über die Timotheusbriefe.

Von Studiendirektor **D. Klingender.** Pr. Mk. 3.— u. Mk. 3.50.

Der Lehrstreit über die Kindertaufe.

Von **P. Bunke.** Mit Vorwort von Hofprediger **Stöcker.** Preis Mk. 2.25.

Hochbedeutsame Schrift. Berl. Kirchenblatt.

Der Pilgerpsalter

von einem Pilgrim im Missionsdienste.

Mit Vorwort von **E. Schrenk.** Ein eigenartiges Werk im Sinne und Geiste von Bunyan's Pilgerreise. Enthält 12 schöne Abbildungen nach Stichen.

Preis Mk. 3.—, fein geb. Mk. 4.50 und 5.—.

Pastor Hoffmann in Genf schreibt: Ich habe in den „Pilgerpsalter" hineingeschaut, das Buch hat mich gefesselt, ich habe weiter und weiter gelesen. Es ist mir wie wunderbar frisches Wasser, aus tiefster Quelle geschöpft, geworden, mein dürstend Herz zu tränken. Das ist ein Gottesmann, oder richtiger eins der von der Mutter Brust entwöhnten Kinder Gottes, der dieses wunderbare Buch geschrieben hat. Ich danke dem Verfasser aus tiefster Seele für die schöne Gabe und freue mich unendlich, an ihm und mit ihm besser beten zu lernen für mein Haus und für meine Gemeinde. Alle Mitpilger nach Zion, die mir hier auf meinem Auslandsposten nahe kommen, will ich auf den „Pilgerpsalter" hinweisen.

Ernst Röttger, Kassel.

„Wo gehst du hin?“

Ein Jahrgang Predigten

über

Fragen und Antworten aus Gottes Wort.

I. Teil: **Wer gibt dir Frieden?** (Von Advent bis Trinitatis).

II. Teil: **Was soll ich tun, daß ich selig werde?**

Von **Fr. Grünhagel**, Pfarrer in Friedland, Ostpr.

Über 600 Seiten 8°, broschiert Mk. 6.—,
gebunden Mk. 7.50 (Porto 50 Pf.)

Im Geiste positiven Bibelglaubens wollen diese Predigten nichts anderes treiben und bieten als **Jesus allein — Jesus selbst — Jesus ganz** — und den Seelen das große, ewigkeitswichtige: **Wo gehst du hin?** in lebensvoller Klarheit nahe bringen, daß sie fest und entschieden, ihrer zeitlichen und ewigen Seligkeit gewiß, antworten: **Wir gehen mit Ihm — zu Ihm — nach Hause!**

Die Sünde

von

P. J. Kargel.

Preis Mk. 1.—, geb. Mk. 1.80.

Die „Evangelische Kirchenzeitung“ schreibt u. a.: Der Verfasser hat durch sein Werk „**Licht aus dem Schatten**“ bereits großes Interesse erregt. Auch diese furchtbar-ernste Schrift verdient weiteste Verbreitung. Sie trägt dazu bei, die Sünde nicht nur in ihrem Wirken und Wesen zu erkennen, sondern auch zu verabscheuen und Gott zu leben.

Licht aus dem Schatten.

Vorbilder aus dem alten Testament.

Preis Mk. 3.—.

Ernst Röttger's Verlag Kassel.

Philemon. * Von Pastor J. Dammann.
Herausgeber von „Licht und Leben“.

Preis Mk. 2.—, schön gebunden Mk. 3.—.

Mitteilungen aus dem Orient (Pastor Lohmann) schreibt: „Ein Diamant, der nach allen Seiten Licht ausstrahlt.“

*

Vom gleichen Verfasser:

Der Feldmarschall Naemann

oder

Des Menschen Elend und seine Errettung.

2. Auflage. Preis 60 Pfg., gebunden Mk. 1.—.

*

Wo ist denn nun dein Gott?

Geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.40.

*

Evangelisationsreden

à 15 Pfg.

1. **Das Wissenswerteste.**
2. **Das vernichtete Schuld-Dokument.**
3. **Der General- und Spezialarzt.**
4. **Hört's Ihr Christen.**
5. **Wie komme ich am Tode vorbei.**
6. **Es bleibt dabei.**

Diese Reden des bekannten P. Dammann eignen sich besonders zum Verteilen. Bei Bezug von 10 und mehr tritt Preisermäßigung ein.

Ernst Röttger's Verlag Kassel.

Festgeschenke u. A.

Das Liebesleben des Herrn

oder

Die tieferen Lehren i. d. Hoh. Liede Salomonis

von P. Simpson (Verf. von „Jesus selbst“).

Preis 1.—, fein gebunden 2.— Mk.

Gebet im Kämmerlein

von H. C. G. Moule. Vorwort von E. Schrenk.

2. Aufl. Preis geb. 1.40, eleg. geb. m. Goldsch. Mk. 1.60.

Christus im Buche Jesaias

von F. B. Meyer (Verf. von „Elias“). Pr. 2.— geb. 3.— Mk.

Thomas à Kempis.

Vier Bücher von der Nachf. Christi.

geb. 1.20, Lederband m. G. 3.50 Mk.

Gericht bis zum Siege

von Pastor O. Stockmayer.

Preis 0.60, 0.80, geb. 1.20 Mk.

Die Hochzeit des Lammes

vom gleichen Verfasser. Preis 20 Pf.

Trost im Leiden

von Lic. D. Sardemann am Hess. Diakonissenhause.

geb. 1.75, geb. 2.75 Mk. (in 3 Blatt-Lieferungen à 60 Pfg.)

Hausbrot.

Schlichte Morgen- und Abendandachten.

Preis geb. 3.— und 5.— Mk.

Von der Verfasserin des Liedes: „So nimm denn meine Hände“.

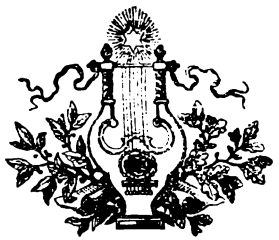
Verlag von Ernst Röttger, Kassel.

„Singet dem Herrn ein neues Lied und machet es gut auf Saitenspiel mit Schalle", dieses Psalmwort durchtönt:

2. Auflage. **Himmelwärts.** 2. Auflage.

12 Lieder für Solo oder gemischten Chor
von Past. Conrad, Nümbrecht.
steif geh. 80 Pf., gut gebunden 1.20 Mk.

87 Choräle
von
Hoforganist
Rundnagel.
Preis 75 Pf.,
kart. 90 Pf.



Volksgesänge
für
Männerchöre
von
Lehrer **Horath,**
Solingen.
Preis 1.80 Mk.

22 rhythmische Choräle von A. Klein.
50 Pf.

Karfreitagsliturgie vom gleichen Verfasser.
25 Pf.

Chorgesangbuch von Dr. Joh. Herzog, Prof. der Musik, München.
Preis 2.—, Leinenband 2.50 Mk.

Von stiller Ruderbank von F. Anker.
Lieder, Leidenden gewidmet. 1.—, geb. 2.— Mk.
.... führen aus dem Abgrund des Lebens zum Himmel des Glaubens ... **eine herrliche Gabe.**

Christl. Feststunden von P. C. Ed. Fürer.
Preis 1.80, fein geb. 3.50.
Eine Darstellung der Lebens- und Leidensgeschichte Christi im Gewande der Dichtung. **Zur Entnahme von Deklamationen sehr zu empfehlen.**

Heimwärts. Gedichte von W. Rehbein.
Preis 1.20, 2.—, f. Goldschn. 3.—.

Balsam für trauernde Herzen.
von Friedhofspastor Knaut.
2. Auflage. Preis 1.— Mk.

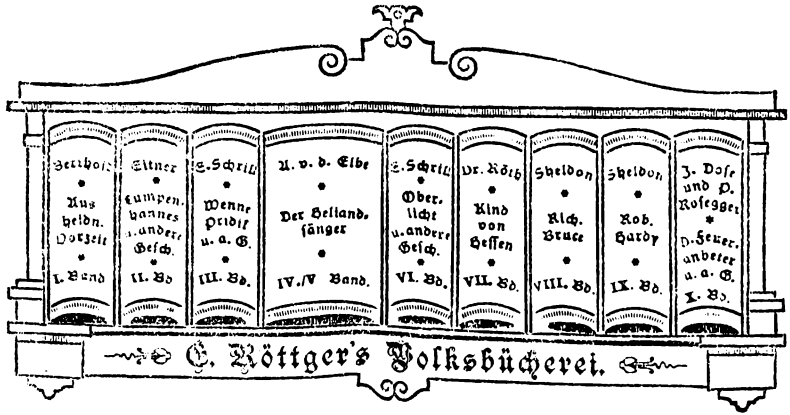
Verlag von Ernst Röttger, Kassel.

Werke von hohem Werte sind es, welche unsere **Volksbücherei** von nunmehr 10 Bänden aufzuweisen hat. — Das wird jeder bestätigen, der die herrlichen, mit Geist und Gemüt durchwehten Geschichten von **H. Berthold** oder die mit großer Lebenswahrheit aus unserem Volksleben gegriffenen Erzählungen von **M. Eitner** kennt. Wer **P. Keller** in der Schilderung des russischen Volkes, seines Lebens und Treibens würdigt, oder wer die historische Stoffe behandelnden, frisch und fesselnd geschriebenen Geschichten von **A. v. d. Elbe** schon einmal gelesen hat, der wird auch Verlangen tragen, die neuesten Werke eines **Ch. Sheldon** und **Joh. Dose** kennen zu lernen.

Bonnet, P.

Petrus Helldall.

Mk. 1.50,
geb. Mk. 2.50.



Neu!

Der

Kanzler zu Babel.

Erzählung
von
E. Schreiner.
1.—, geb. 1.50.

Aufs Wärmste empfohlen u. a. vom: „Nachbar", „Reichsbote", „Neue Pr. Kreuzzeitung", Stöcker's „Kirchenzeitung", „Quellwasser", „Bremer Nachrichten", „Für's Haus", „D. Mädchenzeitung", „Ev. Allianzblatt", „Barmh. Samariter", „Wahrheitszeuge", „Hessische Schulzeitung", „Das Volk", „Daheim", „Christenbote", „Philadelphia", „Licht und Leben", „Zionspilger", „D. Warte", „Jugendhilfe", „Frauenblatt", „Freiwillige", „Mecklenb. Sonntagsblatt", „Kelle und Schwert", „Theol. Lit.-Ber.", „Ev.-luth. Kirchenztg.", „Rathm. Lit.-Bericht", „Weihnachts-Rundschau" von Professor König und P. Brüssau ꝛc. ꝛc. — Jeder Band Mk. 1.—, fein gebunden Mk. 1.50.

Neu!

Der Kanzler zu Babel.

Eine Erzählung.

Preis eleg. geheftet 1.—, Originaleinband 1.50.

Der Christliche Bücherschatz Jahrgang 1905/06 urteilt soeben:

Das Buch stellt sich die kühne Aufgabe, d. Geschichte des biblisch. Prophetenbuches Daniel in Form eines Romanes darzustellen.

Es ist glänzend geschrieben mit feinster Kenntnis von Land und Leuten in der damaligen Zeit, eingetaucht in morgenländische Phantasie und Pracht; äußerst geschickt aufgebaut, bis zuletzt in Spannung haltend. Darum liest man's angeregt weiter, obwohl man d. Geschichte kennt. Solche Bücher sind aber immer gut.

Verkleinerte Abbildung der Einbanddecke.

Josephine Butler.

Ein Lebensbild z. Beherzigung, Mahnung und Nacheiferung von **W. T. Stead.**

kart. 60 Pfg., eleg. geb. m. G. Mk. 1.40.

Von P. Dammann u. A. warm empfohlen.

Wider d. Gesundedenker.

die fälschlich Gesundbeter heißen.

Von Pastor **Klein.**

Vorw. von Generalsup. Faber.

Preis 80 Pfg.

Bringt verblüffende Tatsachen ans Licht.

Quickborn

Aussprüche und Ratschläge aus den Werken von **J. M. Sailer.**

Kurze köstliche Ratschläge in vielen Lebenslagen.

—.60, —.80, geb. 1.60.

Dringender Aufruf an unsere kathol. Brüder

von Excell. **Schulepnikoff.**

Weist schonungslos die Irrlehren der katholischen Kirche nach. Besonders nachdenkenden Katholiken zu empfehlen.

Ernst Röttger, Kassel.

Die Judenfrage und ihre göttliche Lösung

von Prof. **Ströter.** Preis 2.—, elegant gebunden 3.—.

Eine bedeutungsvolle Arbeit, ein Kommentar, ja mehr noch als ein solcher zum 11. Kapitel des Römerbriefes, voll tiefer Gedanken und fast im prophetischen Geiste geschrieben.

Erkoren — Dennoch verloren.

Bibl. Beispiele: Bileam, Saul, Judas, Agrippa u. a. von Erzbischof **Trench.**

Sie zeichnen sich aus durch Tiefe der Gedanken, durch geistvolle Charakterzeichnung, durch Knappheit der Sprache.

Kruseństjerna, A. v., Unseren Kindern.

Fortlaufende Bibelerklärungen als Morgenandachten. kompl. geb. 7.50, in 3 Bänden brosch je 2.—, geb. je 3.—. Für Leiter und Lehrer an Sonntagsschulen u. A. **kompl. steif geheftete Ausgabe Mk. 5.—,** statt Mk. 6.—.

Mütter, welche mit ihren Kindern die heil. Schrift lesen, werden in den Blättern reiche Anregung finden; ich kann dieselben warm empfehlen.
D. Braun, Generalsuperintendent.

Bei Dir ist die lebendige Quelle und in Deinem Lichte sehen wir das Licht.

Ein Jahrgang Predigten von † Generalsuperint. D. **Martin.** brosch. 6.50, eleg. geb. Mk. 8.—.

... klar, fest, kräftig, biblisch begründet, und exegetisch gründlich, ganz einfach und dabei von starkem Eindruck. D. ev. Kirchenz.

Die sieben Sendschreiben

der Offenbarung St. Johannis von Pastor **W. Finsingen.** eleg. brosch. Mk. 1.20.

... haarscharfe Zeugnisse gegen modernen Halbglauben oder abgestandenes Christentum.
(Auf dein Wort.)

Unsere Zukunft im Lichte des Wortes Gottes.

Von Pastor **W. Israel,** Berlin. 2. Aufl. kart. 80 Pf., eleg. geb. Mk. 1.20.

Suche Jesum u. sein Licht.

Predigten von **M. Kögel** †. brosch. Mk. 1.80, gebunden Mk. 2.40.

Voll heiligen Bußernstes, voll Glaubenswärme, Zeugenmut und durchschlagender Beweiskraft.
(Pastoralblätter.)

Ernst Röttger, Kassel.

Einzelne Evangelisations-Predigten und -Reden, kurze Betrachtungen, populäre Abhandlungen, Handblätter zum Verteilen etc.

Pastor
Israel Berlin.
Reinigung und Heiligung des Christen
Preis 15 Pfg.

„Seid einig"
Festpredigt
Philipp. 1, 27 bis 2, 4.
Preis 20 Pfg.

Ein Gotteskind.
Von H. S.
4. Aufl. Preis 50 Pfg.

Superintendent
Nelle.
Die Aufgaben der inneren Mission der evangelischen Kirche in den sozialen Kämpfen der Gegenwart.
Preis 40 Pfg.

P. Seelig.
Wie entsteht eine gute Predigt?
Preis 40 Pfg.
Empfohlen von Gen.-Sup. D. Lohr.

Superintendent
W. Wolff.
Ist Harnack's „Wesen des Christentums" ein Ergebnis geschichtl. Forschung?
Eine kritische Reflektion für denkende Christen.
Preis 30 Pfg.

Rev. Mac. Gregor.
Die stille Stunde.
Preis 40 Pfg.

Superintendent
Happich.
Arbeit im Lichte des Wortes Gottes mit Streiflichtern über die Gegenwart.
Preis 40 Pfg.

Dr. med.
Ziemann's
Handblätter.
Von einem praktischen Arzte.
Pr. 100 Stück 50 Pfg.
1000 Stück Mk. 4.—
Porto extra.

Dr. Alf. Heussner,
Pfarrer.
Wie soll ich das Abendmahl feiern?
Für unsere Gemeinden beantwortet
2. Aufl. Preis 15 Pfg.

Pastor Möller.
Warum begraben wir unsere Toten?
Preis 30 Pfg.

D. theol.
M. Frommel.
Das Wort Jesu von der ersten Liebe.

Die Verklärung eines Christenhauses nach der Haustafel.
Preis je 10 Pfg.

Oberkonsistorialrat
D. Sell.
Die christliche Laientätigkeit im Reiche Gottes, ihre Notwendigkeit und Schranken
Preis 40 Pfg.

Chr. Dietrich.
Kirchliche Fragen der Gegenwart
mit Vorwort von Sup. Ch. Schmalenbach
2. Aufl. Preis 1.20 Mk.

Generalsuperintendent
D. Lohr.
Predigt zur Eröffnung des ersten deutschen evangel. Frauentages
Preis 25 Pfg.

„Zum Abschied und zum Willkomm!"
2 Predigten gehalten vor und nach der Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem.
Preis 40 Pfg.

Graf M. v. Korff.
Namen, Titel und Sachvorbilder in der heil. Schrift für unsren Herrn und Heiland Jesum Christum.
Preis 10 Pfg.

Lic. theol.
D. Sardemann.
Die Begründung des Amtes der dienenden Liebe.
Preis 50 Pfg.

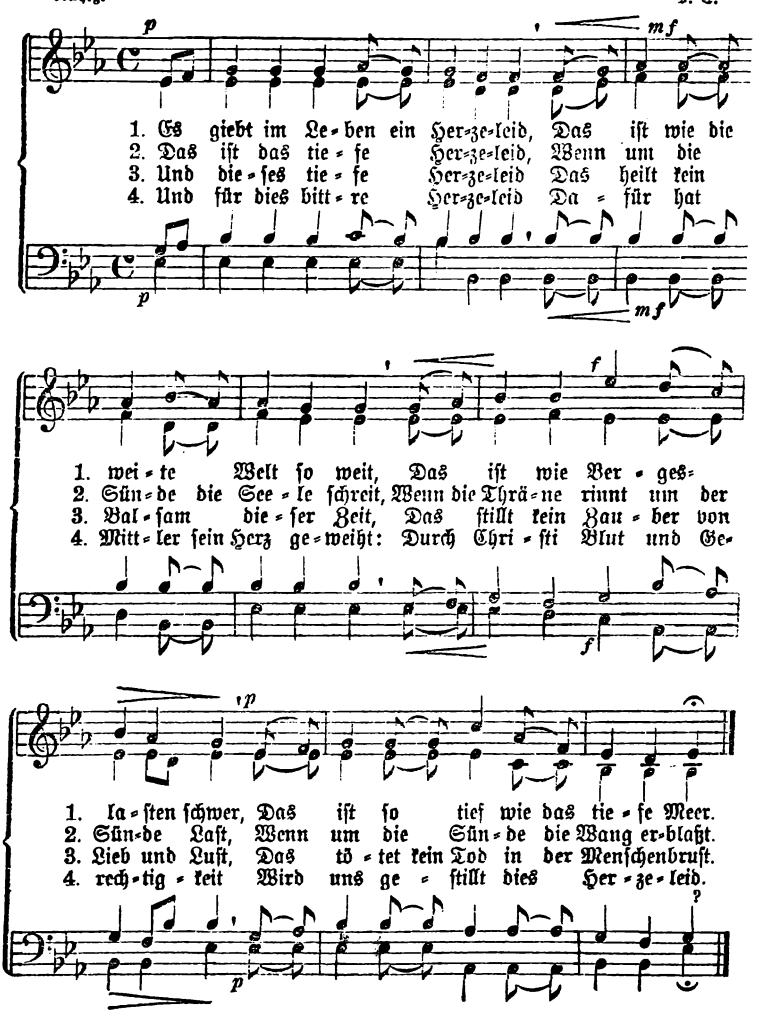
Das Diakonissenmutterhaus und seine Schwestern.
Preis 20 Pfg.

R. Horst,
Pfarrer zu Mansbach, Hessen.
Jesus unsere Heiligung.
Preis 35 Pfg.

Ernst Röttger, Kassel.

1. Herzeleid-Balsam.*)

Ruhig. J. C.



*) Aus P. Conrad „Himmelwärts“. 12 geistliche Lieder für Solo oder gemischten Chor. Preis geb. Mk. 1.20.

Ernst Röttger's Buchdruckerei Kassel.